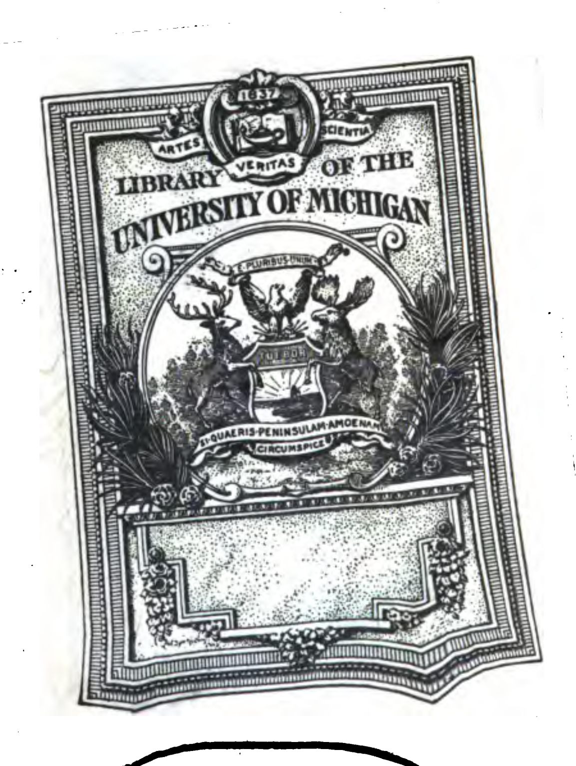
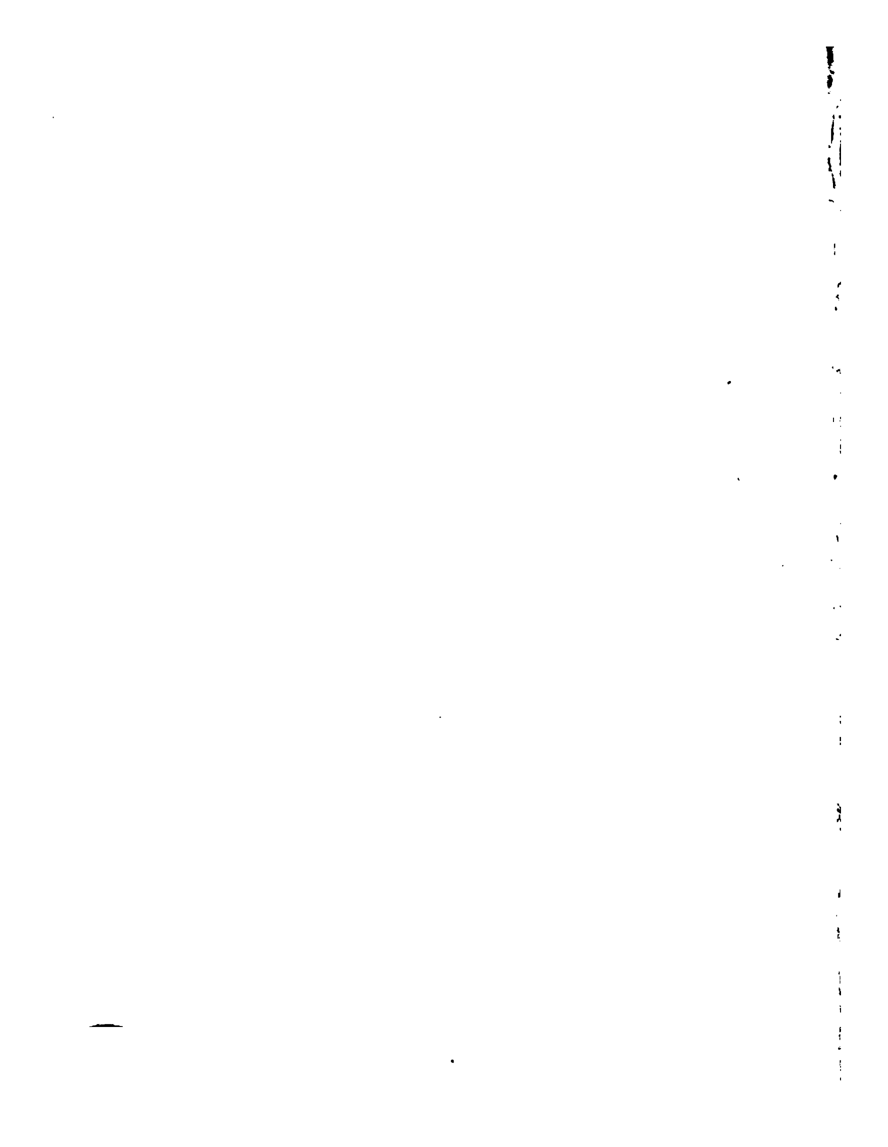

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



# Sintram

und

# seine Gefährten.

Von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Ausgewählte Werke

von

## Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand.

## Siebenter Band.

Sintram.




Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Sintram

## und seine Gefährten.

---

Eine nordische Erzählung

nach

Albrecht Dürer.

# Erstes Kapitel.

In Drontheim auf der hohen Burg saßen viel Nordlandsritter versammelt, und hatten Rath gehalten über des Reiches Wohl, und zechten nun bis in die tiefe Nacht hinein fröhlich mit einander in dem hallenden, gewölbten Saal, um den runden, riesigen Steintisch her.

Der erwachende Sturm trieb so eben ein wildes Schneegestöber gegen die klirrenden Fenster, alle Thüren in ihren eichenen Fugen bebten, die schweren Schlösser rasselten ungestüm, die Schloßuhr schlug nach vielrädrigem, langsam knarrendem Getöse: Eins.

Da flog in die Halle herein mit sträubenden Locken, mit ängstlichem Geschrei und geschlossenen Augen, ein todtbleicher Knabe. Der stellte sich hinter den geschmückten Sessel des großmächtigen Ritter Biörn, umklammerte den glänzenden Helden mit beiden Händen, und schrie mit durchdringender Stimme: „Ritter und Vater! Vater und Ritter! Der Tod und noch Einer sind abermal entsetzlich hinter mir drein! —"

Eine furchtbare Stille lag eisig über der ganzen Versammlung; nur daß der Knabe fort und fort entsetzliche Worte schrie.

Aber ein alter Reisiger aus Ritter Biörn's zahlreichem Gefolge, der fromme Rolf geheißen, schritt gegen das jammernde Kind heran, faßte es in seine Arme, und betete halb singend:

„Hilf, Vater mein,
Dem Knechte Dein!
Ich glaub', und kann nicht glauben."

Sogleich ließ der Knabe von dem großen Ritter Biörn wie träumend los, und der fromme Rolf trug ihn leicht, wie eine Flaumfeder, obgleich unter heißen Thränen und fortgesetztem leisem Gemurmel aus dem Saal.

Die Herren und Ritter sahen sich allesammt sehr verwundert an.

Da hub der gewaltige Biörn seine Rede an, und sagte auf eine etwas wilde und ingrimmig lachende Weise:

„Laßt Euch durch das wunderliche Ding von Knaben nicht irren. Es ist mein einziger Sohn, und treibt es nun schon seit seinem fünften Jahre also; jetzt ist er zwölfe; nun bin ich's denn sehr gewohnt worden, ob es mich gleich anfangs etwas unruhig machte. Es kommt auch alle Jahre nur ein Mal, und immer um diese Zeit. Aber haltet's mir zu Gute, daß ich so viel Worte von meinem albernen Sintram gemacht habe, und bringt was Klügeres auf die Bahn." —

Es blieb noch eine Weile still. Dann huben einzelne Stimmen an, leise und unsicher die vorhin abgebrochnen Reden zu erneuen, jedoch sonder Erfolg. Ein Paar der jüngsten und frohherzigsten begannen einen Rundgesang; da heulte und pfiff und flüsterte der Sturm so wunderlich drein, daß auch dieses alsbald abgebrochen ward.

Nun saß man ganz schweigsam und beinahe regungslos in dem hohen Saale; die Ampel flackerte trüb am Gewölbe; die ganze Heldenversammlung war wie leblose, etwas bleiche Bilder, die man in riesige Harnische gesteckt hätte, anzuschauen.

Da erhub sich der Kapellan des Schlosses zu Drontheim, der einzige geistliche Mann in diesem Ritterkreise, und sagte: „lieber Herr Biörn, es hat sich nun einmal auf wunderbare, wohl durch Gott recht eigentlich verhängte Weise, unser Aller inneres Auge auf Euch und Euren Sohn gerichtet. Ihr sehet, wir bringen's nicht wieder davon weg, und thätet besser, uns recht ausführlich zu erzählen, was Ihr von des Knaben wunderlichem Treiben wißt. Vielleicht thut uns gerade die ernste Rede, welche ich vorahne, an diesem etwas wild gewordnen Feste gut."

Ritter Biörn sah den Geistlichen mit unzufriednen Blicken an, und erwiederte: „Herr Kapellan, Ihr habt an der Geschichte mehr Theil, als Euch und mir zu wünschen sein mögte. Erlaßt uns freudigen Norwegskämpfern die trübliche Kunde."

Der Kapellan aber trat mit fester und höchst sanftmüthiger Geberde näher zu dem Ritter heran, sprechend:

„Lieber Herr, vorhin stand das Erzählen und Nicht-Erzählen einzig und allein bei Euch; jetzt, da Ihr so wunderbar auf mich und mein Theil an dem Unglück Eures Sohnes hingedeutet habt, muß ich auf das bestimmteste von Euch fordern, daß Ihr Alles Wort für Wort berichtet, wie es sich begeben hat. Meine Ehre will es so haben, und das fühlt Ihr gewiß nicht minder deutlich, als ich."

Ernst, aber nachgebend neigte Ritter Biörn sein stolzes Haupt, und hub folgenden Spruch an:

„Nun sind es sieben Jahre her, da hielt ich mit meinen gesammten Mannen das Weihnachtsfest. Es giebt noch so einige alte, ehrwürdige Gebräuche, von unsern großen Ahnen auf uns vererbt: als zum Beispiel, daß man ein schönes goldnes Eberbild auf die Tafel stellt, und sich dabei allerhand fröhliche und ehrebringende Verheißungen giebt. Der Herr Kapellan hier, welcher mich damalen wohl zu besuchen pflegte, war nie ein sonderlicher Freund von solchen Ueberbleibseln aus der gewaltigen Heldenwelt. Seinesgleichen mogte zu jener uralten Zeit freilich nur in schlechtem Ansehen stehen."

„Meine erhabnen Vorgänger," unterbrach ihn der Kapellan, „hielten es bei weitem mehr mit Gott, als mit der Welt, und bei Gott war ihr Ansehen recht gut. Auf diese Weise haben sie Eure Ahnen bekehrt, und wenn ich Euch auf ähnliche Art behülflich sein kann,

soll mir Euer Spotten auch eben nicht das Herz abfressen."

Mit noch dunklerem Blick, aber mit einer etwas zornigen Scheu, fuhr der Ritter in seiner Rede fort:

„Ja, ja, Verheißungen auf das Unsichtbare, und Drohungen eben daher! So läßt sich uns um so leichter nehmen, was man des Guten etwa sieht und hat! — Damals, ach freilich damals, hatte ich dergleichen noch! — Wunderlich! — Bisweilen kommt es mir vor, als sei das schon ein paar Jahrhunderte her, und ich ein gänzlich überlebter Greis, weil es jetzt so gar entsetzlich anders ist. Aber nun besinn' ich mich's: der größte Theil dieser edlen Tafelrunde hat mich ja in meinem Glück besucht, und hat Verenen, mein himmelschönes Weib gekannt —"

Er schlug die Hände vor's Gesicht, und es war beinah, als ob er weine. Der Sturm hatte aufgehört; sanfte Mondesstrahlen drangen durch's Fenster, und legten sich, wie kosend und begütigend um Biörn's verwilderte Gestalt.

Da fuhr er plötzlich in die Höhe, daß die Waffenrüstung furchtbar zusammen klirrte, und rief mit donnernder Stimme: „soll ich etwa zum Mönch werden, wie sie zur Nonne geworden ist? Nein, kluger Herr Kapellan, für Fliegen meiner Art sind Eure Gewebe zu dünn!"

„Ich weiß nichts von Geweben;" sagte der Geistliche. „Offen und ehrlich habe ich Euch vor sechs Jahren Himmel und Hölle vorgestellt, und Ihr willigtet in den Schritt, den die fromme Verena that. Wie

das aber mit dem Leiden Eures Sohnes zusammen hängt, weiß ich nicht, und warte auf Eure Erzählung."

„Da könnt Ihr lange warten!" lachte Biörn ingrimmig. „Ehe soll —"

„Flucht nicht," sagte der Kapellan mit kräftig gebietender Stimme, und beinahe furchtbar strahlenden Augen.

„Hussah," schrie Biörn im wilden Entsetzen auf, „Hussah, der Tod und sein Geselle sind los! —" Und in rasender Scheue flog er aus dem Gemach, die Steigen hinab, und draußen hörte man ihn mit rauhen, entsetzlichen Tönen sein Gefolge zusammen blasen, und bald darauf ihn über den starr beeis'ten Hofplatz davon sprengen.

Die Ritter gingen schweigend, beinahe zitternd aus einander. Einsam betend an dem großen Steintische saß der Kapellan.

---

## Zweites Kapitel.

Nach einiger Zeit kam der fromme Rolf langsam und leise herein, und blieb verwundert in der leer gewordnen Halle stehen. Er hatte in den entfernten Gemächern, wo er das Kind wieder zur Ruhe gebracht, nichts von dem wilden Aufbruch seines Ritters vernommen. Der Kapellan berichtete ihm das Vorgefallne auf gütige Weise, und sagte dann:

„Aber, lieber Rolf, ich mögte Euch wohl um die seltsamen Worte fragen, mit welchen Ihr vorhin den kranken Sintram wieder einwiegtet. Sie klangen so fromm, und waren es gewiß auch, und dennoch habe ich sie nicht verstanden:

„Ich glaub' und kann nicht glauben."

„Ehrwürdiger Herr," entgegnete Rolf, „seit meiner frühesten Kindheit besinn' ich mich, daß keine der schönen Geschichten im Evangelio mich so gewaltig angefaßt hat, als die, wo die Jünger den besessenen Knaben nicht heilen konnten, und der verklärte Erlöser endlich selbst vom Berge herab kam, und die Bande zerriß, womit der böse Geist das geängstete Kind an sich festgekettet hielt. Mir war immer, als müsse ich

den Knaben gekannt und gepflegt haben, und in guten Stunden sein Spielgefährte gewesen sein. Und wie ich nun zu Jahren kam, da lag mir die Noth des Vaters um seinen vergeisterten Sohn auf dem Herzen. Das war denn wohl Alles eine Vorbedeutung auf unsern armen Junkherrn Sintram, den ich liebe, gleich wie ein eigenes Kind, und nun quillen mir bisweilen die Worte des weinenden Vaters im Evangelio recht aus dem Herzen herauf: „ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" und etwas Aehnliches mag ich auch wohl heute in meiner Angst gesungen und gebetet haben. Lieber, ehrwürdiger Herr Kapellan, es wird mir bisweilen recht dunkel vor dem Sinne, wenn ich's bedenke, wie Ein fürchterlicher Spruch des Vaters so entsetzlich an dem armen Kinde haften kann, aber Gott Lob! mein Glaube und mein Hoffen bleibt oben."

„Lieber Freund Rolf," sagte der Geistliche, „Alles, was Ihr von dem armen Sintram redet, verstehe ich nur halb, denn mir ist unbekannt, wann und wie das Unheil über ihn gekommen ist. Bindet nun kein Eid, oder sonst ein feierliches Wort, Eure Zunge, so thut mir kund, wie es sich damit begeben hat."

„Von Herzen gern," entgegnete Rolf. „Ich habe mich lange danach gesehnt. Aber Ihr waret ja wie gänzlich abgeschieden von uns. Nur jetzt darf ich den schlafenden Junkherrn nicht länger allein lassen, und morgen in aller Frühe muß ich ihn meinem Ritter nachführen. Kämet Ihr wohl mit zu dem guten Sintram, theurer Herr?"

Der Kapellan faßte sogleich selbst die kleine Leuchte, welche Rolf mitgebracht hatte, und sie schritten durch die langen Bogengänge davon.

In dem kleinen, fernen Zimmerchen fanden sie den armen Knaben fest schlafend. Auf sein ohnehin schon sehr bleiches Gesicht fielen die Strahlen der Lampe recht wunderlich. Der Kapellan blieb eine ganze Zeit lang tief nachsinnend vor ihm stehen, und sagte endlich:

„Es ist wahr, er trug schon von seiner Geburt her etwas strenge und scharf gebildete Züge, aber jetzt sieht er für ein Kind beinahe furchtbar aus. Und dennoch muß man dem ehrlichen Schläfer gut sein, man mag wollen oder nicht."

„Ganz recht, lieber, ehrwürdiger Herr!" entgegnete Rolf, und man sah es ihm an, wie seine ganze Seele dabei war, wenn irgend ein Wort zu Gunsten seines lieben Junkherrn Sintram gesprochen ward. Darauf stellte er die Leuchte so, daß sie den Knaben nicht blenden konnte, führte den Geistlichen zu einem bequemen Sitz, und hub, ihm gegenüber Platz nehmend, folgendermaßen zu sprechen an:

„An jenem Weihnachtsfeste, wovon Euch mein Herr gesagt hat, war zwischen ihm und seinen Mannen vielfach die Rede von den deutschen Handelsleuten, und wie man den Stolz der immer mächtigern Hafenstädte niederpressen möge. Da streckte Herr Biörn seine Hand aus nach dem bösen Eberbilde von lauterm Gold, und verhieß, ohne alle Barmherzigkeit die deutschen Kauf-

fahrer zum Tode zu bringen, welche ihr Schicksal, es sei auch auf welche Art es wolle, lebendig in seine Macht gerathen lasse."

„Die holde Verena erbleichte, und wollte dazwischen reden, aber es war zu spät, heraus das blutige Wort. Und gleich, als müsse der Tyrann des Abgrundes alsbald den ihm verfehmten Vasallen an vielen Banden auf ein Mal erfassen, kam auch zu gleicher Zeit ein Wächter in den Saal, und meldete, zwei Bürger aus einer deutschen Handelsstadt, ein Greis und sein Sohn, seien hier gestrandet, und stehen draußen, den Schutz des Burgherrn anrufend."

„Das griff den Ritter schauderhaft an die Seele, aber er vermeinte, durch sein übereiltes Ehrenwort und den vermaledeiten heidnischen Gold=Eber gebunden zu sein. Wir Knechte erhielten Befehl, uns mit scharf gespitzten Stahllanzen im Schloßhofe zu versammeln, um so auf den ersten Wink die armen Schutzgenossen recht schnell abzufertigen."

„Das erste Mal und auch hoffentlich das letzte Mal in meinem Leben sagte ich Nein zu den Geboten meines Herrn. Und das sagte ich recht laut und in freudiger Entschlossenheit. Der liebe Gott, der wohl am besten wissen muß, wen er in seinen Himmel haben will und wen nicht, rüstete mich aus mit Beharrlichkeit und Kraft."

„Und siehe da, Ritter Biörn mogte spüren, woher die Widersetzlichkeit seines alten Knechtes komme, und daß dergleichen in Ehren zu halten sei. Er sprach halb zürnend, halb spottend: „geh hinauf zu den Fen=

stern meiner Frau. Die Zofen laufen ängstlich hin und her; sie mag unwohl sein. Geh hinauf, Rolf der Fromme, sag' ich Dir, so kommen Weiber und Weiber zusammen."

„Ich dachte: „spotte Du nur!" und ging stillschweigend meines angewiesenen Weges."

„Da begegneten mir auf der Stiege zwei wunderliche und recht furchtbare Leute, die ich noch nie gesehen hatte; auch weiß ich nicht, wie sie in die Burg gekommen sind. Der Eine war lang und groß, und sah entsetzlich blaß aus, und sehr, sehr mager; der Andre war ein kleines Männchen mit ganz abscheulichen Gesichtszügen und Mienen. Ja, als ich mich zusammen nahm und recht genau hinsah, kam es mir wahrhaftig vor —"

Ein leises Wimmern und Zucken des Knaben unterbrach die Rede. Zu ihm hineilend sahen Rolf und der Kapellan, wie eine graunvolle Angst auf seinem Antlitz lag, und sich die Augen krampfig aufthun wollten und nicht konnten. Der Geistliche schlug das Kreuz über ihn; da legte sich nach und nach der seltsame Zustand, das Kind schlief ruhig, und die beiden gingen leise wieder nach ihren Sitzen zurück.

„Ihr sehet, es thut nicht gut, die zwei Furchtbaren näher zu beschreiben," sagte Rolf. „Genug, sie schritten nach dem Hofe hinunter, ich zu den Kammern meiner Herrin hinauf. Wohl war die zarte Verena vor entsetzlicher Beängstigung in halber Ohnmacht,

und ich eilte, ihr mit der Einsicht beizustehen, die mir der liebe Gott von den heilenden Kräften in Kraut und Luft und Stein verliehen hat. Aber kaum etwas erholt, gebot sie mir schon mit der stillheiligen Gewalt, die Ihr an ihr kennt, sie hinunter zu geleiten in den Hof: sie müsse das Schreckniß dieser Nacht wenden, oder selber mit untergehen. Wir mußten an dem Bettchen des schlafenden Sintram vorbei; ach Gott, mir fielen die heißen Thränen aus den Augen, wie er so still und ruhig athmete, und lächelte in seinem freundlichen Schlummer!"

Der alte Reisige hielt die Hand über seine Augen, und weinte bitterlich. Dann fuhr er gesammelter wieder fort:

„Wir naheten uns den Fenstern der untern Treppe; da vernahmen wir deutlich die Stimme des ältesten der beiden Kaufherren, und durch die Scheiben ward mir beim Fackelschimmer auch sein edles Angesicht klar, und daneben das blühende Haupt seines Sohnes." — „Ich rufe Gott den Herrn zum Zeugen," rief er aus, „daß ich diesem Hause kein Leid zu thun gedachte! — Aber ich muß wohl in die Heidenschaft gerathen sein, statt in eines christlichen Ritters Burg, und wenn es dem also ist, so stoßet nur zu, und Du, mein herzlieber Sohn, stirb geduldig und standhaft; im Himmel werden wir erfahren, warum es nicht anders sein konnte. —" Mir war, als sähe ich die beiden Furchtbaren mit im Gedränge der Reisigen. Der Blasse hatte ein großes Sichelschwerdt zur Hand, der Kleine einen wunderlich gezackten Speer."

„Da riß Verena das Fenster auf, und rief wie mit Flötentönen durch die wilde Nacht: „mein seelenlieber Herr und Gemahl, um Eures einzigen Kindes willen erbarmt Euch dieser frommen Männer! Errettet sie vom Tode, und widersteht den Versuchungen des bösen Geistes!" — Der Ritter antwortete in seinem Grimm — laßt mich nicht sagen was. Er setzte sein Kind aufs Spiel, er rief Tod und Teufel herbei, wenn er sein Wort nicht halte, — still! Der Knabe zuckt schon wieder. Laßt mich die finstre Kunde schnell zu Ende bringen."

„Ritter Biörn gebot seinen Knechten, daß sie zustoßen sollten, und winkte mit so entsetzlich flammenden Blicken, daß er davon bisweilen noch Biörn Gluth-Auge geheißen wird; zugleich erzeigten sich die zwei furchtbaren Fremden sehr geschäftig. Da rief Verena mit durchdringender Angst: „Herr, mein Erlöser, hilf! —" Und verschwunden waren die beiden Schreckgestalten, und wild, wie geblendet, tos'te der Ritter und sein Schloßgesind wider einander, ohne sich zu beschädigen, aber auch ohne die gefährdeten Handelsleute treffen zu können. Diese neigten sich ehrerbietig gegen Verenen, und schritten still betend zu den Burgthoren hinaus, die eben jetzt, von einem schneeigen Wirbelwinde getroffen, plötzlich aus ihren Riegeln fuhren, und den Weg in das Gebirge frei ließen."

„Die Herrin und ich standen noch wie zweifelnd auf der Steige; da war es mir, als sähe ich die zwei entsetzlichen Gestalten neben mir vorbei huschen, nur

ganz lose, leise und duftig, aber Verena rief mich an: „um Gott, Rolf, hast auch Du den großen, bleichen Mann gesehen, und den kleinen häßlichen, die hier das Treppengeländer hinauf hüpften? —“ Ich flog hinterdrein, ach, und fand den armen Knaben in eben dem Zustande, worin Ihr ihn vor wenigen Stunden gesehen habt. —“

„Seitdem kommt es immer um diese Zeit wieder, und überhaupt ist der Junkherr von daher seltsamlich verwandelt. Die Burgfrau sah die sichtbare Strafe und Mahnung der Himmelsmächte in dieser Begebenheit, und weil auch Ritter Biörn von Tage zu Tage, statt sich zu bekehren, immer mehr Biörn Gluth-Auge ward, meinte sie, für sich und ihr armes Kind einzig und allein in den Mauern eines Klosters ewige Seeligkeit und zeitliche Rettung erbeten zu können.“

Rolf schwieg, und der Kapellan sagte nach einigem Sinnen: „jetzt begreif' ich's, warum mir vor sechs Jahren Biörn lieber ohne näheres Erklären seine Sündhaftigkeit eingestand, und in das Klosterbegehr meines Beichtkindes willigte. Noch mußte sich wohl ein Ueberbleibsel von Schaam in seinem Herzen regen, und regt sich vielleicht noch. Auf alle Weise durfte die zarte Himmelsblume Verena nicht länger in der Nähe dieses Orkans bleiben. Wer aber soll nun den armen Sintram schützen und retten?“

„Das Gebet seiner Mutter,“ entgegnete Rolf. „Sehet, ehrwürdiger Herr, wenn die Frühlichter so

herüber ziehen, wie jetzt, und die Morgenlüftlein so durchs angestrahlte Fenster flüstern, — da ist mir's immer, als sähe ich die lieben Augen der Burgfrau leuchten, als hörte ich ihrer Stimme leise hauchenden Klang. Die fromme Verena wird nächst Gott schon helfen."

„Und auch unser andächtiges Rufen zum Herrn;" fügte der Kapellan hinzu, und er und Rolf knieten inbrünstig und schweigsam betend im ersten Morgenroth am Bette des bleichen Knaben, der in seinen Träumen zu lächeln begann.

---

## Drittes Kapitel.

Die Sonne funkelte schon hell in das Gemach, da fuhr Sintram, wie verletzt von ihren Strahlen, empor. Er sah den Kapellan mit unwilligem Blick an, und sprach: „also ein Geistlicher ist hier in der Burg? Und dennoch darf der verruchte Traum mich in seiner Nähe quälen? Das mag mir ein schöner Geistlicher sein!"

„Mein Kind," erwiederte der Kapellan mit großer Sanftmuth, „ich habe sehr herzlich für Dich gebetet, und werde es nun und immerdar thun, aber Gott allein ist allmächtig."

„Ihr redet sehr vertraulich zu dem Sohn des Ritter Biörn!" rief Sintram. „Mein Kind! — Und auf Du und Du! — Wäre das abscheuliche Träumen nicht wieder zu Nacht an mich gekommen, Ihr könntet mich herzlich zu lachen machen."

„Junkherr Sintram," sagte der Kapellan, „daß Ihr mich nicht wieder erkennt, wundert mich keinesweges; denn fürwahr, auch ich erkenne Euch nicht wieder. —" Und dabei wurden ihm seine Augen feucht. — Der fromme Rolf aber schaute wehmüthig in des Knaben Angesicht, sprechend: „ach lieber Junkherr,

Ihr seid so unendlich besser, als Ihr Euch anstellt; warum thut Ihr das nur? Und besinnt Ihr Euch denn gar nicht mehr — Ihr habt ja sonst ein so gutes Gedächtniß — auf den frommen, freundlichen Herrn Kapellan, der ehemals immer in unsre Burg kam, und Euch blanke Heiligenbilder schenkte und schöne Lieder?"

„Das weiß ich wohl noch;" entgegnete Sintram nachdenklich: „Damals lebte meine seelige Mutter noch."

„Unsre gnädige Frau lebt ja noch immer, Gott sei gepriesen!" lächelte der freundliche Rolf.

„Für uns nicht, für uns kranke Leute nicht!" rief Sintram. „Und warum willst Du sie nicht seelig heißen? Die weiß doch sicherlich von meinen Träumen nichts?"

„Ja, sie weiß darum, Junkherr!" sagte der Kapellan. „Sie weiß darum, und ruft zu Gott für Euch. Aber nehmt Euch in Acht mit Eurem wilden, hochfahrenden Wesen. Es könnte, ach es könnte wohl dennoch einmal geschehen, daß sie nichts von Eurem Geträume wüßte. Und das käme, wenn Leib und Seele geschieden sind, und dann wüßten auch alle heiligen Engel nichts mehr von Euch."

Sintram sank wie durchdonnert auf sein Lager zurück, und Rolf seufzte leise: „Ihr solltet mir das kranke Kind nicht so nach aller Strenge anreden, mein ehrwürdiger Herr."

Da erhub sich der Knabe mit thränenden Augen, schmiegte sich freundlich an den Kapellan, und sagte: „laß ihn nur machen, Du guter, weichherziger Rolf; dieser weiß recht sehr wohl, was er beginnt. Würdest Du ihn schelten, wenn ich in eine Schneespalte glitte, und er zuckte mich rasch und hart bei den Haaren herauf?"

Der Geistliche blickte gerührt auf ihn hin, und gedachte so eben einige fromme Betrachtungen auszusprechen, als Sintram staunend vom Bette sprang, und nach seinem Vater fragte. Auf die Nachricht von dessen Abreise wollte auch er keine Stunde mehr im Schlosse verweilen, und wies des Kapellans und des alten Reisigen Besorgnisse, ob eine rasche Fahrt seiner kaum wieder hergestellten Gesundheit nicht schaden werde, damit zurück, daß er sagte:

„Ehrwürdiger Herr, und lieber alter Rolf, glaubt mir nur, wenn es keine Träume gäbe, wär' ich der rüstigste junge Knapp' auf Gottes Erdboden, und auch so geb' ich den Besten nicht gar Vieles nach. Zudem — bis über ein Jahr um diese Zeit ist es mit dem Träumen zu End'."

Auf seinen etwas gebietrischen Wink führte Rolf alsbald die Rosse heraus. Kühn schwang der Knabe sich in den Sattel, und sprengte, den Kapellan freundlich grüßend, pfeilschnell in die glatten Thäler des schneebedeckten Gebirges hinein.

Er war mit seinem alten Reisigen noch nicht weit geritten, als er aus einer nahen Felsenbucht ein dum-

pfes Geräusch vernahm, fast wie das Klappern einer kleinen Mühle, aber dazwischen einer Menschenstimme hohles, ängstliches Gestöhn. Sie wandten ihre Pferde dahin, und ein wunderlicher Anblick that sich ihnen kund.

Ein langer, todtblasser Mann, wie ein Pilgrim anzusehen, strebte mit großer Anstrengung vergeblich, sich aus dem tiefen Schnee bergan zu arbeiten, und dabei rasselten eine Menge von Gebeinen, die er auf seinem weiten Kleide locker angeheftet trug, mit seltsamem Geräusch wider einander, und brachten jenes räthselhafte Klappern hervor.

Rolf, lebhaft zusammen schreckend, bekreuzte sich, und der kühne Sintram rief den Fremden an: „was schaffst Du da? Gieb Rechenschaft von Deinem einsamen Treiben!"

„Ich lebe im Sterben," entgegnete Jener mit einem schauerlichen Grinzen.

„Weß sind die Gebeine auf Deinen Kleidern?"

„Sind Reliquien, junger Herr."

„Bist also ein Wallbruder?"

„Rastlos, ruhelos; Land auf, Land nieder."

„Du sollst mir hier nicht im Schnee verderben."

„Das will ich auch nicht."

„Auf mein Roß sollst Du Dich mit aufsetzen."

„Das will ich."

Und alsbald war er mit unerwarteter Kraft und Behendigkeit aus dem Schnee hervor, und saß hinter Sintram, ihn mit seinen langen Armen umschlingend, auf dem Rosse, welches vor dem Klappern der Gebeine scheu wurde, und, wie vom Koller ergriffen, durch die pfadlosesten Thäler davon rannte. Bald sah sich der Knabe mit seinem seltsamen Begleiter allein; in weiter Ferne stachelte und keuchte der geängstete Rolf umsonst den beiden Fortstürmenden nach.

Eben von einer überschneiten Bergwand, doch ohne Sturz, hinab geglitten, ward der Gaul in einer engen Schluft etwas ermatteter, und brausete und schäumte er auch nach wie vor, und konnte der Knabe seiner noch immer nicht mächtig werden, so wandelte sich doch sein Odem hemmender Lauf in einen wilden, ungeregelten Trab, und zwischen Sintram und dem Fremden erhub sich folgendes Gespräch:

„Du bleicher Mann, zieh Deine Gewande fester; so klappern die Gebeine nicht, und ich zähme mein Roß."

„Hilft nicht, mein Knabe, hilft nicht; haben's die Gebeine nun so an der Art."

„Drücke mich nicht so fest mit Deinen langen Armen. Deine Arme sind so kalt."

„Kann nicht anders, mein Knabe, kann nicht anders. Und sei zufrieden. Drücken Dir ja doch meine langen kalten Arme das Herz nicht ein."

„Hauche mich nicht so an mit Deinem erfrornen Odem. Davor geht mir noch alle Kraft aus."

„Muß hauchen, mein Knabe, muß hauchen. Aber beklage Dich nicht. Hauch' ich Dich ja nicht um."

Das wunderliche Gespräch hatte ein Ende, denn wider Vermuthen kam Sintram auf eine klare, sonnenbestrahlte Schnee=Ebene heraus, und sah das Schloß seines Vaters unfern vor sich liegen. Noch sinnend, ob er den unheimlichen Wallbruder mit sich laden solle und dürfe, überhob ihn dieser alles Zweifelns, indem er sich rasch vom Pferde schwang, das überrascht in der wilden Eile stutzte. Darauf sagte er zu dem Knaben mit aufgehobnem Zeigefinger:

„Ich kenne den alten Biörn Gluth=Auge sehr wohl; nur mehr vielleicht, als allzu wohl. Grüße ihn von mir. Den Namen braucht er eben nicht zu wissen. Er wird mich schon an der Beschreibung kennen."

Damit wandte sich der blasse Fremdling in ein dichtes Tannengebüsch, und verschwand rasselnd zwischen den viel durchschlungenen Zweigen.

Langsam und bedenklich ritt Sintram auf dem nun ganz ruhig gewordenen, höchst erschöpften Rosse Schritt auf Schritt den väterlichen Hallen zu. Er wußte kaum recht, was er von seiner wunderlichen Fahrt zu erzählen habe, und was nicht; zudem auch engte ihm die Sorge um den rückgebliebenen frommen Rolf das Herz gewaltig ein.

Da befand er sich, ehe er es noch gedacht hatte, vor dem Burgthore. Die Brücken rasselten nieder, die Pforten thaten sich auf; ein Knappe geleitete den Junkherrn in den großen Saal, wo Ritter Biörn ganz allein an einer mächtigen Tafel, mit aufgestellten Harnischen wie umbaut, hinter vielen Flaschen und Bechern saß. Das war nämlich so seine Art von täglicher Gesellschaft, daß er die Rüstungen seiner Urväter mit geschlossenen Visiren rund um seinen Tisch her stehen und her sitzen ließ.

Und Vater und Sohn huben folgendergestalt mit einander zu sprechen an:

„Wo ist Rolf?"

„Weiß nicht, Herr Vater. Der ist im Gebirg von mir abgekommen."

„Den Rolf werd' ich erschießen lassen, weil er meines einzigen Kindes nicht besser zu hüten weiß."

„Nun könnt Ihr, Herr Vater, Euer einziges Kind gleich mit erschießen lassen, denn ohne den Rolf weiß ich nicht zu leben, und wo Bolzen auf ihn fliegen sollten, oder sonst ein Geschoß, da stell' ich mich dem spitzigen Zeug in den Weg, und wahre mit meiner leichtfertigen Brust sein treues frommes Herz."

„So? — Ei, dann soll der Rolf nicht erschossen werden, aber ich jag' ihn von der Burg."

„Nun könnt Ihr, Herr Vater, mich mit davon laufen sehen, und ich will ihm dienen als sein getreuer Knapp' in Forst und Gebirg und Tann."

„So? — Ja, dann wird der Rolf wohl hier bleiben müssen.“

„Das denk' ich auch, Herr Vater.“

„Bist Du ganz allein gereis't?“

„Nein, Herr Vater, sondern vielmehr mit einem seltsamen Wallbruder; der sagte, er kenne Euch gut, oder wohl gar allzu gut.“

Und damit hub Sintram Alles zu erzählen und zu beschreiben an, was ihm von dem blassen Manne kund geworden war. — „Ich kenne ihn auch recht gut,“ sagte Ritter Biörn. „Er ist halb wahnsinnig, halb weise, wie das denn wohl bei den Menschen bisweilen höchst wunderlich zusammen zu treffen pflegt Du aber, mein Knabe, gieb Dich zur Ruhe nach Deiner wilden Fahrt. Du hast mein Ehrenwort, daß der Rolf gut und freundlich empfangen wird, ja auch gesucht im Gebirge, falls er zu lange ausbleiben sollte.“

„Ich verlasse mich auf Euch, Herr Vater,“ erwiederte Sintram halb demüthig, halb trotzig, und that nach des finstern Burgherrn Gebot.

---

## Viertes Kapitel.

Gegen Abend wachte Sintram wieder auf. Er sah den guten Rolf an seinem Lager sitzen, und lächelte mit ungewohnter kindlicher Heiterkeit in des treuherzigen Alten freundliches Gesicht. Bald aber zogen sich seine dunklen Augenbrauen wieder etwas trotzig zusammen, und er fragte:

„Wie hat Dich der Vater empfangen, Rolf? Hat er Dir ein unfreundliches Wort gesagt?"

„Das eben nicht, lieber Junkherr. Vielmehr hat er gar nicht mit mir gesprochen. Anfangs blickte er mich recht böse an; dann zwang er sich, und gebot einem Knappen, mich mit Wein und Speise gut zu erlaben, und alsdann zu Euch her zu geleiten."

„Er hätte besser Wort halten können. Aber er ist mein Vater, und man muß es so genau nicht nehmen. — Ich will zum Abendimbiß."

Zugleich sprang er auf, und warf seinen Pelzmantel über. Aber Rolf trat ihm bittend in den Weg, und sagte: „lieber Junkherr, Ihr thut besser, heut in Eurer Kammer zu speisen. Bei Eurem Vater ist Gesellschaft, in welcher ich Euch nicht gerne sehe. Ich will Euch auch schöne Mährchen und Lieder vorsagen."

„Das hätt' ich vor all' andern Dingen in der Welt gern, lieber Rolf;" entgegnete Sintram. Nur ist mir es nicht gegeben, irgend einem Menschen auszuweichen. Sage mir doch, wen fänd' ich denn bei meinem Vater?"

„Ach, Junkherr," sprach der Alte, „Ihr habt ihn im Gebirge schon gefunden. Ehemals, da ich noch mit dem Ritter Biörn umher reiten mußte, sind wir ihm auch bisweilen begegnet, aber ich mogte Euch nichts von ihm erzählen, und auf die Burg gelangt er heute zum ersten Mal."

„So, so! Der wahnsinnige Pilgram!" erwiederte Sintram, und blieb eine Weile in tiefen Gedanken, wie überlegend stehen. Endlich raffte er sich rasch zusammen, und sprach: „Du guter, alter Freund, ich bliebe viel lieber heute Abend ganz allein bei Dir und Deinen Mährchen und Liedern, und alle Pilgrame der ganzen Welt sollten mich nicht weglocken aus dieser stillen Kammer. Nur Eins ist dabei zu bedenken. Ich empfinde eine Art von Scheu vor jenem blassen, baumhohen Manne, und dergleichen darf ein Rittersohn nicht in sich aufkommen lassen. Sei mir nicht böse, mein Rolf, aber ich muß nun durchaus dem Wallbruder in sein wunderliches Antlitz sehen." —

Und somit erschloß er die Kammerthür, und ging mit starken klingenden Schritten nach dem Saale zu.

Der Wallbruder und Ritter Biörn saßen einander gegenüber am großen Tische, auf welchem viele Kerzen

brannten, und es war seltsam anzuschauen, wie zwischen den vielen leblosen Harnischen die zwei hohen und blassen Gestalten sich regten, und aßen und tranken.

Indem der Pilgrim sich nach dem eintretenden Knaben umsah sprach Ritter Biörn: „den kennt Ihr schon; das ist mein einziges Kind, und Euer Reisegefährt von heute Vormittag."

Der Wallbruder heftete einen langen Blick auf Sintram, und entgegnete kopfschüttelnd: „das ich doch eben nicht wüßte!"

Da fuhr der Knabe ungeduldig auf: „nun ich muß bekennen, Ihr theilt zu gar ungleichen Theilen! Meinen Vater glaubtet Ihr allzu gut zu kennen, und mich, so scheint es, kennt Ihr allzu schlecht. Seht mir ins Angesicht. Wer ließ Euch auf seinem Rosse mit reiten, und wem machtet Ihr zum Danke sein gutes Roß scheu und toll? Sprecht, wenn Ihr könnt!"

Ritter Biörn lächelte kopfschüttelnd, aber sehr zufrieden, wie er es immer bei dem wildesten Betragen seines Sohnes an der Art hatte; der Pilgrim dagegen zog sich voll ängstlicher Scheu zusammen, als drohe ihm eine furchtbar überkräftige Gewalt. Zuletzt brachte er in fast blödsinniger Angst die Worte heraus: „ja, ja, mein lieber junger Held, Ihr habt ja sehr vollkommen Recht; Ihr habt in Allem großes Recht, was Ihr nur irgend vorzubringen beliebt."

Da lachte der Burgherr laut auf, und rief: „ei Pilgersmann, ei Wundermann, wie ist es denn nun

mit Deinen seltsam vornehmen Mahnungen und Sprüchen? Hat Dich der Knabe so mit einem Male stumm und matt gemacht? Wehr Dich doch, Prophetenbote, wehr Dich doch!"

Aber der Wallbruder warf einen furchtbaren Blick nach Ritter Biörn hinüber, davor dessen Gluth-Augen beinah zu erlöschen drohten, und sprach mit feierlicher, donnernder Stimme: „zwischen Dir und mir, mein Alter, ist's ein Andres. Wir haben uns eben nichts vorzuwerfen. Und passe 'mal auf: Dir will ich ein Liedlein in die Laute singen." — Er griff hinter sich, wo an der Wand eine vergessene, kaum halb besaitete Zither hing, die er jedoch mit wunderbarer Gewalt und Gewandtheit nach wenigen Accorden wieder in Stand zu setzen wußte, und hub diesen Gesang zu den tiefen, traurigen Tönen des Instrumentes an:

„Das Blümlein war meine, war meine!
Doch hab' ich verspielt mein seeliges Recht,
Doch bin ich vom Ritter geworden zum Knecht
Durch die Sünde, die Sünde alleine.
Das Blümlein war Deine, war Deine!
Was hielt'st Du nicht fest Dein seeliges Recht?
Du Ritter nicht mehr, Du Sündenknecht,
Nun bist Du so graunvoll alleine!"

„Hüte Dich!" rief er noch mit gellender Stimme d'rein, und riß dazu so gewaltig in die Saiten, daß sie alle wieder mit klagendem Jammergeschrei zersprangen, und eine Wolke Staubes aus dem Boden der alten Zither seltsam herauf quoll, den Sänger wie mit Nebelgedüft umhüllend.

Sintram hatte ihn während des Singens scharf angesehen, und es kam ihm zuletzt unbegreiflich vor, daß dieser ein und derselbe mit seinem Reisegefährten hätte sein können. Ja, der Zweifel stieg ihm beinahe zur Gewißheit einer Verwechselung, als sich der Fremde wieder mit ängstlicher Scheu nach ihm umsah, entschuldigend und tief verneigend die Zither an ihren alten Ort hing, und dann entsetzlich furchtsam aus dem Saale rannte, im seltsamen Abstich gegen das hochmüthige feierliche Ansehen, welches er gegen Ritter Biörn gezeigt hatte.

Auf diesen fiel jetzt des Knaben Blick, und er sah ihn ohnmächtig, wie vom Schlage gerührt, auf seinen Sessel zurück gelehnt. Sintram's Geschrei rief den frommen Rolf und andere Diener in den Saal, und nur nach angestrengter Mühwaltung erwachte vor deren vereintem Bestreben der Burgherr, obgleich mit noch immer verwilderten Blicken, und ließ sich still und nachgiebig zur Ruhe bringen.

---

## Fünftes Kapitel.

Den sonst so kerngesunden Rittersmann befiel nach diesem seltsamen Vorfall eine Krankheit, worin er fast beständig irre redete, aber mit voller Gewißheit aussprach, er werde und müsse genesen. Er lachte hochmüthig über seine Fieberanfälle, und schalt sie, daß sie sich machtlos und so ganz unnöthigerweise an ihn heran wagten. Dann murmelte er auch öfters vor sich hin: „das war der Rechte noch nicht, das war der Rechte noch nicht; es muß noch ein Andrer draußen im kalten Gebirge sein."

Vor diesen Worten fuhr Sintram jedesmal unwillkührlich zusammen. Sie schienen ihm seine Meinung zu bestätigen: der mit ihm auf einem Gaul geritten, und der in der Burg am Tische gesessen, seien zwei ganz verschiedene Personen, und er wußte nicht warum, aber dieser Gedanke hatte etwas ungeheuer Grauenvolles für ihn.

Ritter Biörn genas, und schien die Geschichte mit dem Wallbruder gänzlich vergessen zu haben. Er jagte in den Bergen, er focht manch eine wilde Fehde aus, und der heran wachsende Sintram ward sein fast allstündlicher Begleiter, wobei nun mit jedem Jahr sich

mehr und mehr eine furchtbare Kraft des Leibes und des Geistes in dem Jünglinge entwickelte. Wohl scheute man ihn, wo er sich zeigte mit seinen blassen, scharfen Angesichte, seinen dunkel rollenden Augen, seiner hohen, nervigen, etwas hagern Gestalt, und dennoch haßte ihn Niemand, auch solche nicht, die er in seinen wildesten Launen beleidigt hatte, oder verletzt. Es mogte mit von der freundlichen Nähe des alten Rolf herkommen, welcher immer eine anmuthige Gewalt über ihn behielt, aber die mehrsten, welche Frau Verenen gekannt hatten, als sie noch in der Welt lebte, behaupteten, über den ganz unähnlichen Gesichtszügen schwebe dennoch ein leiser Abglanz der mütterlichen Huld, und gewinne dem Jünglinge die Herzen.

Einstmalen, es war eben um Frühlingsanfang, hatten Biörn und sein Sohn am Meeresstrande gejagt, und zwar auf fremdem Gebiet: minder um der Lust am Waidwerk willen, als um einem verhaßten Nachbar Trotz zu bieten, und so vielleicht eine Fehde zu entflammen. Sintram war um diese Zeit, wo er den alljährlichen furchtbaren Wintertraum überstanden hatte, gewöhnlich noch wilder und kampfgieriger, als sonst. Heute ärgerte es ihn schwer, daß der Gegner nicht aus seiner Burg komme, ihnen das Jagen mit gewaffneter Hand zu wehren, und er verwünschte in den wildesten Ausdrücken dessen zahme Geduld und weichliche Friedfertigkeit. Da kam ein junger, ausgelassener Reisiger seines Gefolges jubelnd herbei gesprengt, und rief: „gebt Euch zur Ruhe, lieber Junkherr! Ich wette: noch geht alles, wie Ihr und wir es

begehren. Am Seestrande hin setzte ich einem getroffnen Wilde nach, da wallten mir Segel heran, und ein Fahrzeug mit glänzend bewaffneten Männern. Was gilt's, Euer Feind gedenkt Euch von der Küste her zu fassen?"

Froh und heimlich berief Sintram alle seine Waidgesellen, entschlossen, diesmal den Kampf auf sich ganz allein zu nehmen, und dann seinem Vater sieghaft und mit Gefangnen und eroberten Waffen in kecker Ueberraschung entgegen zu ziehen.

Wohl bekannt mit allen Schluften, Hainen und Klippengängen des Gestades, hatten sich die Jäger alsbald rings um die Ankerstelle her versteckt, und schon wogte das fremde Fahrzeug mit schwellenden Seegeln näher, schon lag es ruhig in der Bucht, und fingen die Schiffenden an, in fröhlicher Sorglosigkeit das Land zu betreten.

Vor ihnen Allen herrlich und edel erschien ein Ritter in stahlblauer Rüstung, reich mit Golde verziert. Sein unbedecktes Haupt, — er trug den köstlichen, ganz goldnen Helm am linken Arm hängend, — schaute königlich umher, und anmuthig war sein Antlitz zu beschauen, vom schwarzbraunen Haar umlockt, mit zierlich gestutztem Knebelbart, unter welchem der frische Mund hervor lächelte, und zwei Reihen perlenweißer Zähne blicken ließ.

Es war dem jungen Sintram zu Muth, als habe er diesen Helden sonst irgendwo schon gesehen, und er

stand eine Weile regungslos. Aber plötzlich hob er den Arm, um das verabredete Zeichen zum Angriff zu ertheilen. Umsonst flüsterte ihm der fromme Rolf — eben erst mühsam dem wilden Jüngling nach gelangt — ins Ohr, dies seien ja gar nicht die Feinde, welche man erwarte, sondern unbekannte, und gewiß höchst edle Fremdlinge. — „Mag Der oder Jener es sein!" murmelte der zornige Sintram zurück. „Sie haben mich zu thörichter Erwartung gehetzt, und sollen es büßen. Rede mir nichts ein, so lieb Dir Dein und mein Leben ist." — Und alsbald gab er das Zeichen, und hageldicht schwirrten geworfene Speere von allen Seiten, und rasselten die Normannskrieger mit blitzenden Klingen vor.

Sie fanden so tapfre Gegner, als sie sich nur irgend wünschen konnten, und vielleicht noch etwas drüber. Mehr der Angreifenden, als der Angegriffnen lagen alsbald im Blute, und überraschend gut schienen sich die Fremden auf das nordländische Fechten zu verstehen. Der Ritter im goldgezierten Stahlharnisch hatte sich in der Eil nicht mit dem Helme bedecken können, aber es war, als finde er es auch gar nicht einmal der Mühe werth. Seine leuchtende Klinge schirmte ihn sicher genug, ja, auch die fliegenden Wurfspeere wußte er damit in blitzesschnellen Schwüngen zu fassen und so gewaltig von sich abzuschlagen, daß sie bisweilen zerknickt auf den Boden fielen.

Sintram hatte anfänglich nicht an ihn heran bringen können, weil sich alle, begierig auf den Fang

solch eines edlen Wildes, um den glänzenden Helden zusammen gepreßt hielten, aber nun ward, wohin der Fremde sich wenden mogte, die Straße weit genug, und Sintram sprang ihm mit hoch geschwungenem Schwerdte schlachtrufend entgegen. — „Gabriele!" rief der Ritter, und den gewaltigen Hieb mit Leichtigkeit auffangend, unterlief er den Jüngling, ihn mit einem ungeheuren Stoße des Schwerdtknaufes gegen die Brust niederstreckend, und alsbald auch auf ihm knieend, einen blitzenden Dolch gerade gegen die Augen des Ueberraschten gezückt. Wie Mauern standen urplötzlich seine schnell geschaarten Reisigen rings um ihn her; Sintram schien ohne Rettung verloren.

Er wollte sterben, wie es einem kühnen Fechter geziemt; deshalben starrte er die nahe Todeswaffe mit großen, weit offnen Augen unerschüttert an.

Wie er nun so in die Höhe schaute, war es ihm, als erscheine plötzlich am Himmel ein wunderschönes Frauenbild, in himmelblauen, vom Golde leuchtenden Gewändern. — „Unsre Ahnen hatten doch wohl Recht mit den Walküren!" murmelte er. „Stoß zu, Du fremder Sieger!"

Aber das that der Ritter nicht, auch hatte sich keine Walküre gezeigt, sondern die schöne Hausfrau des fremden Helden, die jetzt eben auf den hohen Schiffsbord hervor getreten war, und so in des über sich blickenden Sintram Auge strahlte.

„Folko," rief sie mit süßer Stimme, „Du hoher Freiherr sonder Tadel! Ich weiß, Du schonest des Ueberwundenen!"

Auf sprang mit edler Sitte der Held, reichte dem besiegten Jüngling die Hand, und sprach: „danke der edlen Herrin von Montfaucon für Dein Leben und Deine Freiheit. Bist Du aber alles Guten so gänzlich bar, daß Du den Kampf noch ein Mal beginnen mögtest: siehe, hier stehe ich, und falle Du aus!"

Sintram jedoch sank tief beschämt in seine Kniee und weinte, denn er hatte längst schon Großes vernommen von diesem seinem Stammverwandten, dem Frankenritter Folko von Montfaucon, und von der Huld seiner zarten Hausfrau Gabriele.

---

## Sechstes Kapitel.

Staunend sah der Freiherr auf seinen seltsamen Gegner hin; aber wie er ihn mehr und mehr betrachtete, stiegen ihm Erinnerungen empor, die ihn an den Nordlandsstamm mahnten, daraus seine Ahnen entsprossen waren, und mit denen er immer freundlichen Verkehr gehalten hatte. Eine goldne Bärenklaue, Sintram's Oberkleid zusammen nestelnd, machte ihm endlich alles gewiß.

„Hast Du nicht," fragte er, „einen hochgewaltigen Vetter, Seekönig Arinbiörn geheißen, welcher goldgetriebne Geierflügel auf seinem Helme trägt? Und ist dein Vater nicht Ritter Biörn? Denn ich meine, daß die Bärenklaue auf Deiner Brust ein Stamm- und Wappenzeichen sei."

Sintram bejahete das Alles in tiefer, demüthiger Beschämung.

Ritter Montfaucon richtete ihn ernsthaft empor, und sagte leise: „da sind wir Anverwandte zusammen, aber nimmermehr hätte ich gedacht, daß Jemand aus unserm ehrbaren Hause einen friedlichen Mann ohne alle Ursach anfallen könnte, und noch dazu unverwarnter Weise."

„Tödtet mich,“ entgegnete Sintram, „falls ich es noch werth bin, von so edlen Händen zu sterben. Ich mag das Licht der Sonne nicht mehr sehen.“

„Weil Du überwunden bist?“ fragte Montfaucon.

Sintram schüttelte verneinend das Haupt.

„Oder weil Du ein unritterliches Stück begangen hast?“

Des Jünglings heiße Schaamröthe sprach Ja.

„Da mußt Du nicht sterben wollen,“ fuhr Montfaucon fort, „vielmehr Dein Vergehen wieder gut machen, und Dich selbst verklären durch viele herrliche Thaten. Siehe, Du bist geseegnet mit Tapferkeit und Leibeskraft, und wohl auch mit dem Adlerblick des Feldherrn. Zum Ritter schlüg' ich Dich ohne weiteres, hättest Du in einer guten Sache eben so gefochten, wie jetzt in einer schlechten. Schaffe, daß ich es bald thun darf. Es kann noch ein Gefäß hoher Ehren aus Dir werden.“

Ein fröhliches Klingen von Schallmaien und silbernen Becken unterbrach das Gespräch. Gabriele, schön wie der Morgen, trat im Gefolge ihrer Frauen an das Land, und in wenigen Worten durch Folko unterrichtet, wer sein ehemaliger Gegner sei, nahm sie das ganze Gefecht als einen Wettkampf, sprechend: „Ihr müßt es Euch nicht verdrießen lassen, edler Herr, daß mein Ehegemahl den Preis gewonnen hat, denn wisset: auf der ganzen Erde giebt es bis heute

nur einen einzigen Helden, vor dem der Freiherr von Montfaucon des Sieges nicht mächtig geworden ist. Und wer weiß," fuhr sie halb scherzend fort, „wie auch das gekommen wäre, aber er nahm sich's damals heraus, mir den Zauberring abzugewinnen, mir, die ich doch ihm von Gott und meinem eigenen Herzen zur Dame beschieden war."

Folko neigte sich lächelnd über der freundlichen Herrin schneeweiße Hand, und bat alsdann den Jüngling, ihn zu der Burg seines Vaters zu geleiten. Für die Ausschiffung der Rosse und Kostbarkeiten übernahm Rolf die Sorge in großen Freuden, indem es ihm vorkam, als sei ein weiblicher Engel erschienen, um seinen lieben Junkherrn zu sänftigen, und auch wohl von jeglicher frühern Verwünschung zu heilen.

Sintram hatte Boten umher gesprengt, seinen Vater zu suchen, und ihm die edlen Gäste zu melden. Daher fand man den Ritter Biörn schon auf seiner Burg, und Alles zur festlichen Aufnahme bereitet. Gabriele trat mit einigem Schaudern in den himmelhohen, finstern Bau, und sah noch ängstlicher in des Schloßherrn rollendes Gluth-Auge; jetzt auch kam ihr der bleiche dunkelgelockte Sintram sehr fürchterlich vor, und sie seufzte in sich: „o zu welch grauenvollem Besuch, mein Ritter, hast Du mich geleitet! O wären wir daheim in meiner blühenden Gascogne, oder in Deiner ritterlichen Normandie!"

Aber der feierlich-edle Empfang, das tiefe, wahrhaft ehrfurchtsvolle Neigen vor ihrer Huld und Ritter

Folko's Herrlichkeit richteten ihr den Muth wieder auf, und bald war ihre Nachtigallenlust an allem Neuen durch die ungewohnten, bedeutsamen Erscheinungen dieser fremden Welt ganz anmuthig erweckt. Zudem konnte jedes weibliche Zagen sie in ihres Hausherrn Nähe nur vorübergehend durchzittern. Sie wußte zu gut, in welchem gewaltigen Heldenschutze der hohe Freiherr von Montfaucon Alles hielt, was ihm theuer und pflegbefohlen war.

Durch den großen Saal, worin man sich niedergelassen hatte, zog jetzt Rolf mit den Dienern der Fremden und deren Gepäck nach ihren Gemächern hinauf. Gabriele ward ihre zierliche Laute im Vorbeitragen gewahr, und gebot einem Knappen, sie ihr zu bringen, damit sie versuche, ob das geliebte Instrument auch nicht allzuviel von der Seefahrt gelitten habe. Wie sie nun stimmend, und mit zarter Achtsamkeit überhin gebeugt, die wunderschönen Finger auf den blanken Saiten auf und nieder wandeln ließ, zog ein Lächeln, wie Frühlingsschein, über Biörn's und Sintram's dunkle Gesichter, und Beide seufzten unwillkührlich: „ach wenn sie spielen wollte, und ein Liedlein singen dazu! Das wäre allzuschön!" — Die geschmeichelte Herrin blickte lächelnd nach ihnen auf, nickte mit freundlicher Bejahung, und sang in die Saiten ihrer Laute:

„Wenn die Blumen nun kommen
Im fröhlichen Mai,
Dann kommen die Lieder,
Kommt Alles, Alles wieder, —

Doch Eines, ach Eines, das ist vorbei! —
Das Eine, das weiß ich wohl, wie es heißt,
Doch kann ich's nicht, will ich's nicht nennen,
Denn hold mir war es zu allermeist,
Und will mich nun gar nicht mehr kennen.
Du Nachtigall, flöte so süße doch nicht
Aus deinen blühenden Zweigen,
Mir schwillt, mir bricht
Das Herz vor der Lieder Schwellen und Neigen,
Ach flöte so nicht; —
Denn die Blumen die kommen,
Und auf Wolken geschwommen
Der blühende Mai,
Und das Eine, das süßeste Eine,
O wehe, vordem das meine!
Das ist vorbei."

Die zwei Norwegsrecken saßen in wehmüthiges Sinnen auf unerhörte Weise versunken; vorzüglich aber funkelten Sintram's Augen mild, und hatten sich seine Wangen sanft geröthet, und all' seine Züge gesänftigt, so daß man ihn fast für einen Verklärten hätte ansehen mögen. Darüber freute sich der fromme Rolf, der während des Liedes stehen geblieben war, aus ganzem Herzen, und hob seine alten, getreuen Hände recht inbrünstig dankend zu dem lieben Gott empor.

Gabriele aber konnte in ihrem Erstaunen gar nicht mehr von Sintram wegsehen. Endlich sagte sie: „mein junger Herr, nun gebt mir kund, was Euch an diesem kleinen Liede so gar sehr ergriffen hat. Ist es ja doch nichts, als ein ganz einfacher Frühlings- gesang, wie ihn die schöne Jahreszeit mit geringen

Veränderungen und Wiederholung derselben Bilder zu tausenden in meiner Heimath hervor ruft."

„Habt Ihr eine solche, eine so höchst wunderbare, so überaus gesangesreiche Heimath?" rief Sintram begeistert aus. „O dann befremdet mich auch Eure überirdische Schönheit nicht mehr, nicht mehr die Gewalt, welche Ihr über mein starres verwildertes Herz ausübt, denn es versteht sich ja, daß ein Paradies der Lieder dergleichen Engelsboten senden muß durch die übrige noch ungestaltete Welt!"

Und zugleich senkte er in tiefer, sittlicher Demuth sich vor der schönen Herrin auf beide Kniee.

Folko lächelte wohlgefällig dazu, aber Gabriele schien in ängstlicher Verlegenheit nicht zu wissen, was mit dem jungen, halb wilden, halb gezähmten Normann zu beginnen sei. Nach einiger Ueberlegung jedoch reichte sie ihm die schöne Hand, und sprach, ihn leise empor ziehend: „Wer am Gesang so viele Freude findet, der weiß ihn auch gewiß recht anmuthig zu erwecken. Da, nehmt meine Laute, und laßt uns ein schönes, begeistertes Lied vernehmen."

Sintram aber wies das zarte Saitenspiel sanft zurück, und sagte:

„Gott behüte diese milden Klänge, diese feinen Griffe vor meiner unbändigen Hand! Wollte ich ihnen auch anfangs freundlich schmeicheln, so käme doch endlich im Schwunge des Tones der wilde, mir inwohnende Geist über mich, und vorbei wär' es mit der

holden Laute Gehall und Gestalt. Nein, gönnt mir, daß ich meine gewaltige Harfe hole, mit den Saiten aus Bärensehnen, mit der erzbeschlagenen Einfassung. Denn wahrlich, zu singen und zu spielen fühl' ich mich begeistert!"

Gabriele flüsterte halb lächelnd, halb erschreckt, ihr Ja, und pfeilschnell hatte Sintram sein wunderliches Saitenspiel herbei geschafft, und hub zu dessen dröhnenden, tiefgewaltigen Klängen mit nicht minder kräftiger Stimme folgendes Lied an:

„Du Recke, wohin im Sturmesgebraus?"
„Nach Südland spann' ich die Seegel aus."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

„Ich habe genug durchmessen den Schnee,
Nun will ich 'mal tanzen auf frischem Klee."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

Und er steuert bei Sonn= und bei Sternenschein,
Und wirft bei Neapel die Anker ein.
Ei du Land mit den schönen Blumen!

Da wandelt ein zierliches Liebchen am Strand,
Ihr Haar durchflochten mit gold'nem Band.
Ei du Land mit den schönen Blumen!

„Gott grüß', Gott grüß', schöne Magedein,
Du mußt noch heute die Meine sein."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

„Mein Herr, ich bin eines Markgrafs Braut,
Dem werd' ich ja heute noch angetraut."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

„Laß ihn kommen und proben sein Schwerdt den Held.
Der beste Fechter ist's, der Dich behält."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

„Herr, sucht Euch ein anderes Fräulein aus.
Der blüh'n hier die schönsten ein reicher Strauß."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

„Auf Dich ist mir einmal der Sinn gestellt.
Den wendet mir nichts auf der ganzen Welt."
Ei du Land mit den schönen Blumen!

Da kam der Markgraf zornig herab,
Da schlug ihn der Normann in's Rasengrab.
Ei du Land mit den schönen Blumen!

Und also sprach der fröhliche Held:
„Nun will ich behalten Braut, Burg und Feld!"
Ei du Land mit den schönen Blumen!

Sintram schwieg, aber seine Augen funkelten wild, und die Saiten der Harfe dröhnten noch immer in den kühnsten Schwingungen und wunderlichsten Gängen nach. Biörn hatte sich stolz im Sessel empor gerichtet, strich den gewaltigen Knebelbart, und rasselte freudig an seinem Schwerdte.

Wohl bebte Gabriele vor dem wilden Liede und vor diesen seltsamen Gestalten zusammen, aber nur bis sie einen Blick auf Herrn Folko von Montfaucon warf, der in all' seiner Heldenkraft lächelnd da saß, und das kühne Gelärm wie herbstliches Stürme-Tosen behaglich an sich vorbei sausen ließ.

---

## Siebentes Kapitel.

Einige Wochen darauf kam Sintram in der abendlichen Dämmerungsstunde sehr verstört nach dem Schloßgarten herunter. Wie mild ihn auch Gabriele's Gegenwart in fromme Gedanken einwiegte, so fürchterlich wild ward ihm dagegen zu Muth, wenn sie irgend auf Augenblicke aus dem geselligen Kreise verschwand. So eben jetzt, nachdem sie lange und freundlich dem Vater Biörn aus einem alten Heldenbuche vorgelesen hatte, und nun in ihre Gemächer zurück geschritten war. Ihr Lautenklang hallte wohl von da in den Garten hinab, aber es war, als triebe gerade das den verwilderten Jüngling noch ungestümer durch die Schatten der hundertjährigen Ulmen dahin. Heftig um eine Laubecke biegend, traf er unerwartet ganz dicht auf etwas, mit dem er beinahe zusammen gerannt wäre, und das ihm auf den ersten Anblick vorkam, wie ein kleiner aufrechtstehender Bär, mit einem langen seltsam gekrümmten Horn auf dem Kopfe. Er fuhr entsetzt zurück, da redete es ihn mit etwas schnarrender Menschenstimme an: „Ritterblut, junges tapfres Ritterblut, woher? Wohin? Warum so erschrocken?" — und er sah nun erst, daß er einen kleinen, ältlichen Mann vor sich hatte, in rauhe Pelze gehüllt,

so daß man wenig von den Gesichtszügen wahrnehmen konnte, eine hohe, wunderliche Feder auf der Mütze. — „Woher Du? Und wohin Du? rief Sintram unwillig zurück. Denn also geziemt es sich zu fragen. Was hast Du zu schaffen in unserm Burggarten, Du häßlicher, kleiner Mensch?"

„Nun, nun, lachte jener, ich denke: wie ich bin, bin ich gerade groß genug. Man kann doch nicht immer ein Riese sein. Und übrigens, was findet Ihr Böses darin, daß ich hier auf die Schneckenjagd gehe? Schnecken gehören ja doch nicht zu dem hohen Wilde, das Eure erfahrne Ritterlichkeit sich einzig und allein zum Waidwerk vorbehalten hat? Ich hingegen weiß schöne, würzige Tränklein daraus zu bereiten, und habe schon für heute genugsamen Fang gethan: wundersame, fette Thiere, wie mit klugen Menschengesichtern, lange, unerhört gewundne Hörner auf dem Haupt. Wollt 'mal schauen Junkherr? Da!"

Und er knöpfte und häkelte an den Pelzgewanden, aber Sintram, von einem gräulichen Abscheu ergriffen, sagte: „pfui, mir widert dergleichen Gezücht! Laß ab, und gieb mir dafür kund, wer und was Du eigentlich bist."

„Seid Ihr so sehr auf Namen versessen?" erwiederte der Kleine. „Laßt es Euch genügen, daß ich ein gelahrter Meister bin im allergeheimsten Wissen, und an den ältesten und vielverschlungensten Historien überreich. Junkherr, wenn Ihr die einmal hören solltet! Aber Ihr fürchtet Euch vor mir."

„Vor Dir mich fürchten!" lachte Sintram wild.

„Ist schon bessern, als Euch begegnet," murmelte der kleine Meister, „nur daß sie's eben so wenig Wort haben wollten."

„Dir das Widerspiel zu zeigen," sagte Sintram, „will ich bei Dir bleiben, bis der Mond hoch am Himmel steht. Aber Du mußt mir Deine Geschichte erzählen."

Der Kleine nickte vergnügt, und während sie Beide einen entlegenen Ulmengang auf und nieder gingen, hub er folgendermaßen zu sprechen an:

„Es hat vor vielen hundert Jahren einen schönen jungen Ritter gegeben, den haben sie Paris von Troja geheißen, und er war in den glühenden Südlanden wohnhaft, wo es die süßesten Lieder, die würzigsten Blumen und die reizendsten Frauenbilder giebt. Du weißest ja wohl auch ein Liedchen davon zu singen, junger Herr? „Ei du Land mit den schönen Blumen!" Nicht wahr?"

Sintram neigte sein Haupt bejahend, und ein heißer Seufzer quoll aus der Brust.

„Nun," fuhr der kleine Meister fort, „der Paris hatte es so in der Art, wie man's dorten häufig findet, und sie gar zierliche Reime davon zu singen wissen: er lebte ganze Monden lang in Hirtentracht, und zog in den Wäldern und Feldern flötend und Lämmer weidend umher. Da sind ihm einmal drei schöne Zauberinnen erschienen, die stritten um einen

goldnen Apfel, und wollten von ihm wissen, welche die Schönste von ihnen sei, denn die sollte die Goldfrucht behalten. Und die Eine verstand sich darauf, hohe Thronen und Scepter und Kronen zu verschaffen, die Andre machte die Leute klug, die Dritte konnte Liebestränke brauen und Liebesseegen sprechen, daß Einem die herrlichsten Weiber hold sein mußten. Da bot Jedwede dem schäferlichen Ritter ihre besten Gaben, damit er ihr den Apfel zuerkenne. Ihm aber gefielen zarte Weiber vor allem in der Welt am besten, und so sagte er, daß die dritte die Schönste sei, und die nannte sich Venus. Die Beiden andern schieden im Zorne von dannen, aber die Venus hieß ihn seinen Ritterharnisch wieder anlegen, und seinen wallenden Federhut aufsetzen, und so geleitete sie ihn nach einer glänzenden Burg, die war Sparta geheißen, und herrschte daselbst der reiche Herzog Menelaus mit seiner jungen Herzogin Helene. Das war die allerschönste Frau der Erden, und die Zauberin wollte sie dem Paris zum Danke für das Goldkleinod verschaffen. Dem Paris war das ganz recht, und wünschte er nichts Besseres, nur fragte sich, wie man es anfangen sollte."

„Der Paris mag mir ein schöner Ritter gewesen sein;" unterbrach Sintram die Geschichte. „Dergleichen macht sich ja leicht. Den Ehemann zum Kampfe gefordert, und wer gewinnt, behält die Frau."

„Der Herzog Menelaus war ja aber des Ritters Gastfreund;" sagte der Erzähler.

„Hört, Kleinmeister," rief Sintram aus, da hätte er die Zauberin um ein andres schönes Weib bitten sollen, und gleich den Gaul gesattelt, oder die Anker gelichtet, und fort!"

„Ja, ja, es sagt sich wohl!" entgegnete der Alte. „Aber hättet Ihr's nur gesehen, wie reizend die Herzogin Helene war. Da tauscht sich's nicht mehr." — Und mit glühenden Worten hub er an, die Schönheit des wundersamen Weibes zu schildern, aber Zug vor Zug glich das Bild Gabrielen, und Sintram schwankte, daß er sich gegen eine Baumwand lehnen mußte. Da blieb Kleinmeister ihm gegenüber lachend stehen, und fragte:

„Wie nun, hättet Ihr dem armen Ritter Paris noch immer zur Flucht gerathen?"

„Erzähle nur schnell wie es ward;" stammelte Sintram.

„Die Zauberin war ehrlich gegen den Ritter;" fuhr der Alte fort. „Sie sagte ihm gleich voraus, wenn er die reizende Herzogin nach seiner Veste Troja entführe, müsse das sein und seiner Burg und seines ganzen Stammes Untergang werden, aber zehn Jahre lang könne er sich in Troja vertheidigen, und Helene's süßer Liebe froh sein."

„Und er nahm es an, oder er war ein Tropf!" rief der Jüngling.

„Freilich," flüsterte Kleinmeister, „freilich nahm er es an. Und hätt' ich es doch selbsten wohl gethan!

Seht nur, mein junger Held, da kam es beinah, wie es eben heute gekommen ist. Durch die hochverschlungnen Zweige des Baumgartens sah aus Wolken der eben aufgegangene Mond verschwiegen und dämmernd herein. An einen uralten Stamm gelehnt, so wie eben jetzt Ihr, stand der schlanke, glühende Ritter Paris, und ihm zur Seite das Zauberweib Venus, aber verkleidet und verhext, daß sie nicht viel schöner mag ausgesehen haben, als ich. Und in den Silberlichten des Mondes, zwischen den flüsternden Zweigen herdurch kam heran geschwebt im einsamen Wandeln die Gestalt der ersehnten, wunderschönen Herrin." —

Er verstummte, und wie im Spiegel seiner bethörenden Worte, schwebte jetzt eben Gabriele wahr und wahrhaftig im einsamen Sinnen den Ulmengang herab.

„Mensch, furchtbarlicher Meister, wie soll ich Dich nennen? Was willst Du mit mir beginnen?" — so flüsterte der bebende Sintram.

„Kennst Du ja Deines Vaters gewaltige Steinburg auf dem Mondfelsen!" erwiederte der Alte. Sind Dir ja dorten Voigt und Knechte getreu und ergeben! Eine zehnjährige Belagerung hält sie aus, und das Pförtlein hier nach den Bergen hin steht offen, wie dem Paris das Burgpförtlein in der herzoglichen Veste Sparta."

Wirklich sah der Jüngling durch eine auf unbegreifliche Weise offen gelassene Mauerthür das ferne,

vielverschlungene Gebirge im Mondglanze herüber leuchten.

„Und," wiederholte Kleinmeister lachend Sintram's vorige Worte, — „und, wenn er's nicht annahm, war er ein Tropf!"

Jetzt eben stand Gabriele dicht bei ihm. Er hätte sie mit einer leichten Bewegung seiner Arme umfassen können, und ein plötzlich hervor brechender Mondstrahl beleuchtete verklärend ihren himmlischen Reiz. Schon neigte sich der Jüngling nach vorwärts. —

„Mein Gott und Herr,
Das Weltgezerr
Wend' ab von seinem Herzen!
Ruf' ihn hinein
Zum Himmelsschein,
Sei's auch durch tausend Schmerzen!"

Diese Worte sang der alte Rolf im selben Augenblicke vom Schloßweiher, an dessen stillen Ufern er einsam betete, voll ahnender Besorgniß himmelan, und sie drangen an Sintram's Ohr, und Sintram stand wie gebannt, und schlug ein Kreuz, und Kleinmeister hüpfte mit seltsam unbehülflicher Schnelligkeit auf einem Beine durch die Pforte, und schlug sie gellend hinter sich zu.

Erschrocken fuhr Gabriele vor dem wilden Klange zusammen; Sintram näherte sich ihr leise, und sagte, ihr den Arm bietend: „erlaubt, daß ich Euch in den Burgsaal heimgeleite. Die Nacht ist bisweilen etwas schauerhaft und wild in unsern nordischen Bergen."

---

## Achtes Kapitel.

Sie fanden drinnen die zwei Ritter bei den Bechern. Folko erzählte mit seiner gewöhnlichen freundlich lebhaften Weise, und Biörn hörte etwas finster zu, aber so, daß es schien, als zögen die Wolken fast wider seinen Willen vor einem anmuthigen Wohlbehagen mehr und mehr von dannen.

Gabriele grüßte den Freiherrn lächelnd, winkte ihm, daß er fortfahren möge, und nahm voll heitrer Aufmerksamkeit neben Ritter Biörn ihren Platz. Sintram stand trüb' und träumerisch am Feuer, und schürte in den Kohlen, die eine seltsame Gluth auf sein bleiches Gesicht warfen.

„Und vor allen den deutschen Hafenstädten," redete Montfaucon weiter, „ist die Stadt Hamburg herrlich und groß. Wir in der Normandie sehen ihre Kaufherren gern an unsern Küsten landen, und sind den frommen, klugen Leuten immer mit Rath und That zur Hand. Da ward ich denn, als ich einstmalen nach Hamburg gelangte, mit großen Ehren empfangen. Zudem hatte ich sie eben in einer Fehde mit einem benachbarten Grafen gefunden, und gleich zu Anfang mein Schwerdt rüstig und sieghaft für sie gebraucht."

„Euer Schwerdt! Euer ritterliches Heldenschwerdt!" unterbrach ihn Biörn, und die alte flammende Gluth stieg in sein Auge. „Gegen einen Ritter! Für Mauerhocker!"

„Herr," sagte Folko ruhig, „wie die Freiherren von Montfaucon ihre Schwerdter brauchen wollen, hat immerdar bei ihnen gestanden, ohne daß ein Dritter mitsprach, und ich denke diese gute Sitte so fort zu erben, wie ich sie überkommen habe. Ist Euch das zuwider, so sprecht es frei heraus. Dabei jedoch verbiete ich Euch jedes ungezogene Wort gegen die Hamburger, die ich Euch bereits als meine Freunde kund gab."

Biörn senkte sein stolzes Auge, und die Gluth darin erlosch. Er sagte mit leiser Stimme: „redet weiter, hoher Freiherr. Ihr habt Recht und ich Unrecht."

Da reichte ihm Folko freundlich die Hand über den Tisch, und fuhr also in seiner Erzählung fort:

„Die liebsten von all meinen lieben Hamburgern sind mir zwei wundersam erfahrne Leute: ein Vater und sein Sohn. Was die schon erblickt und gethan haben an den entfernten Enden der Erde, und gegründet in ihrer Vaterstadt! Mein Leben ist Gott Lob nicht gerade arm zu nennen, aber gegen den weisen Gotthart Lenz und seinen kräftigen Sohn Rudlieb komme ich mir vor, wie ein Knappe, der ein paar Mal zu Turnieren mitgewesen ist, und außerdem mit seinem Waidwerk höchstens bis an des eigenen Bannforstes

Gränze kommt. Bekehrt, gezwungen, erfreut haben sie die schwarzen Menschen in Landen, die ich nicht zu nennen weiß, und die Reichthümer, welche sie von da mit zurück brachten, weihen sie dem Gemeinwesen, als könne man eben nichts andres damit thun. Wie sie aus den kühnsten Seefahrten heimkehren, eilen sie in das von ihnen errichtete Siechenhaus, und verfahren dort als Oberaufseher und als achtsam demüthige Wärter zugleich. Und dann geht es zur Baustätte der schönen Thürme und Befestigungen, die sie zum Schutz des Vaterlandes aufführen lassen, und dann wieder hin, wo sie fremde Pilger fröhlich bewirthen, und endlich tafeln sie in ihrem Hause mit den Gastfreunden, reich und edel, wie Könige, und frisch und unbefangen, wie Hirten, und manche Kunde ihrer bestandnen Abenteuer würzt die erlesenen Speisen und den köstlichen Wein. — Da haben sie mir unter andern auch Eines erzählt, davor meine Haare sich sträubten, und vielleicht kann ich hier bei Euch nähere Kunde finden, wie es eigentlich damit zugegangen ist. Es war nämlich vor mehren Jahren gerade gegen die heilige Weihnachtszeit, da wurden Gotthard und Rudlieb von einem wüthenden Wintersturme gegen die norwegischen Küsten geschleudert; die Lage des Felsen, an dem ihr Fahrzeug strandete, wissen sie nicht genau anzugeben; aber so viel ist gewiß: unfern von da hub sich eine gewaltige Ritterburg in die Höhe, und Vater und Sohn begaben sich dahin, Beistand und Erquickung zu erbitten, wie es unter Christenleuten bräuchlich und ziemlich ist, während sie ihr Gefolge bei dem kranken Schiffe zu-

rück ließen. Man öffnete ihnen auch das Burgthor, und sie meinten, Alles sei gut. Da füllt sich auf einmal der Hof mit Bewaffneten, sämmtlich ihre scharfen, stahlgespitzten Lanzen gegen die hülflosen Fremdlinge gekehrt, deren würdige Vorstellungen und freundliche Bitten theils mit dumpfem Schweigen, theils mit heiserm Hohnlachen beantwortend. Zuletzt kommt ein Ritter die Stiege herab mit ganz glühenden Augen, — sie wissen nicht, war es ein Gespenst, war es ein wahnwitziger Heide, — der winkt, und die Lanzen schließen todbringend enger und enger ihren Rund. Da tönt der Flötenruf einer zarten Frauenstimme, und ruft den Heiland an, und in toller Wuth rasseln die Gespenster wider einander, und die Thore fliegen auf, und Gotthard und Rudlieb retten sich, im Herausschreiten noch ein recht engelschönes Weib durch ein beleuchtetes Fenster gewahrend. Sie machten darauf mit ängstlicher Anstrengung ihr leckes Schiff wieder flott, sich lieber dem Meer hingebend, als diesem entsetzlichen Strande, und landeten endlich nach mannigfachen Gefahren in Dänemark. — Sie meinen, das arge Schloß sei eine Heidenburg gewesen, ich aber halte es für eine von Menschen verödete Trümmerveste, wo höllische Gespenster vielleicht allnächtlich ihr Spiel treiben, denn sagt mir, welch' ein Heide mögte so teuflisch sein, daß er dem gestrandeten Schutzgenossen Tod böte für Labung und Hülfe? —"

Biörn starrte vor sich hin, wie zu Stein geworden. Aber Sintram trat vom Feuer an den Tisch, und sagte: „Herr Vater, laßt uns das gottlose Nest auf-

suchen, und es dem Erdboden gleich machen. Ich weiß nicht warum, aber mir kommt's für ganz gewiß in den Sinn, als trage diese höllische Begebenheit an meinen abscheulichen Träumen die einzige Schuld."

Zürnend erhob sich Biörn wider seinen Sohn, und hätte vielleicht abermals ein entsetzliches Wort gesprochen, aber Gott wollte das nicht, denn schmetternd brach eine Trompete durch dies verwirrte Gespräch, die Flügelthüren wurden feierlich aufgethan, ein Herold trat in das Gemach.

Der verneigte sich ernst und sprach sodann: „mich sendet Jarl Eirik der Alte. Vor zwei Nächten ist er heimgekehrt von seiner Fahrt in das Griechenmeer. Er gedachte Rache zu nehmen an dem Eilande, welches Chios geheißen ist, dieweil dorten vor nun gerade funfzig Jahren sein Vater von kaiserlichen Söldnern erschlagen ist. Aber Euer Vetter, der Seekönig Arinbiörn, lag so eben in der Bucht vor Anker, und sprach zur Sühne. Da wollte Jarl Eirik nichts von hören, und der Seekönig Arinbiörn sagte zuletzt, nun wolle er es nimmermehr zugeben, daß man das Eiland Chios verwüste, weil man dorten die Lieder eines uralten Griechenskalden, Homeros genannt, gar herrlich singe, und überdem sehr erlesenen Wein trinke. Vom Reden kam es zum Fechten, und so gewaltig hat Seekönig Arinbiörn gestritten, daß Eirik Jarl zwei Schiffe verlor, und auf einem einzigen, sehr beschädigten, nur mühsam entrann. Diese That verhofft Eirik der Alte einstweilen den Stamm des Seekönigs büßen zu lassen,

dieweil Arinbiörn noch nicht selbsten zur Stelle ist. Willst Du, Biörn Gluth-Auge, nun an Stieren und anderm Geld und Gut den Jarl entschädigen, wie er es verlangt? Oder willst Du dich ihm stellen zur Schlacht, heut über sieben Wochen auf der Niflungshaide?"

Biörn neigte gelassen sein Haupt, und wiederholte freundlich: „heut über sieben Nächte denn auf der Niflungshaide." — Darauf reichte er dem Herold einen goldgetriebenen Becher voll edlen Weines, sprechend: „trink aus, und dann steck' in Deinen Mantel und nimm mit Dir, woraus Du getrunken hast."

„Grüß Deinen Jarl auch von dem Freiherrn von Montfaucon," setzte Folko hinzu, „und ich würde mit dabei sein auf Niflungshaide, als des Seekönigs Stammfreund, und als Biörn Gluth-Auge's Vetter und Gast."

Der Herold fuhr sichtlich vor dem Namen Montfaucon zusammen, neigte sich sehr tief, schaute darauf den Freiherrn mit ehrerbietiger Achtsamkeit an, und schritt hinaus.

Gabriele lächelte ihrem Ritter freundlich und sorglos zu, gar wohl mit dessen Siegergewalt bekannt, und fragte nur: „wo soll ich denn bleiben, während Du hinaus ziehst, Folko?"

„Ich dächte," erwiederte Biörn, „Ihr ließet es Euch hier auf meiner Burg gefallen, schöne Frau. Als Wächter und Diener lass' ich Euch meinen Sohn zurück."

Gabriele sann einen Augenblick nach, und Sintram, nach dem Feuer zurückgewandt, sprach leise und finster in die eben jetzt wildauflodernde Flamme hinein: „ja, ja, so wird's vermuthlich kommen. Mir ist, als wäre Herzog Menelaus auch gerade von Burg Sparta fort gewesen, auf einen Kriegszug hinaus, als der glühende Ritter Paris die reizende Herrin zu Abend im Garten fand."

Aber Gabriele, zusammen schreckend, ohne zu wissen wovor, sagte plötzlich: „ohne Dich, Folko? Und soll ich denn die Freude entbehren, Dich fechten zu sehen? Und die Ehre, Dein zu pflegen, falls eine Wunde Dich träfe?"

Folko beugte sich zierlich dankend vor der Herrin, und entgegnete: „ziehe mit Deinem Ritter, falls Du es also begehrst, Du, sein schönes, begeisterndes Gestirn. Wohl ist es gute, alte Nordlandssitte, daß Frauen zugegen sind bei den Kämpfen der Helden, und kein ächter Normann wird dem Platze störend nahen, von wo sie die Lichter ihrer Augen herab senden. — Oder" — fragte er nach Biörn hinüber blickend — „ist etwa Eirik Jarl seiner Ahnen nicht werth?"

„Ein Ehrenmann;" betheuerte Biörn.

„So schmücke Dich denn, so schmücke Dich denn, mein schönes Lieb!" sang Folko halb und sprach es halb; „und ziehe mit uns hinaus, als herrliche Richterin der Schlacht!"

„Hinaus! Mit hinaus in die Schlacht!" sang der fröhlich begeisterte Sintram, und Alle gingen heiter und hoffend auseinander, die Uebrigen zur Ruhe, Sintram in den Wald.

---

## Neuntes Kapitel.

Niflungshaide hieß eine öde, feierliche Gegend in Norweg; man sagte, der junge Niflung, Högne's Sohn, seines Stammes Letzter, habe daselbst ein wehmüthig siegloses Leben dunkel beendet. Viel der uralten Grabsteine standen rings umher, und auf den einzelnen Eichen, die hier und dort über die Ebene hinrauschten, horsteten hochgewaltige Adler, und kämpften bisweilen hart mit einander, daß man ihren schweren Flügelschlag, ihr zorniges Geschrei fernaus, über bewohntere Gegenden fort, vernehmen konnte, und die Kinder in den Wiegen bisweilen davor zusammen fuhren, und die Alten aufschraken, die am Heerde eingeschlummert waren.

Eben wollte die siebente Nacht, die letzte vor dem Kampfestage, hereinbrechen, da kamen von den Hügeln zu beiden Seiten zwei reisige Züge feierlich herab: von Abend her Eirik der Alte, von Morgen her Biörn Gluth-Auge; denn die Sitte wollte es, daß man früher auf dem Wahlplatze erschien, als zur gegebenen Stunde, um auch so anzudeuten: man scheue nicht, sondern man suche das Gefecht.

Folko ließ alsbald das himmelblaue Sammetgezelt, mit goldnen Franzen verziert, das er für die

Bequemlichkeit seiner zarten Hausfrau mit sich führte, auf der gelegensten Stelle der Haide aufschlagen, derweile Sintram in Heroldsweise zu Jarl Eirik dem Alten hinüber ritt, ihm anzusagen, in Ritter Biörn's Heerschaar reise auch die wunderschöne Gabriele von Montfaucon, und werde morgen als Kampfrichterin die Schlacht beschauen. Da neigte sich vor dieser anmuthigen Botschaft Eirik Jarl tief, und hieß seine Skalden einen Sang beginnen; der klang folgendergestalt:

„Frische Eiriksfechter,
Fangt Euch an mit leuchtenden
Schmucken Waffen zu schmücken zur morgenden Schlacht!
Herrlichste aller Herrinnen
Hält ob Eurem Feldruhm
Schönes Gericht zu Morgen in dröhnender Schlacht.
Wohl über ferne Wogen
Wallte durch Wies' und Feld her
Kunde zu uns vom kühnsten Freiherrn laut.
Der kommt drängend und wehrhaft
Dort in feindlichen Reih'n an.
Folko kommt! Ficht rühmlich, Du Eiriksvolk!"

Die wunderlichen Klänge schwebten über die Haide heran bis in Gabriele's Gezelt. Sie war es gewohnt, ihres Ritters Ruhm von allen Seiten verherrlicht zu sehen; aber wie sein Preis so glänzend aus Feindesmund gegen den Nachthimmel anschwoll, wäre sie fast vor dem großen Freiherrn ins Knie gesunken. Aber der zierliche Folko hielt sie mit anmuthiger Geberde aufrecht, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre schwanenweiche Hand, sprechend: „Dir,

o liebliche Herrin, gehören meine Thaten, und nicht mir! —"

Als nun die Nacht überhin gezogen war, und es in Osten flammte: wie flammte und wogte und tönte es da auf Niflungshaide! Helden legten ihre klirrenden Rüstungen an, edle Rosse wieherten, der Frühtrunk ging in leuchtenden Gold- und Silberschalen umher, Kriegslieder und Harfenklänge rauschten drein. Ein fröhlicher Marsch aus Waid- und Schlachthörnern stieg von Biörn's Seite her empor. Montfaucon, seine Reisigen und Knappen in stahlblauer Rüstung um ihn her, geleitete seine Herrin einen Hügel hinauf, wo sie vor den fliegenden Speeren sicher war, und das Kampfesfeld frei übersehen konnte. Die Morgenlichter spielten feiernd um ihre Schönheit, und wie sie dicht an Eirik Jarls Lager vorüber zog, senkten seine Mannen ihre Waffen, die Führer neigten ihre riesigen Helmbüsche tief. Zwei von Montfaucon's Edelknaben blieben zu Gabriele's Dienst oben, vor so holdem Auftrage ihre Fechterlust nicht ungern zügelnd. Dann rückten beide Heerschaaren grüßend und singend an ihr vorbei, stellten sich kampfgerecht auf ihre Plätze, und die Schlacht hub an.

Fröhlich flogen die Nordlandsspeere aus kräftigen Händen, prallten tönend von den entgegen geschwungenen Schilden zurück, begegneten einander auch wohl klirrend im Fluge; bisweilen stürzte in Biörn's oder Eirik's Geschwadern ein Kämpfer schweigend in sein Blut.

Da brach Ritter Folko von Montfaucon vor mit seinem normännischen Reitergeschwader. Noch im Vorbeifliegen grüßte er mit der leuchtenden Klinge nach Gabrielen hinauf, dann ging's mit vielstimmig jubelndem Schlachtruf in der Gegner linken Flügel hinein. Eirik's Fußknechte streckten ihm, aufs Knie gestemmt, ihre starrenden Hallebarten eisenfest entgegen; manch ein edles Roß stieg tödtlich verwundet, und warf, sich überschlagend, seinen Reiter mit auf den Boden; manch andres riß in seinem Todesfalle den Gegner zugleich unter sich; Folko flog durch, unverwundet er und sein Schlachtgaul, eine Menge erlesener Ritter ihm nach. Schon tos'te Verwirrung durch das feindliche Heer, schon rückten Biörn Gluth-Auge's Rotten siegjubelnd vor, da warf sich eine Reiterschaar unter Eirik Jarl dem großen Freiherrn entgegen, und während dessen Normänner, schnell gesammelt, ihm nachhieben in die neuen Feindesreihen, rollte sich das Fußvolk der Gegner zusammen, immer zusammen, in einen ganz dichten Knäuel; man hörte, daß es auf den wunderlich gellenden Ruf eines Kriegsmannes in der Mitte geschah. Und kaum ward die seltsame Schlachtordnung gebildet, so flog sie auch wieder nach allen Seiten sturmrufend auseinander, aber mit zersprengender Kraft wie Hekla aus unergründetem Schlunde seine Flammen treibt. Biörn's Krieger, die den Feind zu umschließen dachten, wankten und fielen und wichen vor der unbegreiflichen Wuth. Vergebens stemmte sich Ritter Biörn dem Strom entgegen, schon war er beinahe mit fortgerissen in die allgemeine Flucht.

Stumm und starr blickte Sintram in das Getümmel. Freund und Feind strich an ihm vorüber, und Jeder bog ihm aus, und Keiner wollte irgend mit ihm zu schaffen haben, so furchtbar, ja gespensterhaft war er in seinem stillen Grimme anzuschauen. Auch er hieb nicht rechts nicht links, die Streitaxt rastete in seiner Hand. Aber gewaltig flammten seine Augen, und schienen die Rotten des Feindes zu durchbohren, als müsse er den heraus finden, welcher diese Kampfeswuth angeschürt habe. Das gelang ihm. Ein kleiner, fremdartig geharnischter Mann, große Goldhörner auf seinem Helme, ein weit vorgestrecktes Visir daran, lehnte sich gegen eine zweischneidige, oben ganz sichelförmige Hallebarte, und sah wie hohnlachend hin und her auf die sieghafte Jagd der Eirikskrieger und die Flucht der Gegner. — „Der ist es!" schrie Sintram auf. „Der will uns feldflüchtig machen vor Gabriele's Augen!" — Und pfeilschnell fuhr er mit wildem Geschrei gegen ihn los.

Der Kampf erhob sich ingrimmig, aber währte nur kurze Zeit. Der kühnen Gewandtheit seines Feindes zum Trotz schlug Sintram, seine weit überlegene Größe benutzend, von oben herein über den gehörnten Helm einen schmetternden Schlag, welchem sogleich ein sprudelnder Blutstrom nachfolgte, während der Getroffene stöhnend niedersank, und nach einigen entsetzlichen Zuckungen die Glieder erstarrend zum Tode streckte.

Sein Fall schien den Fall des Eiriksheeres zu bedingen. Auch solche, die ihn nicht hatten stürzen sehen,

verloren plötzlich Muth und Kampfesfreudigkeit, wichen ungewissen Trittes zurück, oder rannten voll wilder Verzweiflung in die Hallebarten ihrer Feinde. Zu gleicher Zeit auch hatte Montfaucon das Roßbanner Eirik Jarls nach wüthender Gegenwehr zersprengt, ihn selbst aus dem Sattel geritten und mit eigner Hand gefangen. Biörn Gluth-Auge stand sieghaft in der Mitte des Feldes. Der Tag war entschieden.

---

## Zehntes Kapitel.

Von dem großen Freiherrn geführt, ging, Angesichts der beiden Heere, Sintram mit glühenden Wangen und demüthig gesenktem Blick den Hügel hinauf, wo Gabriele in all' ihrer leuchtenden Schönheit stand. Beide Kämpfer senkten sich vor ihr auf das Knie, und Folko sagte feierlich: „Dame, dieser junge Fechter von edlem Blut hat des heutigen Sieges Preis verdient. Ich bitt' Euch, wollet ihm solchen aus Eurer schönen Hand ertheilen."

Gabriele neigte sich freundlich, wand ihre blau und goldne Sammetschärpe los, und knüpfte daran ein funkelndes Schwerdt, das ein Edelknabe auf einem Kissen aus Silberstück trug. Dann streckte sie die herrliche Gabe lächelnd gegen Sintram hin, und dieser beugte sich schon, sie zu empfangen; aber plötzlich hielt Gabriele inne, wandte sich zu Folko, und sprach: „edler Bannerherr, soll dieser, den ich mit Schwerdt und Schärpe schmücke, nicht lieber ein Ritter sein?"

Federleicht sprang Folko empor, neigte sich tief vor der Herrin, und gab dem Jünglinge mit ernster Würde den Ritterschlag. Dann hing ihm Gabriele das Schwerdt über, sprechend: „für Gott und reiner

Frauen Ehre, mein junger Held. Ich sah Euch fechten, ich sah Euch siegen, und mein inniges Gebet flog Euch zu. Fechtet und siegt noch oft, wie heute, daß die Strahlen Eures Ruhmes herüber leuchten bis in mein fernes Land."

Und auf Folko's bittenden Wink bot sie dem neuen Ritter ihre zarten Lippen zum Kusse.

Durchglüht, aber wie geheiligt, erhob sich der tiefschweigende Sintram, und heiße Thränen strömten über sein gemildertes Antlitz, während der Zuruf und die Kriegshörner aller Schaaren den verherrlichten Jüngling mit betäubendem Jubel begrüßten.

Der alte Rolf aber stand geruhig zur Seiten, schaute in seines Zöglings fromm leuchtende Augen, und betete still und froh:

„All' Fehd' hat nun ein Ende
Vor reicher Segensspende!
Der böse Feind erliegt."

Biörn und Eirik Jarl hatten derweil sehr lebhaft, aber nicht unfreundlich mitsammen geredet. Jetzt führte der Sieger den Besiegten auf den Hügel, und stellte ihn dem Freiherrn und Gabrielen vor, sprechend: „wir sind nun zwei Bundesgenossen worden aus zweien Feinden, und ich bitte Euch, meine lieben Gäste und Stammverwandten, daß auch Ihr ihn mit freundlicher Huld aufnehmen wollt, als Einen, der fürderhin zu uns gehört."

„Thut es immer," fügte Eirik lächelnd hinzu. „Wohl hab' ich es mit der Rache versucht, aber zu Wasser und Lande geschlagen, begnügt man sich wohl endlich. Und Gott Lob! unrühmlich bin ich nicht erlegen, weder im Griechenmeer vor dem Seekönig, noch auf der Niflungshaide vor Euch." Das bejahete ihm Herr Folko von Montfaucon mit freundlichem Handschlag, und die Sühne ward gehalten, auf das herzlichste und feierlichste. Eirik Jarl redete dabei zu Gabrielen in so edel zierlichen Worten, daß sie den eisgrauen, riesengroßen Helden mit freundlich staunendem Lächeln ansah, und ihm die wunderschöne Hand zum Kusse reichte."

Sintram sprach indessen angelegentlich mit seinem frommen Rolf, und man vernahm zuletzt wie er sagte: „vor allen Andern aber begrabe mir den wunderlich tapfern Feindesritter, den meine Streitaxt traf. Suche ihm den schönsten Hügel zum Ruhebett aus, die herrlichste Eiche zum Dach. So auch löse vorher sein Visir, und schaue ihm achtsam ins Angesicht, damit man nicht etwa einen Todtwunden lebendig einscharre; auch, daß Du berichten könnest, wie Derjenige ausgesehen habe, dem ich diesen herrlichsten aller Siegespreise verdanke."

Rolf neigte sich freundlich, und ging.

„Unser junger Held fragt dorten" — sagte Folko, zu Eirik Jarl gewendet — „nach einem erschlagenen Kriegsmanne, von dem ich gern nähere Kunde hätte. Wer, mein lieber Herr, war denn jener wundersame

Hauptmann, der Euer Fußvolk so meisterlich führte, und nur kaum vor Sintram's gewaltiger Streitaxt erlag?"

„Ihr fragt mich mehr, als ich eigentlich selbst weiß;" entgegnete Eirik Jarl. „Es sind nur drei Nächte vergangen, seit der Fremde bei mir landete. Ich saß Abends mit meinen Kampfesbrüdern und Mannen am Heerde; wir schmiedeten Waffen, und sangen dazu. Urplötzlich schmetterte durch Hammerklang und Lied ein so gewaltiger Ton, daß wir ganz still wurden, und sitzen blieben wie erstarrt. Nicht lange, da brüllte es noch ein Mal so, und wir merkten, es müsse der Klang eines ungeheuern Horns sein, das wohl irgend Wer vor der Veste, Einlaß begehrend, blase! Nun ging ich selbst hinunter nach dem Burgthore, und wie ich über den Hof schritt, waren alle meine Hunde vor dem seltsamen Lärmen erschreckt, daß sie, statt zu bellen, winselten, und sich in ihren Hütten verkrochen. Ich schalt sie, und rief sie auf, aber auch die kühnsten wollten nicht mit. — „Da will ich Euch zeigen, dachte ich, wie man's machen muß;" faßte meinen Schwerdtgriff fest, stieß die Fackel dicht neben mir in den Grund, und ließ die Pfortenflügel ohne Weiteres aufklingen. Denn leicht, das wußte ich wohl, kam mir wider meinen Willen doch Niemand herein."

„Ein lautes Gelächter scholl mir von draußen entgegen, und die Worte: „Hei! Hei! Was es hier gewaltige Anstalten giebt, um einem einzelnen kleinen

Manne die begehrte Gastlichkeit zu erzeigen." — Und wirklich überlief's mich, wie Schaamröthe, als ich mir gegenüber den kleinen Fremdling so ganz allein stehen sah. Ich rief ihn vor allen Dingen herein, und bot ihm die Hand; aber er schien noch allzu unwillig, und wollte mir seine durchaus nicht geben. Im Hinaufgehen aber ward er freundlicher, zeigte mir auch das goldne Horn, worauf er geblasen; er hatte noch ein zweites derselben Art, und trug beide auf seinem Helme angeschroben."

„Droben in der Halle erwies er sich ganz seltsamlich. Bald war er lustig, bald ärgerlich, bald höflich, bald neckisch, ohne daß man einsehen konnte, warum er sich mit jedem Augenblick verwandle. Ich hätte gern gewußt, woher er sei, aber wie konnte ich meinen Gast darum befragen! Nur so viel gab er von selber zu erkennen: ihn friere gewaltig in unsern Landen. Bei ihm daheim sei es viel wärmer. Auch wußte er sehr gut Bescheid von der Kaiserstadt Konstantinopolis, und erzählte grauenvolle Geschichten, wie daselbst Bruder und Bruder, Oheim und Neffe, ja wohl gar Vater und Sohn, einander vom Throne stoße, blende, verstümmle und morde. Endlich nannte er auch seinen Namen, und der klang griechisch und vornehm, aber Niemand von uns konnte ihn behalten."

Bald jedoch zeigte er sich als einen der besten Waffenschmiede. Leicht und kühn verstand er das glührothe Eisen zu fassen und zu gestalten, und zwar

zu den mörderischsten Gewehren, von denen ich je gehört habe. Das verbot ich ihm indessen, dieweil ich gesonnen war, nur mit gleichen Waffen, und solchen, als unser Nordland von jeher gesehen hat, wider Euch in den Streit zu rücken. Da lachte er, und meinte, man könne es auch ohnedem zwingen: mit gewandten Schwenkungen und dergleichen; ich solle ihm nur mein Fußvolk zu führen geben, da sei der Sieg gewiß. Nun dachte ich freilich: „guter Waffenschmied ist guter Waffenschwinger!" Doch wollte ich Proben von ihm sehen. Ihr Herren, da hat er Wettkämpfe gehalten, wie man sich's gar nicht erdenken mag, und obwohl der junge Sintram weit und breit berühmt, als ein starker und ringfertiger Held, kann ich's doch kaum begreifen, daß er einen Solchen hat erschlagen können, als mein griechischer Bundesgenosse war."

Er hätte noch weiter geredet, aber der fromme Rolf kam eilig mit einigen Knappen zurück, und sah, wie auch sein Gefolge, so geisterbleich aus, daß aller Augen sich unwillkührlich auf ihn richteten, und auf die Botschaft, die er zu bringen habe. Er stand, und schwieg zitternd.

„Muth gefaßt, mein alter Freund!" sprach Sintram. „Was Du immer berichten magst: aus Deinem getreuen Munde ist es Wahrheit und Licht."

„Herr Ritter," begann der Greis seine Rede, „haltet's zu gut, aber den fremden Kämpfer, den Ihr

erschlagen habt, konnten wir durchaus nicht begraben. Oder hätten wir ihm nur das Visir, das weit vorstarrende, häßliche Visir, nicht aufgethan! Denn ein so abscheuliches Angesicht grinzte drunter hervor, ordentlich höllenmäßig vom Tode verzerrt, daß wir nur kaum unsrer Sinne mächtig geblieben sind. Behüte uns Gott, daß wir ihn hätten anfassen sollen. Lieber sendet mich zu todten Bären und Wölfen in die Wüste, und laßt mich zuschauen, wie die Adler, Geier und Falken d'ran schmausen."

Alle schauderten zusammen, und blieben eine Zeit lang still. Endlich ermannte sich Sintram und sprach: „Alter, lieber Alter, woher diese wilden Worte, derengleichen Du doch immer bis heute ganz fremd und abhold warest? — Und Ihr, Herr Eirik, ist Euch denn der griechische Bundesgenosse auch im Leben so gar entsetzlich erschienen?"

„Daß ich nicht wüßte;" erwiederte Eirik Jarl, und sah fragend im Kreis seiner Waffenbrüder und Mannen umher. Die bestätigten seinen Spruch. Nur ergab es sich zuletzt, daß weder Herr, noch Ritter, noch Reisiger, genau zu sagen wußte, wie denn eigentlich der Fremde ausgesehen habe.

„Da wollen wir's jetzt erkunden, und zugleich den Leichnam begraben;" sprach Sintram, und lud die ganze Versammlung freundlich winkend ein, ihm zu folgen. Alle thaten es, den Freiherrn ausgenom-

men, welchen Gabriele's zagendes Flüstern bei der holden Frau zurück hielt.

Er versäumte nichts damit. Denn wie man auch Niflungshaide wohl zehn und zwanzig Mal suchend nach allen Seiten durchstrich: der Leichnam des seltsamen Kämpfers war nicht mehr zu finden.

---

# Elftes Kapitel.

Die freudige Ruhe, welche an diesem Tage über Sintram gekommen war, schien mehr zu sein, als ein vorüber gleitender Sonnenblick. Wenn auch bisweilen eine Erinnerung an Ritter Paris und Helenen die Wünsche seines Herzens kühner und wilder entflammen wollte, so brauchte es nur eines Blickes auf Schärpe und Schwërdt, und der Strom seines innern Lebens glitt wieder spiegelklar und heiter dahin. „Was kann denn ein Mensch noch weiter begehren, als mir bereits geworden ist?" sagte er dann oft zu sich selbst in stillem Entzücken.

Es blieb lange so. Schon begann der schöne nordliche Herbst die Blätter der Eichen und Ulmen um die Burg her zu röthen, da saß er einstmalen mit Folko und Gabrielen im Baumgarten, fast an der nämlichen Stelle, wo ihm vordem das seltsame Geschöpf begegnet war, das er, ohne selbst recht zu wissen warum, Kleinmeister benannte. Aber es war Alles heute viel anders, als damals. Still und strahlend neigte sich die Sonne gegen das Meer, abendliche Düfte und einzelne Vorboten der herbstlichen Nebel stiegen rings von Wiesen und Feldern gegen den Schloßberg

auf. Da sagte Gabriele, ihre Zither in Sintram's Hände legend:

„Lieber Freund, so hold und sanft, als Ihr jetzt immer seid, darf ich Euch wohl meine zarte Lieblingin anvertrauen. Laßt mich dazu Euer Lied von den schönen Blumen hören. Mich dünkt, es muß auf diese Art weit anmuthiger klingen, als wenn Ihr es in das Gedröhne Eurer furchtbaren Harfe singt."

Der junge Ritter neigte sich freundlich, und that, wie die Herrin befahl.

Leise, in sonst an ihm ganz ungewohnter Huld, klangen die Töne von seinen Lippen, und das wilde Lied schien sich umzuwandeln und zu einem Garten der Seeligen zu erblühen. Gabriele's Augen wurden feucht, und immer lieblicher singend in seiner heitern Sehnsucht, schaute der begeisterte Sintram in die perlenden Himmel. Als nun die letzten Accorde verklangen, hallte Gabriele's Stimme wie ein Engels-Echo nach:

„Ei du Land mit den schönen Blumen!" —

Sintram ließ die Zither sinken, und seufzte dankend empor zu den eben jetzt herauf wandelnden Sternenlichtern.

Da neigte sich Gabriele gegen den großen Freiherrn, flüsternd: „lange, ach, wie lange schon, sind wir nun fern von unsern leuchtenden Burgen, von unsern blühenden Fluren! O das Land mit den schönen Blumen! —"

Kaum wußte Sintram, ob er recht höre, so ganz und gar fühlte er sich mit einem Male aus dem Paradiese verbannt. Aber auch sein letztes Hoffen verschwand vor den sittigen Versicherungen Folko's, er wolle sich eilen, der Herrin Wunsch noch in der nächsten Woche zu erfüllen; das Schiff liege bereits seegelfertig am Strande. Sie dankte ihm durch einen, leise auf seine Stirn gehauchten Kuß, und wandelte an ihres Helden Arm singend und lächelnd nach der Burg empor. Der trübsinnige, beinahe in Stein umgewandelte Sintram blieb vergessen zurück.

Tobend riß er sich endlich in die Höhe, als schon die Nacht am Himmel stand, rannte, voll seiner ganzen frühern Wildheit, den Baumgarten auf und nieder, und stürzte zuletzt in das wilde, mondbeleuchtete Gebirge hinaus.

Dort ließ er sein Schwerdt in Strauch und Baum klirren, daß Alles rings umher zu krachen und zu stürzen begann, und die Nachtvögel schreiend und pfeifend im wilden Entsetzen um ihn her flogen, Hirsch und Reh mit flüchtigen Sprüngen herab rannten, in die tiefere, ruhigere Wildniß hinein.

Plötzlich stand der alte Rolf vor ihm, heimkehrend von einer Wanderung zum Kapellan von Drontheim, dem er mit Freudenthränen erzählt hatte, wie Sintram durch Gabriele's Engelsnähe gemildert sei, ja fast geheilt, und wie man hoffen dürfe, daß der böse Traum gewichen sei. Jetzt hätte beinahe des Wüthenden umher schwirrende Klinge den guten Alten un-

bewußt verletzt. Dieser blieb mit gefalteten Händen stehen, und seufzte aus tiefer Brust herauf: „ach Sintram, Du mein Pflegekind, Du mein Herzblatt, was ist über Dich gekommen, daß Du also gräulich rasest? —"

Der Jüngling stand eine Zeit lang wie gebannt, schaute seinem greisen Freunde trüb und sinnend entgegen, und seine Augen glichen erlöschenden Wachtfeuern, die durch tiefe Nebelgewölke funkeln. Endlich seufzte er leise und kaum vernehmlich:

„Du frommer Rolf, Du frommer Rolf, laß ab von mir! Ich bin nicht daheim in Deinen Himmelsgärten, und haucht mir auch einmal ein freundlicher Luftzug die goldnen Pforten auf, daß ich hinein schauen darf in das blumige Wiesenland, wo die lieben Engel wohnen, — gleich stürmt ein kalter Nordwind eisig dazwischen, und zu fliegen die klirrenden Thore, und einsam steh' ich draußen im endlosen Winter."

„Ritter, lieber junger Ritter, ach hört mich doch an, ach hört doch den guten Engel in Euch selbst an! Tragt Ihr denn nicht dasselbe Schwerdt in Eurer Hand, womit Euch die reine Herrin umgürtet hat? Wallt denn nicht ihre Schärpe über Eure tobende Brust? Wißt Ihr denn nicht? Ihr pflegtet zu sagen, kein Mensch könne mehr begehren, als Euch zu Theil geworden sei!"

„Ja, Rolf, das hab' ich gesagt;" erwiederte Sintram, und sank bitterlich weinend auf das herbstliche Moos. Auch dem alten Manne rannen die Thränen in seinen weißen Bart.

Nach einer Weile richtete sich der Jüngling wieder auf, die Zähren stockten ihm, er sah furchtbar, kalt und grimmig drein, und sagte: „Siehe, Rolf, ich habe stille, seelige Tage verlebt, und ich dachte, es wäre mit allem Entsetzlichen in mir ab und todt. Es hätte auch vielleicht so bleiben können, wie es ja auch immer Tag bliebe, stände die Sonne nur immer am Himmel. Aber frage doch diese arme, verdunkelte Erde, warum sie so finster aussieht! Rede ihr doch zu, daß sie lächle, wie sie es vorhin that! Alter, die kann nicht mehr lächeln, und nun ist der stille, mitleidige Mond mit seinen frommen Leichenschleiern hinter die Wolken gegangen, da kann sie auch nicht mehr weinen, und wird in der schwarzen Stunde jedwedes Entsetzen und jede Tollheit wach, und Du störe mich nicht, sage ich Dir, störe mich nicht! Hussah, hinter drein hinter dem blassen Mond!"

Seine Stimme war bei den letzten Worten fast zum Gebrüll worden. Stürmig riß er sich von dem bebenden Alten los, und flog durch die Waldung davon.

Rolf kniete nieder, und weinte und betete still.

---

## Zwölftes Kapitel.

Wo der Meeresstrand sich am höchsten und schroffsten erhebt, unter drei halb verwitterten Eichen, — es sollen in der Heidenzeit dorten Menschenopfer gebracht worden sein, — stand Sintram, auf sein gezücktes Schwerdt gelehnt, einsam und erschöpft in der nun wieder mondbeleuchteten Nacht, und sah in das ferne Gewandel der Wogen hinaus, und starrte todtbleich, wie ein furchtbares Zauberbild, von den blassen Strahlen, die zwischen den Baumästen durchzitterten, wechselnd beschienen.

Da richtete sich zu seiner linken Seite Jemand aus dem hohen vergelbten Grase mit halbem Oberleib empor, und heulte und röchelte leise, und legte sich wieder nieder.

Es hob sich aber folgendes wunderliche Gespräch unter den beiden Nachtgesellen an:

„Du da, der sich im Grase so schauerlich regt, gehörst Du zu den Lebendigen oder zu den Todten?"

„Wie man's nehmen will. Dem Himmel und der Freude bin ich todt; der Höllen und dem Jammer leb' ich."

„Mich dünkt, ich hätte Dich schon sonst gehört."

„O ja."

„Bist Du wohl ein unruhiger Geist, und ward Dein leiblich Blut hier ehemals beim Götzenopfer auf den Grund gegossen?"

„Ein unruhiger Geist bin ich; mein Blut hat Niemand vergossen, und kann Niemand vergießen. Aber herunter haben sie mich gestürzt, — hu, einen himmeltiefen Abgrund."

„Und da brachest Du den Hals?"

„Ich lebe, und werde länger leben, als Du."

„Beinahe kommst Du mir vor, wie der wahnsinnige Pilger mit den Todtengebeinen."

„Der bin ich nicht, ob wir gleich viel Gesellschaft mitsammen halten, ja oftmalen recht nahen Freundesumgang. Aber zu Euch gesagt! für toll sehe ich ihn auch an. Wenn ich ihn bisweilen anhetze und sage: nimm! da besinnt er sich, und zeigt nach den Sternen hinauf. Und wenn ich dann wieder einmal spreche: nimm nicht! da faßt er meistens recht täppisch zu, und ist im Stande, mir meine beste Lust und Freude zu verderben. Aber eine Art von Waffenbrüdern und überhaupt von Verwandten bleiben wir nun einmal doch."

„Gieb mir die Hand, daß ich Dir aufhelfe."

„Oho, mein dienstfertiger Junker, das mögte Euch gar böslich bekommen. Aber im Grunde, aufhelfen thut Ihr mir ja doch. Gebt Acht ein Bissel."

Wilder und immer wilder regte sich's am Boden; dichte Wolken eilten dabei über Mond und über Gestirn, einer langen, unbekannt wilden Reise entgegen, und Sintram's Gedanken trieben sich in einem nicht minder wunderlichen Reigen herum, und ganz unbändig, aber schwer ängstlich rauschte nah' und ferne so Gras als Baum. Endlich hatte sich das unheimliche Wesen in die Höhe gestellt. Wie furchtsam neugierig warf durch eine Wolkenkluft der Mond seinen Schimmer auf Sintram's Gefährten, und machte dem schaudernden Jüngling sichtbar, daß Kleinmeister neben ihm stehe.

„Hebe Dich fort!" rief er. „Ich will Deine bösen Historien vom Ritter Paris nicht fürder vernehmen. Da würde ich am Ende noch gänzlich toll."

„Es braucht dazu der Geschichten vom Ritter Paris nicht!" lachte Kleinmeister. „Genug, daß die Helene Deines Herzens nach Montfaucon reiset. Glaube mir, da hat der Wahnsinn Dich bereits mit Haut und Haar. Oder mögtest Du, daß sie noch bliebe? Da mußt Du höflicher sein gegen mich, als eben jetzt."

Dazu schallte Kleinmeisters Stimme gewaltig zürnend über das Meer, daß Sintram vor dem Zwergen ordentlich zusammen fuhr. Doch schalt er sich alsbald

deswegen aus, stützte sich auf den Schwerdtesgriff mit beiden Händen krampfartig fest, und sagte hohnlachend:

„Du und Gabriele! Was hast denn Du für Bekanntschaft mit Gabrielen?"

„Nicht viel;" kam die Antwort zurück. Dabei schwankte Kleinmeister sichtlich im zürnenden Schrecken hin und her, und sagte endlich: „Den Namen Deiner Helene kann ich überhaupt nicht gut leiden, und nenne Du mir ihn nicht zehn Mal in einem Odem. Aber wenn nun die Stürme sich aufmachten? Wenn nun die Wogen anschwöllen, und rollten sich, ein brausender, schäumender Ring, um Norwegs Gestade her? An die Fahrt nach Montfaucon müßte gar nicht mehr zu denken sein, und Deine Helene bliebe hier wenigstens den ganzen langen, langen, dunkeln Winter hindurch!"

„Wenn! Wenn!" entgegnete Sintram verachtend. „Ist etwa das Meer Dein Knecht? Sind die Stürme Deine Gesellen?"

„Rebellen sind sie mir! Verfluchte Rebellen!" murrte Kleinmeister in den rothen Bart. „Du mußt mit dazu thun, Herr Sintram, wenn ich ihnen gebieten soll; aber dafür hast Du wieder kein Herz."

„Prahler! Aergerlicher Prahler!" fuhr der Jüngling auf. „Was verlangst Du von mir?"

„Nicht viel, Herr Ritter; für einen, der Kraft und Feuer in der Seele hat, gar nicht viel. Du sollst mir nur eine halbe Stunde lang so recht fest und scharf in das Meer hinaus schauen, und nicht aufhören mit aller Anstrengung zu wollen, und immer wieder zu wollen, daß es schäume, daß es tobe, daß es rase, und sich nicht beruhige, bis der starre Winter über Euren Bergen steht. Dann legt der dem Herzog Menelaus das Fortschiffen nach Montfaucon schon genug. Und gieb mir auch eine Locke Deines schwarzen Haares. Das fliegt ja ohnehin so toll um Dich her, wie Raben= und Geierfittige thun."

Der Jüngling zückte seinen scharfen Dolch, schnitt sich in voller Wildheit eine Locke vom Haupte, warf sie dem Fremden hin, und starrte nun, nach dessen Verlangen, gewaltig wollend in die Meeresfluthen hinaus.

Und leise, ganz leise begann es sich zu regen in den Wassern, wie Jemand vor ängstlichen Träumen flüstert, und mögte gern ruhen, und kann doch nicht. Sintram war im Begriff, abzulassen; aber im Mondenstrahl fuhr ein Schiff mit schwellend weißen Seegeln gegen den Süden hin. Die Angst, Gabrielen auch bald so fortschiffen zu sehen, kam über ihn; immer kräftiger wollend, bohrte er seine starren Blicke in den feuchten Abgrund ein. — Sintram, hätte man rufen mögen, ach Sintram, bist Du denn wirklich derselbe, der noch kaum erst in der Herrin feuchte Augenhimmel sah?

Und die Wogen schwollen gewaltiger auf, und der Sturm zog pfeifend und wimmernd drüber hin; schon wurden die schäumigen Wellenhäupter im Mondglanze sichtbar.

Da warf Kleinmeister die Haarlocke des Jünglings gegen das Gewölk empor, und wie sie in den Luftstrudeln flatterte und wankte und schwebte, hub sich der Sturmwind so zornig empor, daß Meer und Himmel vernebelt in Eins fuhren, und man fernher das Angstgeheul viel tausend sinkender Schiffer vernahm.

Der wahnsinnige Pilger aber mit den Todtengebeinen fuhr auf den Fluthen am Ufer vorbei, riesig hoch, entsetzlich schwankend; man sah das Fahrzeug nicht, auf welchem er stand, so gewaltig bäumten die Wellen sich rings um ihn her.

„Den mußt Du retten, Kleinmeister, den mußt Du retten, durchaus!" so tönte Sintram's flehend-zornige Stimme durch das Gelärm der Wogen und Winde; aber Kleinmeister entgegnete lachend: „sei doch nur um Diesen ruhig, der wird sich Dir schon von selbsten retten. Dem thun die Fluthen nichts. Siehst Du? Sie betteln nur bei ihm, und springen deshalb so hoch an ihm hinauf. Und er giebt ihnen reichliches Almosen, sehr reichliches; das kann ich Dir versichern."

In der That war es, als streue der Pilgersmann einige Todtengebeine in die Fluth, und fahre alsdann unangefochten vorüber.

Da fühlte Sintram einen entsetzlichen Schauer durch sein Blut zittern, und stürmte im wilden Laufe nach der Burg empor. Sein Gefährt war wie verflogen und verstoben.

---

## Dreizehntes Kapitel.

In der Veste saßen Biörn und Gabriele und Folko von Montfaucon um den runden Steintisch her, von wo man seit der edlen Gäste Ankunft die Harnische, ehemals des Hausherrn stumme Genossen, weggehoben hatte, um sie in der nahen Kammer auf einen Haufen zusammen zu legen.

Heute, während der Sturm so unbändig an den Fenstern und Pforten rasselte, war es, als bewegten sich auch die alten Harnische im Nebengemach, und Gabriele fuhr einige Male davor erschrocken in die Höhe, und heftete die schönen Augen starr auf die kleine Eisenthür, fürchtend, es müsse nun alsbald ein gepanzerter Spuk daraus hervortreten, sich mit dem gewaltigen Helm durch die niedre Wölbung vorbückend.

Ritter Biörn lächelte wild dazu, und sagte, als habe er ihre Gedanken errathen: „o, der kommt nun da nicht mehr heraus, dem hab' ich es endlich vertrieben."

Seine Gäste starrten ihn zweifelnd an, und da begann er mit furchtbarer Gleichgültigkeit — es war, als erwecke der Sturm alles Ingrimmige seines Herzens — folgende Kunde:

„Ich bin auch einmal ein glücklicher Mensch gewesen, habe lächeln können, wie Ihr, und mich still auf Morgen freuen können, wie Ihr; dazumal nämlich, als der heuchlerische Kapellan noch nicht meiner schönen Hausfrau klugen Geist verwirrt hatte mit seinen Frömmeleien, davor sie endlich ins Kloster ging, und mich allein ließ mit unserm wilden Kinde. Das war eben nicht schön von der schönen Verena. — Nun seht, in ihrer blühenden, heitern Jugend, noch ehe ich sie kannte, da warben viele Ritter um sie, unter ihnen Herr Weigand der Schlanke, und dem schien sich die holde Jungfrau vor Allen am mehrsten im leisen Wohlgefallen entgegen zu neigen. Ihre Aeltern wußten wohl, daß Weigand ihnen an Macht und Adel fast gleich stehe; auch schwang sein beginnender Waffenruhm sich herrlich und tadelsfrei empor, so daß Verena und er schon beinahe für Brautleute galten."

„Da hat es sich eines Tages begeben, daß die Beiden im Baumgarten lustwandeln, und außerhalb treibt so eben ein Hirt seine Schaafe das Gebirge hinauf. Nun sieht das Fräulein dabei ein Lämmchen, schneeweiß, und auf das anmuthigste und fröhlichste hüpfend, so daß sie Lust dazu bekommt. Weigand, alsbald über das Gitter fliegend, eilt dem Hirten nach, und bietet ihm zwei goldne Armspangen für das Thierlein. Aber der Hirt will es nicht missen, hört nur kaum auf den Ritter, und treibt immer ruhig seines Weges bergan, Weigand neben ihm her. Da reißt

diesem endlich die Geduld. Er droht, und der Hirte, stark und stolz, wie Alle seines Gleichen in unsern Nordlanden, droht wieder. Plötzlich schmettert ihm Weigand's Klingenschlag über den Kopf. Es hat wohl nur flach fallen sollen; aber wer zügelt kolleriges Roß und gezücktes Schwerdt? — Gespaltnen Hauptes taumelt der blutende Hirt in die Abgründe hinunter; ängstlich schreit seine Heerde auf den Bergen. Nur das Lämmchen rennt in seiner Angst nach dem Baumgarten hin, schmiegt sich durch die Gitterstäbe des Gartens, und liegt, wie Hülfe bittend, vom Blute seines Herren roth gesprenkelt, zu Verena's Füßen. Sie nahm es in ihre Arme, und ließ seit dieser Stunde Weigand den Schlanken nicht mehr vor ihr Antlitz kommen."

„Nun pflegte sie des Lämmchens immerdar, und hatte sonst keine Freude an irgend etwas in der Welt, und ward bleich und himmelan gerichtet, wie die Lilien sind. Sie soll schon damals in ein Kloster gewollt haben, aber ich kam ihrem Vater in einer blutigen Fehde zu Hülfe gezogen, und hieb ihn aus den Feinden heraus. Das stellte der alte Mann ihr vor, und sie gab mir leise lächelnd ihre wunderschöne Hand."

„Da litt den armen Weigand das Gefühl seines Jammers nicht mehr im Lande. Hinaus trieb es ihn als Pilgersmann nach der Asienwelt, wo unsre Vorfahren hergekommen sind, und er soll daselbst wunderbare Dinge vollbracht haben in Tapferkeit und Demuth. Fürwahr, mein Herz erweichte sich seltsamlich, so oft ich zu jener Zeit von ihm sprechen hörte."

„Nach Jahren kehrte er zurück, und wollte eine Kirche aufrichten und ein Kloster, auf den westlichen Bergen dort, von wo man die Mauern meiner Burg deutlich herüber leuchten sieht. Man sagt, er sei willens gewesen, sich selbst darin zum Priester weihen zu lassen, aber es kam anders."

„Denn einige Seeräuberschiffe waren aus den Mittagsmeeren herauf geseegelt, und von dem Klosterbau vernehmend, glaubte ihr Hauptmann, bei dem Burgherrn und bei den Meistern der Arbeit vieles Gold zu finden, oder doch, falls er sie überfiele und wegschleppe, eine gewaltige Lösung von ihnen zu erpressen. Er mußte wohl den Nordlandsmuth und die Nordlandsarme noch eben nicht kennen, bald aber gelangte er dazu."

„In jener Bucht am schwarzen Felsen gelandet, schlich er sich durch Umwege nach der Baustelle hinauf, umzingelte sie, und meinte, nun wäre die Hauptsache gethan. Hei, aber wie schlugen Weigand und seine Baugesellen mit Schwerdtern, Hammern und Beilen drein. Die Heiden rannten flüchtig nach ihren Schiffen, Weigand rächend hinterdrein."

„Da kam er an unsrer Burg vorüber, und eben als er Verenen auf dem Altan erblickte, und, zuerst nach manchem Jahre, sie den flammenden Sieger freundlich grüßte, flog ein Heidendolch, in der Angst rückwärts geschleudert, gegen sein unbehelmtes Haupt, und blutend und bewußtlos sank er zu Boden."

„Wir vertrieben die Heiden vollends. Dann ließ ich den wunden Ritter herein tragen in die Burg, und

meine bleiche Verena erglühte, wie Lilien es im Morgenlichte thun, und Weigand schlug lächelnd vor ihrer Nähe die Augen auf. Er wollte in kein andres Gemach hinein, als in das kleine hier beian, wo jetzt die Harnische liegen; „das komme ihm vor," sagte er, „wie die kleine Zelle, die er nun bald in seinem stillen Kloster büßend zu bewohnen hoffe." — Alles geschah nach seinem Wunsch, meine schöne Verena pflegte sein, und er schien anfangs auf dem geradesten Wege zur Besserung, aber sein Kopf blieb schwach und bei dem leichtesten Anlaß verwirrt, sein Gang ein Fallen mehr, als ein Wandeln, seine Farbe todtenbleich. Wir konnten ihn nicht entlassen. Da kam er denn aus der kleinen Thüre dort, wenn wir des Abends beisammen saßen, immer in den Saal herein gewankt; und mir ward es oftmalen weh und zornig im Herzen, wenn die holden Augen Verena's ihm so mild und süß entgegen strahlten, und ein Roth wie Abendschein über ihre Lilienwangen flog. Aber ich trug es, ich hätt' es getragen, bis an unser Aller Ende, — Wehe, da ging Verena in ein Kloster! —"

Er fiel zusammen auf seine gefalteten Hände, daß der Steintisch davor zu dröhnen schien, und blieb eine Zeit lang, wie ein Todter still. Als er sich wieder empor richtete, flammte er furchtbar zornige Blicke durch den Saal hin, und sagte endlich zu Folko:

„Deine beliebten Hamburger, Herr Gotthard Lenz und Herr Rudlieb, sein Sohn, die haben auch mit Schuld daran. Ha, wer heißt sie hier stranden, so nahe an meiner Burg!"

Folko warf einen durchdringenden Blick auf ihn, und war im Begriff, eine furchtbare Frage ergehen zu lassen; aber ein andrer Blick auf die zitternde Gabriele hieß ihn verstummen, wenigstens für jetzt, und Ritter Biörn fuhr in seiner Erzählung folgendermaßen fort:

„Verena war bei ihren Nonnen, ich allein, und wild hatte mich mein Jammer den ganzen Tag lang umher getrieben durch Forst und Waldstrom und Gebirg. Da komm' ich in der Dämmerung auf meine verödete Burg zurück, und kaum daß ich hier den Saal betrete, so knarrt die kleine Thür, und schleicht mir Weigand entgegen, — der hatte Alles verschlafen, — und fragt: „wo bleibt denn Verena? —" Da werd' ich wie toll, und heule und grinse ihm zu: „die ist toll geworden, und ich auch, und Du auch, und wir sind nun Alle toll! —" Heiliger Gott, da sprang seine Kopfwunde auf, und strömte dunkle Fluthen über sein Gesicht, — ach welch ein andres Roth, als da ihm Verena im Burgthor entgegen kam! — und er ras'te, und rannte hinaus in die Wildniß, und streift dorten herum seitdem, als ein wahnwitziger Pilgram. —"

Er schwieg, und Gabriele schwieg, und Folko schwieg, alle Drei kalt und bleich, wie die Todtenbilder. Endlich setzte der furchtbare Erzähler leise und ganz erschöpft hinzu: „er hat mich seitdem hier noch einmal besucht, aber durch die kleine Thür kommt er doch nicht mehr. Nicht wahr, ich habe mir Ruhe und Ordnung verschafft auf meiner Burg?"

---

## Vierzehntes Kapitel.

Sintram war noch nicht heimgekehrt, als man sich in starrer Betäubung zur Ruhe begab. Es dachte auch eben Niemand an ihn, so sehr kämpfte jegliches Herz mit seltsamen Ahnungen und ungewissen Sorgen. Selbst Ritter Folko's von Montfaucon Heldenbrust flog streitend empor.

Draußen saß der alte Rolf noch immer weinend im Walde, bot sein weißes Haupt dem Ungewitter achtlos dar, und wartete auf seinen jungen Herrn. Aber der ging auf viel andern Wegen. Erst als der Morgen hell herauf war, trat er von der entgegen stehenden Seite in die Burg.

Gabriele hatte die Nacht über süß geschlummert. Es war, als hauchten ihr Engel mit goldnen Fittigen die wilden Geschichten des vorigen Abends abwärts, die hellen Blumengestalten und Seenspiegel und grünenden Hügelgewinde ihrer Heimath aber heran. Sie lächelte hold und athmete still, während draußen der magische Sturm heulend über die Wälder flog und Streit hielt mit dem geängsteten Meer.

Aber freilich, als sie am andern Morgen erwachte, und noch immer die Fenster klirrten, noch immer die

Wolken wie aufgelös't in Rauch und Dampf den Himmel verbargen, da hätte sie weinen mögen in Angst und Wehmuth, vorzüglich, da Folko schon aus den Gemächern fortgegangen war, und zwar, wie ihre Frauen ihr beim Ankleiden erzählten, in voller Kampfesrüstung. Zugleich vernahm sie auf den hallenden Sälen draußen den Tritt von Schwergewaffneten, und erfuhr auf Befragen, Ritter Montfaucon habe sein ganzes reisiges Gefolge aufgeboten, der Herrin zum Schutze bereit zu sein.

Von den schwellenden Hermelinpelzen umhüllt, war sie in ihrer Furcht beinahe anzusehen, wie eine zarte Blume, aus dem Schnee herauf blühend, vor Winterstürmen schwankend. Da trat herein Ritter Folko von Montfaucon, in all' seiner leuchtenden Harnischpracht, den goldnen Helm mit den hochwallenden Federn friedlich unter dem Arm, und grüßte mit heiterm Ernst. Sein Wink entfernte Gabriele's Frauen; man hörte, wie draußen die Gewaffneten ruhig auseinander gingen.

„Dame," sagte er, und führte die durch seine Gegenwart schon Getröstete einem Ruhebette zu, neben ihr Platz nehmend, „Dame, wollet Eurem Ritter verzeihen, wenn er Euch für Augenblicke einer ängstlichen Besorgniß überließ, aber die Ehre rief und das strenge Recht. Nun ist Alles geordnet, und zwar gütlich und mild; vergesset jeglicher Angst, und was Euch gestört haben kann, legt zu den Dingen, die nicht mehr sind."

„Aber Ihr und Biörn?“ fragte Gabriele.

„Auf mein ritterliches Ehrenwort,“ sagte Folko, „da ist Alles gut.“

Er begann darauf, von gleichgültig heitern Gegenständen zu kosen, mit seiner gewohnten Anmuth und Feinheit, aber Gabriele lehnte sich tief gerührt an ihn, und sagte:

„O Folko, o mein Held, o Du meines Lebens Blüthe, mein Schutz und mein liebstes Heil auf Erden, laß mich Alles wissen, wenn Du darfst. Wo aber irgend ein gegebenes Wort Dich bindet, ist es ein Andres. Du weißt, daß ich aus dem Stamme der Portamour bin, und von meinem Ritter nichts verlangen werde, das auch nur die Ahnung eines Hauches auf sein makelloses Wappenschild werfen dürfte.“

Folko sah einen Augenblick ernst vor sich hin, dann freundlich lächelnd in seiner Dame Angesicht, sprechend: „es ist nicht das, Gabriele. Aber wirst Du es tragen können, was ich Dir verkünden soll? Wirst Du nicht zusammen sinken davor, wie eine schlanke Tanne vor der Last des Schnee's?“

Sie richtete sich etwas stolz empor, und sprach: „ich habe Dich schon vorhin an meiner Väter Namen erinnert. Laß mich nun hinzu fügen, daß ich die Ehefrau des Freihern von Montfaucon bin?“

„So sei es denn;“ erwiederte Folko, sich ernsthaft neigend. „Und was einmal herauf muß an das Licht der Sonnen, wohin es seinem finstern Wesen

nach nicht gehört, tritt es am mindesten schrecklich hin durch plötzlichen Blitz. Wisse denn, Gabriele: der böse Ritter, welcher meine Freunde Gotthard und Rudlieb erschlagen wollte, ist eben Niemand anders, als unser Gastfreund und Vetter, Biörn Gluth-Auge."

Gabriele fuhr einen Augenblick zusammen, und deckte ihre Augen mit den schönen Händen fest zu. Dann sah sie staunend umher, und sagte: „ich habe falsch gehört, obgleich schon gestern eine solche Ahnung mich traf. Oder sprachet Ihr nicht vorhin, zwischen Euch und Biörn sei Alles geordnet, und zwar gütlich und mild? Zwischen dem tapfern Freiherrn und solchem Manne nach solchem Frevel? —

„Ihr hörtet recht," entgegnete Folko, und blickte mit innigem Wohlgefallen auf die zarte, ritterlich-stolze Herrin. „Heute mit der ersten Dämmerung schritt ich zu ihm hinab, und berief ihn zum Kampf auf Tod und Leben in das nahe Waldthal hinaus, falls er derjenige sei, dessen Burg dem Gotthard und und Rudlieb habe zum Opferheerd werden sollen. Er stand bereits völlig gerüstet da, sagte bloß: „der bin ich;" und schritt mir nach in den Forst. Wie wir aber allein waren auf dem Kampfplatze, schleuderte er seinen Schild von sich, einen schwindligen Klippenhang hinab, dann flog sein Schlachtschwerdt desselben Weges, dann sprengte er mit zwei riesenkräftigen Griffen sein Panzerhembde, und sprach: „nun zugestoßen, mein Herr Richter, denn ein schwerer Sünder bin ich, und fechten wider Euch darf ich nicht." — Wie

durfte ich ihn treffen? — Da ward es eine seltsame Sühne zwischen uns. Er ist halb wie mein Vasall, und doch wieder entließ ich ihn feierlich in meiner Freunde und meinem Namen aller Schuld. Er war zerknirscht, doch keine Thräne kam in sein Auge und kein freundliches Wort aus seinem Munde. Ihn drückt nur eben das strenge Recht, das mich beliehen hat mit dieser Gewalt, und Biörn ist mein Hintersasse in dessen Lehen. Ich weiß nicht, Dame, ob Ihr uns auf diese Weise beisammen schauen mögt, sonst suche ich eine andre Burg zum Aufenthalte für uns; es giebt wohl deren keine in Norweg, die uns nicht in Freuden und Ehren aufnähme, und dieser wilde Herbststurm mag vielleicht unsre Seefahrt noch lange hinaus stellen. Nur das meine ich: schieden wir jetzt und auf diese Weise, dem wilden Manne bräche das Herz."

„Wo mein hoher Herr verweilt, da verweile auch ich freudig in seinem Schutz;" entgegnete Gabriele, und fühlte die Größe ihres Helden wieder einmal recht entzückend durch ihr Herz leuchten.

---

## Funfzehntes Kapitel.

So eben hatte die edle Frau mit eignen zarten Händen ihren Ritter entwaffnet, — nur im Felde durften nach ihrem Gebot sich Knappen oder Reisige mit Montfaucon's Rüstung abgeben, — und nun hing sie ihm den himmelblauen, goldbesäumten Sammetmantel um, als die Thür sich leise öffnete, und Sintram demüthig grüßend in das Gemach trat.

Zu Anfang winkte ihm Gabriele freundlich entgegen, wie sie es in der Art hatte, aber plötzlich erbleichend wandte sie sich ab, und sagte: „um Gott, Sintram, wie seht Ihr aus? Und wie hat Euch eine einzige Nacht so gar entsetzlich verwandeln können?"

Sintram blieb ganz angedonnert stehen, und wußte selbst nicht recht, was ihm eigentlich widerfahren sei.

Da nahm ihn Folko bei der Hand, führte ihn gegen einen spiegelblanken Schild, und sagte sehr ernsthaft: „schaut einmal hinein, mein junger Rittersmann!"

Entsetzt fuhr Sintram auf das erste Anschauen zurück. Es war ihm, als sehe Kleinmeister mit der

Einen, schief empor starrenden Feder seines wunderlichen Hauptschmuckes heraus; aber endlich ward es ihm klar, das Spiegelbild sei ganz allein er selbst und Niemand anders, und nur der wilde Dolchschnitt in seine Locken habe ihm ein so entfremdendes, und, wie er sich es nicht läugnen konnte, gespensterhaftes Ansehn gegeben.

„Wer hat Euch das gethan?" fragte Folko, noch immer streng und ernst. „Und welch Entsetzen hat Euer zerzaus'tes und zerrissenes Haar so himmelan getrieben?"

Sintram wußte nichts zu antworten. Ihm war, als stehe er vor Gericht, und es sei an dem, daß man ihn der Ritterwürde schmachvoll entsetzen wolle.

Plötzlich wieder zog ihn Folko von dem Schilde fort, führte ihn gegen das klirrende Fenster, und fragte: „wo kommt dieses Unwetter her?"

Abermals schwieg Sintram. Seine Glieder begannen gegen einander zu fliegen, und Gabriele flüsterte bleich und zitternd: „o Folko, mein Held, was ist geschehen? O sage mir's, sind wir denn eingekehrt in eine Zauberburg?"

„Unser heimathlicher Norden," erwiederte Folko feierlich, „ist reich an mancher geheimen Kunst. Man darf deshalb nicht gleich die Leute Zauberer nennen; aber der junge Mensch dort hat Ursache, sich genau zu hüten; wen das Böse nur ein Mal bei Einem Haare gefaßt hat —"

Sintram hörte nichts mehr. Er taümelte ächzend aus dem Gemach.

Draußen kam ihm der alte Rolf entgegen, noch ganz erstarrt vom Schloßenwetter und Sturmgeheul dieser Nacht. Der, nur froh, seinen jungen Herrn wieder zu haben, ließ dessen verstörtes Aussehen unbemerkt; aber indem er ihn zur Lagerstatt geleitete, sprach er doch: „Hexen= und Wettermacher müssen am Meeresstrand ihr Wesen getrieben haben. Ich weiß, dergleichen ungestüme Luftverwandlung geht ohne teuflische Künste nicht zu."

Sintram ward ohnmächtig, und nur mühsam stellte ihn Rolf so weit her, daß er zur Mittagsstunde in der großen Halle zu erscheinen vermogte. Aber bevor er noch da hinab schritt, ließ er einen Schild herbei bringen, spiegelte sich wieder, und schnitt im bangen Grauen den Rest seines langen, schwarzen Haupthaares mit dem Dolche herunter, daß er beinahe anzusehen war, wie ein Mönch, und so ging er zu den Andern, die schon bei Tische saßen, hinein.

Alle blickten ihn staunend an, jedoch ganz verwildert fuhr der alte Biörn empor: „willst Du mir auch etwa ins Kloster gehen, wie die schöne Frau Mutter?"

Ein gebietender Wink des Freiherrn von Montfaucon zügelte den fürdern Ausbruch, und wie begütigend setzte Biörn mit gezwungenem Lächeln hinzu: „ich meine nur, ob es ihm etwa gegangen ist, gleich dem Absa=

lon, und er sich aus den Hauptschlingen lösen mußte durch den Verlust seiner Locken."

„Ihr sollt nicht scherzen mit heiligen Dingen;" wiederholte der streng gewordne Freiherr, und Alles schwieg, und gleich nach aufgehobner Tafel schritten Folko und Gabriele, sittig ernsten Grußes, in ihre Gemächer hinauf.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Das Leben auf der Burg behielt von da an eine ganz andre Gestalt. Meist immer waren die beiden freundlich erhabnen Wesen, Folko und Gabriele, in ihren Kammern, und wenn sie erschienen, geschah es in stiller Würde und im schweigsamen Ernst, und Biörn und Sintram standen mit scheuer Demuth vor ihnen. Dennoch konnte der Burgherr den Gedanken nicht ertragen, daß seine Gäste zu eines andren Ritters Heerd zögen. Als Folko einmal davon sprach, trat etwas wie eine Thräne in des wilden Mannes Auge. Er senkte sein Haupt, und sagte leise: „wie Ihr wollt. Aber ich glaube, ich fliege Tages darauf den Felsen hinab."

So blieb man also beisammen, denn immer unbändiger tobte Sturm und Meer, daß an keine Schifffahrt zu denken war, und sich die ältesten Greise keines solchen Herbstes in Norwegen zu erinnern wußten. Die Geistlichen schlugen alle Bücher mit Runenschrift nach, die Skalden blickten auf ihre Sagen und Lieder, und fanden dergleichen nicht.

Biörn und Sintram trotzten dem Unwetter. Die wenigen Stunden, wo Folko und Gabriele sich zeigten, waren auch Vater und Sohn in der Burg, wie ehrerbietig aufwartend; die übrige Zeit des Tages, oft ganze Nächte hindurch, toseten sie in den Wäldern und Felsthälern, und hielten Bärenjagd.

Folko bot derweile jegliche Anmuth seines Geistes, jegliche Zier seiner edlen Sitte auf, um Gabrielen vergessen zu machen, daß sie in dieser wilden Burg wohne, und daß der starke, norwegische Winter bereits herauf steige, um sie hier für ganze Monden einzueisen. Bald erzählte er blühende Mährchen, bald spielte er fröhliche Weisen, und bat Gabrielen, mit ihren Frauen einen Reihen dazu aufzuführen; dann wieder, seine Laute an eine der Fräulein abgebend, mischte er sich selbst in den Tanz, und wußte dabei der Herrin auf eine immer neue Art seine Huldigung zu bezeigen; dann veranstaltete er in den geräumigen Schlosseshallen Uebungskämpfe zwischen seinen Gewaffneten, und Gabriele hatte dem Sieger irgend ein zierliches Kleinod zu reichen; oft auch begab er sich in die Kreise der Fechtenden, aber so, daß er ihren Angriffen nur vertheidigend begegnete, und Niemanden um den Preis brachte. Die Norweger, die als Zuschauer umher standen, pflegten ihn dem Halbgott Baldur aus ihrer alten Sagenwelt zu vergleichen, wie er die Geschosse der übrigen Asen auf sich richten lasse: zum Spiel; seiner inwohnenden Unverwundbarkeit und Herrlichkeit bewußt.

Nach einer solchen Kampfesübung trat einmal der alte Rolf gegen ihn heran, winkte ihn mit freundlicher Demuth bei Seite, und sagte leise: „sie nennen Euch den schönen, hochgewaltigen Baldur, und sie haben Recht. Aber, auch der schöne, hochgewaltige Baldur erlag. Nehmt Euch in Acht."

Folko sah ihn staunend an.

„Nicht," fuhr der Alte fort, „daß ich von irgend einer Nachstellung wüßte, oder dergleichen auch nur entfernt ahnen könnte. Gott behüte einen Normann vor solcher Furcht. Aber wie Ihr so gar glänzend und hochherrlich vor mir stehet, dringt die Vergänglichkeit alles Irdischen übergewaltig in meinen Sinn, und ich kann nicht anders, als zu Euch sprechen: hütet Euch, ach hütet Euch, edler Freiherr! Auch die schönste Herrlichkeit geht zu Ende."

„Das sind fromme, gute Gedanken," entgegnete Folko freundlich, „und ich will sie in einem feinen Herzen bewahren, mein treuer Altvater."

Ueberhaupt war der fromme Rolf oftmal um Folko und Gabrielen, und hielt ordentlich ein Band zwischen den zwei so gar verschiednen Haushaltungen der Veste. Denn wie hätte er je von seinem Sintram lassen können! Nur in die wilden Jagdfahrten, durch das wüste Sturm- und Regenwetter hin, vermogte er ihm nicht mehr zu folgen.

Da war zuletzt der klare Winter herauf gestiegen in seiner vollen Majestät. Ohnehin blieb nun die Heimfahrt nach der Normandie verwehrt, und das zauberische Unwetter schwieg. Hell glänzten in ihrem überreiften Feierkleide die weißen Ebenen und Berge, und Folko pflegte bisweilen, Schlittschuhe an den Füßen, seine Herrin windesschnell auf einem leichten Schlitten über die kristallfunkelnden, festgefrorenen Seen und Ströme dahin zu flügeln.

Von der andern Seite nahm die Bärenjagd des Burgherrn und seines Sohnes ihren desto kühnern, beinah so gar fröhlichen Gang.

Um diese Zeit, — Weihnachten nahte schon heran, und Sintram suchte die Furcht vor seinen bevorstehenden Träumen im wildesten Waidwerk zu übertäuben, — um diese Zeit standen Folko und Gabriele mitsammen auf einem der Burg-Altane. Jetzt eben war es ein milder Abend; die Schneegegend leuchtete anmuthig in der Spätsonne glührothem Flimmern; von unten herauf sangen aus der Schmiedehalle einige Mannen bei ihrem schönen Werke Lieder aus der uralten Heldenzeit. Endlich aber schwieg der Sang, der Hammerschlag rastete, und ohne daß man die Theilnehmer sehen oder an der Stimme erkennen mogte, hub folgendes Gespräch sich an:

„Wer ist der kühnste Recke unter all denen, die aus unserm hohen Vaterlande ihren Stamm herleiten?"

„Das ist Folko von Montfaucon."

„Gut geantwortet; aber sage mir: giebt es denn nicht irgend etwas, vor dessen Ausführung auch der große Freiherr sich abwendet?"

„Freilich giebt es so etwas. Und wir, die wir in Norweg daheim geblieben sind, wir treiben's ganz fröhlich und leicht."

„Das wäre?"

„Die Bärenjagd im Winter, eisstarrende Abgründe hinunter, über endlose Schneefelder fort."

„Wohl sagst Du recht, mein Gesell. Wer unsre Schneeschuhe nicht an die Füße zu spannen weiß, nicht sich zu wenden drauf, im Augenblick rechts und links, der mag wohl sonsten ein hochgewaltiger Ritter sein, aber in unsern Bergen, auf unsern Jagden, da hält er besser sich fern, und bleibt bei der niedlichen Frau in den Gemächern."

Man hörte die Sprechenden vergnügt zusammen lachen, und wie sie dann ihr mächtiges Schmiedewerk wieder begannen.

Folko blieb lange nachdenklich stehen. Es funkelte noch etwas Andres, als das Spätroth, auf seinen Wangen. Auch Gabriele sann im tiefen Schweigen einem unbekannten Etwas nach. Endlich ermannte sie sich, umfaßte ihren Liebling, und sagte: „nicht wahr,

morgen ziehst Du auf die Bärenjagd hinaus, und bringst Deiner Dame den Preis des Waidwerkes heim?"

Fröhlich bejahend neigte sich der Ritter, und der übrige Abend verging unter Tanz und Saiten=spiel.

---

## Siebzehntes Kapitel.

„Seht, edler Herr, —" sprach am nächsten Morgen Sintram auf Folko's Begehr, mit auszuziehen, „unsre Schneeschuhe, welche wir Skier nennen, flügeln wohl den Lauf, daß er fast windesrasch bergunter geht, auch schneller bergan, als uns irgend wer zu folgen vermag, und auf der Ebene holt kein Roß uns ein, aber nur dem geübten Meister dienen sie zum Heil. Es ist als sei ein Koboldsgeist in sie gebannt, furchtbar verderblich dem Fremden, welcher sie nicht von Kindheit an zu brauchen gelernt hat."

Etwas stolz entgegnete Folko: „ist es denn etwa das erste Mal, daß ich in Euren Bergen bin? Ich habe dies Spiel schon vor Jahren getrieben, und Gott Lob, jede ritterliche Uebung befreundet sich leicht mit mir."

Sintram wagte nichts mehr einzuwenden, noch weniger der alte Biörn. Auch fühlten sich Beide beruhigter, als sie sahen, mit welcher Gewandtheit und Sicherheit sich Folko die Skier an die Füße schnallte, ohne zu erlauben, daß ihm Jemand dabei helfe. Der Zug ging bergan, einem schon lange umsonst bedrohten, blutgierigen Bären nach. Bald war man genö=

thiget, sich zu trennen, und Sintram bot sich dem Freiherrn zum Waidgesellen an. Dieser, gerührt von des Jünglings tiefer Demuth und Ergebung, vergaß Alles, was ihm in der letztern Zeit unheimlich an der bleichen, verworrenen Gestalt vorgekommen war, und sprach ein sehr freundliches Ja.

Als man nun höher und immer höher hinauf klomm in die weißen Gebirge, und von manchem schwindligen Gipfel die tiefer liegenden Höhen und Klippen überschaute, wie ein plötzlich im wildesten Sturme versteintes oder vielmehr vereisetes Meer, hob sich immer freier und fröhlicher des edlen Montfaucon starke Brust. Er sang Krieges = und Liebeslieder in die scharf blaue Luft hinein, Lieder aus seinem fränkischen Heimathlande, das Echo hallte sie in den vielverschlungnen Klüften wie staunend zurück. Dabei klomm er bergan und glitt bergnieder in fröhlichem Spiel, brauchte kräftig und sicher den stützenden Stab, und schwenkte sich rechts und wieder links, wie es ihm ein fröhliches Behagen eingab, so daß Sintram seine frühere Besorgniß in bewunderndes Staunen umwandelte, und die Jäger, welche den Freiherrn noch im Auge behalten hatten, in lauten Jubel ausbrachen, der ganzen Reihe weiter und weiter die neue Herrlichkeit ihres Gastes verkündend.

Das Glück, welches den edlen Folko bei seinen Waffenthaten fast immer begleitete, schien ihn auch hier nicht verlassen zu wollen. Er und Sintram fanden nach kurzem Suchen die sichere Spur des Raub=

thiers, und folgten ihr mit freudig klopfendem Herzen so sturmesschnell, daß wohl selbst ein geflügelter Feind ihrer Verfolgung nicht hätte entkommen mögen. Aber der, welchen sie suchten, dachte an keine Flucht. Mürrisch lag er in der Höhle eines beinahe steilrechten Hanges, dem Gipfel nahe, und zürnte über den Jagdlärm, und harrte nur in seinem trägen Grimm, daß ein Widersacher sich genug heran wage, um ihn blutig zu fassen. Jetzt waren Folko und Sintram nahe beim Felsen, die Andern weit durch die vielverschlungene Oede zerstreut. Die Spur zeigte nach oben, und beide Jagdgesellen klommen hinan, auf verschiedenen Seiten, damit ihre Beute ihnen um so minder fehlen könne. Folko stand zuerst auf dem einsamen Gipfel, und spähte umher. Eine weite, unabsehbare Schneegegend dehnte sich spurlos vor ihm aus, am fernsten Ende in die bereits abendlich dämmernden Wolken verschwimmend. Schon glaubte er, von seines furchtbaren Wildes Fährte abgekommen zu sein.

Da brüllte es neben ihm aus der Felsenschluft, und schwarz und unbehülflich hob sich der Bär über den Schnee hervor, und stellte sich aufrecht, und schritt funkelnden Auges gegen den Freiherrn an. Sintram arbeitete indessen, im Kampfe mit immer herab gleitenden Schneemassen, vergebens, die Höhe zu erklimmen.

Froh eines lange nicht versuchten, fast ihm ganz neu gewordnen Krieges, fällte Herr Folko von Montfaucon seinen Jagdspeer, und wartete den Angriff des Unthiers ab. Ganz nahe ließ er es an sich heran

kommen, so daß es schon mit den grimmen Tatzen nach ihm langte; da that er seinen Stoß, und das Lanzeneisen fuhr tief in des Bären Brust. Aber noch immer vorwärts drängte heulend und brüllend der gräßliche Feind, nur die Queerstange des Speeres hielt ihn auf, und tief mußte sich der Ritter in den Boden einstemmen, um dem zornigen Anpressen zu widerstehen, immer dicht vor sich das abscheuliche, blutlechzende Thiergesicht, das heisere Gebrüll, halb in Todesangst, halb in Mordlust ausgestoßen, dicht an seinen Ohren.

Endlich ward des Bären wüthige Kraft immer schwächer, und reichlich strömte das schwarze Blut über den Schnee. Er wankte; ein kräftiger Stoß warf ihn rückwärts, daß er stumm geworden über den Klippenhang hinunter stürzte. Im selben Augenblicke stand Sintram neben dem Freiherrn von Montfaucon.

Athem schöpfend sagte Folko: „so hab' ich denn noch nicht den Preis der Jagd in meinen Händen. Und haben muß ich ihn, so gewiß mir es gelang, ihn zu gewinnen. Nur da, der Schneeschuh an meinem rechten Fuße scheint mir beschädigt. Meinst Du, Sintram, daß er noch hält, um über den Abhang hin zu gleiten?"

„Laßt lieber mich hinab," sagte Sintram. „Ich hole Euch des Bären Haupt und Klauen herauf."

„Aechter Rittersmann," entgegnete Folko etwas unwillig, „thut kein Ritterstück halb. Ob mein Schneeschuh hier halten wird, frag' ich Dich."

Indem Sintram sich danach hinbeugte, und im Begriff stand, Nein zu sprechen, sagte plötzlich Jemand dicht neben ihnen: „ei freilich, Ja! das versteht sich von selbsten.“ Folko meinte, Sintram habe gesprochen, und glitt pfeilschnell hinab, während dieser sich staunend umsah. Kleinmeisters verhaßte Gestalt fiel ihm ins Auge.

Eben wollte er ihn zürnend anreden, da hörte er den furchtbaren Sturz des Freiherrn, und schwieg entsetzt stille. Auch unten im Abgrund blieb es lautlos und still.

„Nun, worauf wartest Du?“ sagte Kleinmeister nach einer Weile. „Er hat den Hals gebrochen. Gehe heim nach der Burg, und nimm die schöne Helene für Dich.“

Sintram schauderte. Da hub sein häßlicher Gefährt' an, den Reiz Gabriele's zu preisen, in so glühenden, zauberischen Worten, daß dem Jünglinge das Herz vor nie gekannter Sehnsucht schwoll. Er dachte des Gestürzten nicht anders, als einer niedergerissenen Scheidewand zwischen ihm und dem Himmel; er wandte sich nach der Burg.

Da tönte ein Rufen aus der Kluft herauf: „Mein Waidgeselle, hilf! mein Waidgeselle, hilf! Ich lebe noch, aber ich bin sehr wund.“

Sintram wollte hinab, und rief schon dem Freiherrn entgegen: „ich komme!“ Da sprach Kleinmeister: „dem zerbrochnen Herzog Menelaus ist doch nicht mehr

zu helfen, und die schöne Helene weiß es auch schon. Sie wartet nur, daß Ritter Paris komme, sie zu trösten." Und mit abscheulicher List schlang er jenes Mährchen ins Leben hinein, und seine flammenhauchenden Lobpreisungen der schönen Frau zwischendurch, und ach, der verblendete Jüngling gab ihm nach, und floh!

Wohl hörte er noch fern herüber des Freiherrn Ruf: „Ritter Sintram, Ritter Sintram, Du, dem ich den heiligen Orden gab, eile Dich nun, und hilf! Die Bärin kommt mit ihren Jungen, und mir ist der Arm gelähmt! Ritter Sintram! Ritter Sintram! Eile Dich, und hilf!"

Das Rufen verhallte vor der stürmigen Eile, in welcher die Zwei auf ihren Schneeschuhen dahin fuhren, und vor den bösen Worten Kleinmeisters, die den Stolz verhöhnten, womit noch jüngst der Herzog Menelaus dem armen Sintram begegnet sei. Endlich rief er aus: „Glück zu, Frau Bärin! Glück zu, ihr jungen Bärenknaben! Nun haltet ihr ein köstliches Mahl! Nun speiset ihr den Schrecken der Heidenschaft, den, um welchen die Mohrenbräute weinen, den großen Freiherrn von Montfaucon. Nun wirst Du nicht mehr, o Du mein zierlicher Herr Ritter, nun wirst Du nicht mehr vor den Schaaren rufen: Montjoy, heiliger Dionys!"

Aber kaum war dieser geweihte Name aus Kleinmeisters Munde gekommen, als er schon ein ängstliches Geheul erhob, sich verzerrt hin und her ringelte,

und endlich im jetzt beginnenden Schneegestöber winselnd und händeringend davon flog.

Sintram stieß seinen Stab gegen die Erde, und stand. Wie sah ihn das weite Schneefeld, die fern herüber ragenden Berge, und schwarzdunklen Tannenwälder — wie sah ihn Alles so verwundert im starren, bedrohlichen Schweigen an! — Er dachte, niederzusinken unter dem Gewichte seines Elendes und seiner Schuld. Das Läuten einer fernen Einsiedlerglocke tönte wehmüthig herüber.

Laut weinte er durch die herein brechende Nacht: „meine Mutter! Meine Mutter! Ich hatte ja doch auch einmal eine liebe, sorgliche Mutter, und die sagte, ich wäre ein frommes Kind!"

Da wehte es ihn an, wie leiser Engelstrost: Montfaucon sei vielleicht noch nicht gestorben, und blitzesschnell flog er die Bahn zum Felsenhange zurück.

Angekommen bei der entsetzlichen Stelle, bog er sich ängstlich spähend über die Klippe hinab. Ihm half der eben in voller Pracht empor steigende Mond.

Da lehnte Ritter Folko von Montfaucon blutig und bleich, halb knieend, gegen die Felswand, sein rechter Arm hing zerschmettert und ohnmächtig herab; man sah wohl, er hatte sein tapfres Schwerdt nicht aus der Scheide bringen können. Und dennoch hielt er mit stolzen Heldenblicken, mit trotzig dräuendem Anstand

die Bärin und ihre Jungen fern, daß sie nur zornig brummend um ihn herum schlichen: zwar jeden Augenblick zum wüthigen Anfall bereit und doch wieder jeden Augenblick zurück schreckend vor der auch noch in Wehrlosigkeit herrlichen Siegergestalt.

„O welch ein Held hätte hier untergehen können! seufzte Sintram; und ach durch wessen Schuld! — Im Augenblick aber auch flog sein Wurfspeer gemessenen Schwunges hinab, und die Bärin röchelte verscheidend in ihrem Blute, heulend flohen die Jungen davon.

Der Freiherr blickte staunend empor. Sein Angesicht glänzte wie verklärt im Schimmer des Mondes, ernst und streng und freundlich, einer Engelserscheinung gleich. „Komm herunter!" winkte er, und Sintram glitt voll eiliger Sorgfalt bergab. Er wollte sich mit dem Verwundeten beschäftigen, aber Folko sprach: „erst nimm des Bären Haupt und Klauen ab, den ich erschlug. Ich habe meiner schönen Gabriele den Preis des Jagens verheißen. Dann komm zu mir und verbinde mich. Mein rechter Arm ist gebrochen."

Sintram that nach des Freiherrn Gebot. Als nun die Siegespfänder genommen waren, der zerschmetterte Arm geschient, gebot Folko dem Jünglinge, ihn nach der Burg zu führen.

„Ach Gott, wenn ich Euch nur ins Auge blicken dürfte, sprach Sintram leise; oder wenn ich nur überhaupt wüßte, wie ich Euch nahe kommen soll:"

„Du warest freilich auf recht sehr bösen Wegen," entgegnete Montfaucon ernst, „aber was gelten wir Menschen denn allzumal vor Gott, hülfe die Reue nicht! Immer ja bist Du es, der mir mein Leben errettet, und somit mache Dich getrosten Muthes auf."

Der Jüngling faßte den Freiherrn sanft und kräftig unter den linken Arm, und Beide schritten im Mondlicht schweigend ihres Weges fürder.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Von der Burg schollen ihnen Klagelaute entgegen, die Kapelle war feierlich erleuchtet; d'rin knieete betend Gabriele, jammernd um Ritter Montfaucon's Tod.

Aber wie schnell war Alles umgewandelt, als nun der edle Freiherr, zwar bleich und blutig, aber doch aller Lebensgefahr entwunden, lächelnd am Eingange des frommen Gebäudes stand, und mit leiser, anmuthiger Stimme sagte: „besinne Dich, Gabriele, und erschrick nicht vor mir, denn bei meines Stammes Ehre: Dein Ritter lebt."

O, wie beseeligt funkelten Gabriele's himmlische Augen ihrem Helden entgegen, und wandten sich dann gleich wieder dem Himmel zu, noch immer strömend, aber von den Seegensbächen der dankenden Freude! Mit der Hülfe zweier Edelknaben senkte sich Folko neben sie auf das Knie, und beide feierten ihr Glück im stillen Gebet.

Als man nun aus der Kapelle schritt, der wunde Ritter von seiner schönen Herrin sorgsam geführt, stand draußen im Dunkel Sintram, finster wie die Nacht, und scheu wie ihr Geflügel. Doch trat er bebend vor

in den Lichtschein der Fackeln, legte des Bären Haupt und Klauen vor Gabriele's Füße nieder, und sagte: „dies hat der große Freiherr von Montfaucon für seine Dame erobert, als den Preis der heutigen Jagd. —" Die Normänner brachen in staunenden Jubelruf aus über den fremden Helden, der gleich auf der ersten Waldfahrt den Herrlichsten und Furchtbarsten aller räuberischen Unthiere aus ihren Bergen gefällt hatte. Da sah Folko lächelnd im Kreise herum, und sagte: „es müssen's mir nun aber auch Einige von Euch nicht belachen, wenn ich vor der Hand in den Gemächern verweile, bei der niedlichen Frau. —" Die aber gestern in der Schmiedehalle gesprochen hatten, traten vor, neigten sich tief, und erwiederten: „Herr, wer konnte denn wissen, daß es in der ganzen Welt keine Ritterübung giebt, welcher Du nicht vor allen andern Menschen gewaltig seist! —" „Dem Zögling des alten Herrn Hugh ließ sich schon etwas zutrauen;" entgegnete Folko freundlich. „Aber nun, ihr wackern Nordlandshelden, lobt mir auch meinen Retter, der mich vor den Krallen der Bärin schützte, als ich wund vom Sturze gegen die Felswand lehnte."

Er zeigte auf Sintram, und der allgemeine Jubelruf erneute sich, und der alte Rolf senkte sein Haupt, Freudenthränen an den Wimpern, über seines Pflegekindes Hand.

Aber Sintram wich schaudernd zurück. „Wüßtet Ihr," sprach er, „wen Ihr vor Euch habt, alle

Eure Lanzen flögen gegen meine Brust, und das mögte mir vielleicht auch das Beste sein. Doch ich schone die Ehre meines Vaters und meines Stammes, und beichte für dies Mal nicht. Nur so viel, edle Nordlandsrecken, müßt Ihr wissen —"

„Jüngling," unterbrach ihn Folko mit einem strafenden Blick, „schon wieder so grimmig und verworren? Ich begehre, daß Du von Deinen wesenlosen Träumen schweigst."

Sintram that vorerst nach des Freiherrn Gebot, aber kaum, daß dieser lächelnd gegen die Burgtreppe hinauf zu schreiten begann, so rief er: „o nein, Du edler, wunder Held, noch halte an! Ich will Dir dienen in Allem, was Dein Herz begehrt; hierin Dir dienen kann ich nicht. Ihr edlen Nordlandsrecken, ja so viel sollt und müßt Ihr wissen: ich bin es nicht mehr werth, unter Einem Dache zu hausen mit dem großen Folko von Montfaucon und mit seiner engelreinen Hausfrau Gabriele. Und Ihr, mein alternder Vater, habt gute Nacht, und sehnt Euch weiter nicht nach mir. In der Steinburg auf dem Mondfelsen gedenk' ich zu hausen, bis es auf irgend eine Art wieder anders wird."

Es war etwas in seinen Reden, welchem sich Niemand entgegen zu setzen wagte, selbst Folko nicht. Der wilde Biörn neigte demüthig sein Haupt, und sagte: „Thue nur immerhin nach Deinem Gefallen,

mein armer Sohn, denn ich fürchte, Du hast sehr Recht."

Da schritt Sintram feierlich und schweigend durch das Burgthor davon, der fromme Rolf ihm nach. Gabriele führte den ermatteten Freiherrn nach seinen Kammern hinauf.

---

# Neunzehntes Kapitel.

Es war eine trübe Wanderung, welche der Jüngling und sein alter Pfleger nach dem Mondfelsen hielten, durch die wild verschlungnen, mit Eis und Schnee belegten Thalgründe hin. Rolf sang bisweilen Strophen aus geistlichen Liedern, wo dem reuigen Sünder Trost und Frieden verheißen wird, und Sintram blickte ihn dafür mit dankbarer Wehmuth an. Sonst sprach Keiner von ihnen ein Wort.

Endlich — es ging schon gegen die Morgendämmerung — brach Sintram das leise Schweigen, indem er sagte: „wer sind denn die Beiden, die dort am gefrornen Waldbache sitzen? Ein großer und ein kleiner Mann. Die hat wohl auch ihr eignes wildes Herz vertrieben in die Wüste hinaus. Rolf, kennest Du sie? Mir wird so grausig vor ihnen."

„Herr," entgegnete der Alte, „Euch irrt Euer verstörter Sinn. Da steht ein hoher Tannenschoß, und ein kleines, verwittertes Eichenbüschlein, halb beschneit, so daß es davon etwas wunderlich aussieht. Männer sitzen dorten nicht."

„Rolf, sieh doch hin! Sieh doch einmal recht scharf hin. Sie regen sich ja; sie flüstern mitsammen."

„Herr, der Morgenwind bewegt die Zweige, und rauscht in den Nadeln und in den gelben Blätterleichen, und kräuselt den Schnee."

„Rolf, nun kommen sie Beide auf uns zu, nun stehen sie schon vor uns, ganz dicht."

„Herr, wir sind es, die ihnen im Wandern näher kamen, und der niedergehende Mond wirft die Schatten so riesig und weit über das Thal."

„Guten Abend!" sagte eine hohle Stimme, und Sintram erkannte den wahnsinnigen Pilger, neben welchem der bösartige Kleinmeister stand, abscheulicher aussehend, als je. — „Ihr hattet Recht, Herr Ritter!" flüsterte Rolf, wich hinter Sintram zurück, und schlug das Zeichen des Kreuzes über Brust und Haupt.

Der verwilderte Jüngling aber schritt gegen die zwei Gestalten an, und sagte: „Ihr habt immer eine wunderliche Lust bezeigt, meine Gefährten zu sein. Was denkt Ihr dabei? Und wollt Ihr nun mit auf die Steinburg? Da will ich Dich, armer bleicher Pilgersmann, pflegen, und Dich, entsetzlicher Meister, Dich boshaftesten Zwergen, will ich noch um einen Kopf kürzer machen, zum Lohn für den gestrigen Tag."

„Das wäre! lachte Kleinmeister. Und dächtest wohl, Du hättest so der ganzen Welt einen großen Dienst gethan? Doch freilich, wer weiß! Etwas mögte schon immer damit gewonnen sein! Nur, armer Bursche, Du vermagst es eben nicht."

Der Pilger aber neigte indessen sein bleiches Haupt nachdenklich hin und her, sprechend: „ich glaube wirklich, Du hättest mich gern, und ich käme auch gern, aber ich darf noch nicht. Gedulde Dich derweile; kommen siehst Du mich noch ganz gewiß, aber spät, und erst müssen wir noch ein Mal zusammen Deinen Vater besuchen, und damit lernst Du mich auch bei Namen kennen, armer Freund."

„Daß Du mir keinen Queerstrich wieder machst!" drohte Kleinmeister zu dem Pilger hinauf; aber dieser zeigte mit seiner langen, dürren Hand gegen die bereits herauf steigende Sonne, und sprach: „hindre einmal die und mich, wenn Du kannst!"

Da fielen die ersten Frühlichter über den Schnee, und Kleinmeister lief scheltend einen Klippenhang hinunter, der Pilger aber schritt in den verklärenden Strahlen ruhig und mit großer Feierlichkeit den Weg zu einer nahen Bergveste hinauf. Nicht lange, so hörte man das Todengeläut aus deren Kapelle.

„Um Gott," flüsterte der fromme Rolf seinem Ritter zu, „um Gott, Herr Sintram, was hab Ihr für Gefährten? Der Eine kann des lieben Gottes schöne Sonne nicht leiden, der Andre tritt kaum in jene Behausung ein, so klagt ihm die Todeskunde auf dem Fuße nach. Mögte er wohl gar ein Mörder sein?"

„Das glaub' ich nicht;" sprach Sintram. „Er scheint mir der Bessere von den Beiden. Nur daß er nicht zu mir kommen will, ist doch ein wunderlicher

Eigensinn. Nicht wahr, ich lud ihn freundlich ein? Ich glaube, er singt gut, und da sollte er mir ein Schlafliedchen singen. Seit Mutter im Kloster wohnt, singt mir ja Niemand Wiegenlieder mehr."

Vor dieser kinden Erinnerung fingen ihm seine Augen zu thauen an. Er wußte aber selbst nicht, was er übrigens gesprochen hatte, denn er war ganz wild und verworren im Geist.

Sie kamen gegen den Mondfelsen, sie klommen zur Steinburg hinauf. Der Vogt, ein alter, finstrer Mann, dem jungen Ritter gerade um dessen Trübheit und düster wildes Thun besonders ergeben, eilte, die Zugbrücke zu senken. Schweigend begrüßte man sich, schweigend trat Sintram ein, und die freudlosen Thore fielen krachend hinter dem künftigen Einsiedler zu.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Ja wohl, ein Einsiedler, oder doch wenig Geselligeres, war nun bald aus dem armen Sintram geworden! Denn gegen das heran nahende heilige Weihnachtsfest kam sein furchtbarer Traum über ihn, und faßte ihn dies Mal so entsetzlich, daß alle Reisigen und Diener schreiend aus der Veste liefen, und sich auch nicht dahin zurück wagten. Es blieb Niemand bei ihm, als sein Rolf und der alte Vogt.

Freilich ward Sintram wieder ruhig, aber er ging nun so still und bleich umher, daß er für einen wandelnden Todten hätte gelten können. Keine Tröstung des frommen Rolf, kein gottesfürchtig freundliches Lied, wollte mehr helfen, und der Vogt mit seinem wilden, vernarbten Antlitz, seinem durch eine ungeheure Hiebwunde ganz kahl gewordnen Haupte, seiner störrigen Schweigsamkeit, war fast wie der noch dunklere Schatten des unglücklichen Ritters anzusehen. Rolf dachte daran, den gottbegabten Kapellan von der Drontheimsburg zu berufen, aber wie hätte er seinen Herrn mit dem finstern Vogt allein lassen sollen, einem Manne, der ihm von je her heimliches Grausen abgenöthigt hatte. Schon lange hielt Biörn den wilden, wunderlichen Krieger in Diensten, und ehrte ihn, seiner felsen=

festen Treue und seiner ungestümen Tapferkeit halber, ohne daß der Ritter oder irgend sonst Jemand gewußt hätte, woher der Vogt komme, und wer er überhaupt eigentlich sei. Ja, die wenigsten Menschen verstanden es, ihn bei Namen zu rufen, welches auch um so unnöthiger schien, da er sich mit Niemandem ins Gespräch gab. Er war nur eben der Vogt auf der Steinburg des Mondfelsens, und weiter nichts.

Rolf befahl seine tiefen Herzenssorgen dem lieben Gott, vermeinend, der werde schon helfen, und der liebe Gott half.

Denn gerade am heiligen Abende vor Weihnachten schellte die Glocke an der Zugbrücke, und als Rolf über die Zinnen blickte, stand draußen der Kapellan von Drontheim, freilich in wunderlicher Geleitschaft, denn neben ihm zeigte sich der wahnsinnige Pilger, und die Todtengebeine auf dessen dunklem Mantel blitzten recht schauerlich im Sterngeflitter herauf; aber des Kapellans Nähe durchdrang den guten Rolf allzu freudig, um irgend einem Zweifel Raum zu gönnen; „zudem," dachte er, „wer mit diesem kommt, der kommt wohl recht!" und so ließ er die Beiden mit ehrerbietiger Eilfertigkeit ein, und geleitete sie in die Halle hinauf, wo Sintram unter dem Licht einer einzigen flackernden Ampel bleich und starrend da saß. Rolf mußte den wahnsinnigen Pilger auf der Steige halten und führen, denn er war ganz vor Frost erstarrt.

„Ich bring' Euch einen Gruß von Eurer Mutter;" sagte der eintretende Kapellan, und alsbald zog

ein süßes Lächeln über des jungen Ritters Antlitz, und wich dessen Todtenblässe vor einem sanften Roth. — „Ach Gott," flüsterte er, „lebt denn meine Mutter noch, und will sie denn auch sogar von mir wissen?"

„Sie ist mit hoher, vielgewaltiger Ahnungskraft begabt," entgegnete der Kapellan, „und welche That Ihr vollbringen mögt, und welche unterlassen: es spiegelt sich ihr Alles — bald wachend, bald träumend, — in vielen wundersamen Gesichten untrüglich ab. Jetzt weiß sie auch von Eurem tiefen Leid, und sie sendet mich, der ich ihres Klosters Beichtvater bin, hierher, Euch zu trösten, aber auch zugleich, Euch zu warnen, denn, wie sie behauptet, und wie auch ich es zu glauben geneigt bin, stehen Euch noch viele und seltsamlich schwere Prüfungen bevor."

Sintram neigte sich mit über die Brust gekreuzten Armen nach vorwärts, und sagte, anmuthig lächelnd: „mir ist viel geworden; mehr, als ich in meinen kühnsten Stunden zu hoffen gewagt hätte, zehntausend Mal mehr, durch meiner Mutter Gruß und Euren Zuspruch, ehrwürdiger Herr, und das Alles nach einem so grausam tiefen Fall, als ich noch kaum erst gethan habe. Des Herrn Erbarmen ist groß, und sende er an Buße und Prüfung eine noch so schwere Last; ich hoffe, mit seiner Hülfe will ich es tragen."

Indem ging die Thür auf, und der Vogt trat mit einer Fackel herein, vor deren glührothem Schimmer er ganz blutfarbig aussah. Er blickte entsetzt auf

den wahnsinnigen Pilger, der eben jetzt ohnmächtig auf einen Sessel gesunken war, von Rolf unterstützt und gepflegt; dann starrte er verwundert dem Kapellan ins Auge, und murmelte endlich: „seltsames Zusammentreffen! Ich glaube, die Stunde zur Beichte und zur Versöhnung ist da."

„Ich glaube es auch;" erwiederte der Geistliche, welcher das leise Flüstern vernommen hatte. „Es scheint fürwahr ein stiller, gnadenreicher Tag zu sein. Der Arme dort, wie ich ihn halb erfroren auf dem Wege fand, wollte mir durchaus früher beichten, als zum wärmenden Heerde folgen; thut, wie er, mein dunkler, feuerbeglänzter Kriegsmann, und schiebt Euer gutes Vorhaben um keine Sekunde auf." — Damit schritt er mit sammt dem winkenden Vogt aus dem Gemach, und sprach noch zurück: „Ritter und Knapp'! Sorgt mir derweile für meinen pflegbefohlnen Kranken gut."

Sintram und Rolf thaten nach des Kapellans Begehr, und als vor ihren Labungen der Pilger endlich die Augen wieder öffnete, sagte der junge Ritter mit freundlichem Lächeln: „siehst Du, nun besuchest Du mich ja doch. Warum schlugst Du mir es denn ab, als ich Dich vor wenigen Nächten so inbrünstig darum bat? — Ich mag wohl etwas irr und heftig gesprochen haben. Wurdest Du vielleicht dadurch eingeschüchtert?"

Es zuckte ein plötzlicher Schreck über des Pilgers Antlitz, doch sah er gleich wieder in freundlicher De-

muth zu Sintram hinauf, sprechend: „o lieber, lieber Herr, ich bin Euch ja so unendlich ergeben. Redet nur nicht immer von den Dingen, die zwischen Euch und mir vorgefallen sein sollen. Das entsetzt mich jedes Mal so sehr. Denn, Herr, entweder bin ich toll, und habe das Alles vergessen, oder Euch ist der im Walde begegnet, der mir vorkommt, wie mein sehr mächtiger Zwillingsbruder —"

Sintram legte ihm leise die Hand auf den Mund, indem er erwiederte: „rede Du nur nicht mehr darüber. Ich will von Herzen gern verstummen." Nicht er, nicht Rolf wußten genau, was ihnen eigentlich so entsetzlich bei der Sache vorkomme; aber sie zitterten Beide.

Nach einiger Stille hub der Pilgrim an: „ich will Euch lieber ein Lied singen, ein mildes, tröstliches Lied. Habt Ihr nicht eine Zither zur Hand?"

Rolf holte eine herbei, und der Pilger, auf dem Lehnstuhle halb empor gerichtet, sang folgende Worte:

„Wem sein nahes Ende
Durch Herz und Glieder ahnend schleicht,
Der wende,
Der wende Sinn und Hände
Zum Gnadenthor
Vertrau'nd empor,
So macht's der Herr ihm leicht.

Seht Ihr's in Osten funkeln?
Hört Ihr die Eng'lein singen
Durch's junge Morgenroth?
Ihr war't so lang' im Dunkeln,

Nun will Euch Hülfe bringen
Der gnadenreiche Tod.
Den müßt Ihr freundlich grüßen,
Dann wird er freundlich auch,
Und kehrt in Lust das Büßen;
So ist sein alter Brauch.

Wem sein nahes Ende
Durch Herz und Glieder ahnend schleicht,
Der wende,
Der wende Sinn und Hände
Zum Gnadenthor
Vertrau'nd empor,
So macht's der Herr ihm leicht."

„Amen!" sprachen Sintram und Rolf, die Hände faltend, und während die letzten Accorde der Zither feierlich verklangen, trat der Kapellan mit dem Vogte langsam und leise in den Saal.

„Ich bringe eine schöne Weihnachtsgabe;" sagte der Geistliche. „Hier kommt einem edlen, verirrten Gemüthe nach langer, schwerer Zeit Versöhnung und Gewissensruhe zurück. Dir, lieber Pilger, gilt es; und Du, mein Sintram, nimm Dir im freudigen Gottvertrauen ein erlabendes Beispiel daran."

„Vor mehr als zwanzig Jahren," hub der Vogt auf des Kapellans Wink zu berichten an, „vor mehr als zwanzig Jahren trieb ich meine Schafe als kecker Hirte das Berggelände hinauf. Da kam ein junger Rittersheld mir nach; sie nannten ihn Weigand den Schlanken; der wollte mir für seine schöne Braut mein Lieblingslämmlein abhandeln, und bot mir freundlich

viel rothes Gold dafür. Ich wies ihn trutzig ab. Die überkühne Jugend braus'te in uns Beiden auf. Sein Schwerdthieb schleuderte mich bewußtlos in den Abgrund."

„Nicht todt?" fragte kaum hörbar der Pilgrim."

„Ich bin kein Gespenst;" entgegnete mürrisch der Vogt, und fuhr alsdann auf einen ernsten Wink des Geistlichen demüthiger also fort:

„Langsam genas ich und in der Einsamkeit, vor dem Gebrauch der Heilmittel, die mir, dem Hirten, in unsern würzigsten Bergthälern leicht zu finden waren. Als ich wieder hervor kam, kannte mich mit meinem vernarbten Antlitze, meinem kahl gewordnen Schädel, kein Mensch. Wohl hörte ich die Kunde durch das Land ziehen, wie um jener That willen Ritter Weigand der Schlanke von seiner schönen Braut Verena verstoßen sei, und wie er sich abhärme, und wie sie ins Kloster wolle, aber ihr Vater sie berede, den großen Ritter Biörn zu ehelichen. Da kam eine entsetzliche Rachsucht in mein Herz, und ich verläugnete Namen und Verwandte und Heimath, und trat als ein wildfremder Mann bei dem mächtigen Biörn in Dienst, damit doch ja der schlanke Weigand immer ein Mörder bleibe, und ich mich weiden könne an seinem Jammer. So habe ich mich denn auch geweidet, all diese langen Jahre her, furchtbar geweidet an seiner Selbstverbannung, an seiner trostlosen Heimkehr, an seinem Wahnsinn. Aber heute —" und ein hei-

ßer Thränenquell drang aus seinen Augen — „aber heute hat mir Gott meines Herzens Härtigkeit zerbrochen, und, lieber Herr Ritter Weigand, haltet Euch für keinen Mörder mehr, und sagt, daß Ihr mir verzeihen wollt, und betet für den, der Euch so entsetzliches Leid hat angethan, und —"

Das Schluchzen hemmte seine Worte. Er sank zu den Füßen des Pilgers nieder, der ihn verzeihend und freudeweinend in seine Arme schloß.

---

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Erbauung dieser Stunde gedieh aus der himmlisch blendenden Begeisterung wieder zur klaren, still besonnenen Anschauung des wirklichen Lebens, und der geheilte Weigand legte den Mantel mit den Todtengebeinen von sich, sprechend: „ich setzte meine Buße mit darein, diese furchtbaren Ueberbleibsel herum zu tragen, in der Meinung, es könnten welche dem von mir Gemordeten angehören. Deshalb suchte ich tief in den Betten verströmter Waldwasser, hoch in den Nestern der Adler und Geier darnach umher. Und bei meinem Suchen war mir's bisweilen, — ob das wohl eine bloße Täuschung sein mogte? — als begegne ich Jemandem, der beinahe so aussehe wie ich, aber um Vieles, um Vieles gewaltiger, und doch wohl noch blässer und noch ausgezehrter. —"

Ein bittender Wink Sintram's hemmte den Lauf dieser Worte. Sanft lächend neigte sich Weigand nach ihm hin, und sagte:

„Ihr kennt nun den tiefen, unendlich tiefen Kummer, der mich zernagte, ganz. Da wird meine Scheu und meine liebevolle Innigkeit zu Euch kein Räthsel mehr für Euer Herz und Eure Milde sein.

Denn, Jüngling, wie sehr Ihr auch dem furchtbaren Vater gleicht, der Mutter Herz und Milde habt Ihr doch, und deren Abglanz überleuchtet Eure bleichen, strengen Züge, wie Morgenroth, das um Eisberge und über verschneite Thäler mit leisen Freudenlichtern fließt. Und ach, wie so lange Ihr einsam gewesen seid in Euch selbst, mitten unter dem Gewimmel der Menschen! Und wie lange Ihr Eure Mutter nicht gesehen habt, mein armer, herzenslieber Sintram!"

„Es geht mir auch, wie eine Quelle aus dürrer Wüste," entgegnete der Jüngling, „und mir wäre vielleicht geholfen ganz und gar, könnte ich Euch nur lange behalten und mit Euch weinen, lieber Herr. Aber das ahnt mir schon: Ihr werdet nun sehr bald von mir genommen sein."

„Ich glaube wohl," sprach der Pilger, „daß mein voriges Lied beinah mein letztes war, und eine ganz nahe, nahe Weissagung auf mich enthält. Ach, aber wie des Menschen Seele ein immerfort dürstendes Erdreich ist, — jemehr uns Gott an Gnaden bescheert, je flehender schauen wir nach neuen Gnaden aus, — so mögte ich vor meinem hoffentlich seeligen Ende noch Eines erbitten. — Es wird mir freilich nicht zu Theil," setzte er mit sinkender Stimme hinzu, „denn solcher hohen Gabe fühl' ich mich allzu unwerth."

„Es wird Euch dennoch zu Theil!" sagte der Kapellan fröhlich und laut. „Soll ja doch erhöhet werden, wer sich selbst erniedrigt hat, und wohl darf ich

den vom Morde Gereinigten zum Abschiede vor Verena's heiliges und verzeihendes Antlitz führen."

Hoch streckte der Pilgrim seine beiden Hände gegen den Himmel empor, und ein ungesprochnes Dankgebet quoll aus seinen strahlenden Augen, seinen seelig lächelnden Lippen. Sintram aber blickte wehmüthig zur Erde, und seufzte leise in sich hinein: „ach, wer mit dürfte!"

„Du armer, guter Sintram," sagte der Kapellan mit sanfter Freundlichkeit, „ich habe Dich wohl vernommen, aber es ist noch nicht an der Zeit. Noch dürfen die argen Gewalten in Dir das zornige Haupt erheben, und Verena muß ihre und Deine Sehnsucht zügeln, bis Alles rein ist in Deinem Sinn, wie in ihrem. Tröste Dich damit, daß Gott sich Dir entgegen neigt, und daß die ersehnte Freude kommen wird; wenn nicht hier, doch sicherlich jenseits."

Der Pilgrim aber, wie aus einer Verzückung zu sich kommend, stand kräftig vom Sessel auf, und sprach: „geliebt es Euch, mit mir hinauszuwandeln, Herr Kapellan? Bis die Sonne am Himmel steht, können wir an den Klosterpforten sein, nahe, ganz nahe auch ich dem Himmel."

Vergeblich stellten der Kapellan und Rolf ihm seine Ermattung vor; er sagte lächelnd, davon könne hier ja gar nicht die Rede sein, und gürtete sich, und stimmte die Zither, welche er sich zur Reisegefährtin erbat. Sein entschiedenes Betragen überwand fast ohne

Worte jeden Einspruch; und schon hatte auch der Kapellan sich zur Reise gerüstet, da blickte der Pilgrim sehr gerührt nach Sintram hin, der in seltsamer Müdigkeit halbschlummernd auf ein Ruhebett niedergesunken war, und sagte: „wartet noch. Ich weiß, dieser will erst ein Schlummerliedlein von mir." — Des Jünglings freundliches Lächeln schien Ja zu sprechen, und der Pilgrim rührte mit leisem Finger die Saiten, und sang:

„Schlaf ruhig, süßer Knabe!
Dir schickt Dein Mütterlein
Des Sanges holde Gabe
Zur Lagerstatt herein.
Sie betet still und ferne
Für Deine Seeligkeit;
Sie käme freilich gerne,
Doch hat sie keine Zeit.

Und wenn Du wirst erwachen,
Da thu' bei jeder That,
In allen Deinen Sachen,
Nach dieses Liedes Rath:
Lausch' auf der Mutter Stimme,
Ob Ja, ob Nein sie spricht,
Und, wie Verführung glimme,
Den Weg verfehlst Du nicht.

Verstehst Du recht zu lauschen
Und edle Bahn zu gehn,
Wird oft ein holdes Rauschen
Die Wange Dir umwehn.
Dann fühl' im stillen Frieden,
Daß sie Dir Beifall giebt,
Die, ob von Dir geschieden,
Doch Herz an Herz Dich liebt.

O wunderkräft'ge Labung,
O seel'ges Lebenslicht,
Dess' himmlische Begabung
Den Höllengrimm zerbricht!
Schlaf' ruhig, süßer Knabe,
Dir schickt Dein Mütterlein
Des Sanges holde Gabe
Zur Lagerstatt herein."

Sintram schlief lächelnd und leise athmend einen tiefen Schlummer. Rolf und der Vogt blieben an seinem Bette sitzen, während die zwei Reisenden in die milde Sternennacht hinaus zogen.

---

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Es ging schon hoch gegen Morgen, da wachte Rolf, der etwas eingenickt war, vor einem leisen Singen auf, und als er sich umsah, gewahrte er staunend, daß es von den Lippen des Vogtes gleite. Dieser sagte, wie erläuternd: „so singt jetzt Herr Weigand an der Klosterpforte, und sie thun ihm freundlich auf;" wonach der alte Rolf abermals einschlief, ungewiß, ob er es im Wachen vernommen habe, oder im Traum.

Nach einer Weile aber weckte ihn aufs neue das helle Sonnenlicht, und wie er empor fuhr, sah er das Antlitz des Vogtes wunderbar von den röthlichen Morgenstrahlen verklärt, und überhaupt die Züge des ehemals Furchtbaren von einer anmuthigen, ja ordentlich kindlichen, Milde leuchten. Dabei horchte der seltsame Mann in die stille Luft hin, als belausche er ein höchst ergötzliches Gespräch, oder eine herrliche Musik, und wie Rolf sprechen wollte, winkte er ihm bittend, daß er stille bleibe, und blieb angestrengt in seiner horchenden Stellung.

Endlich senkte er sich langsam und behaglich auf den Sessel zurück, flüsternd: „Gott Lob, sie hat ihm

seine letzte Bitte gewährt; er wird auf dem Kloster-kirchhofe begraben, und nun hat er auch mir im tiefsten Herzensgrunde verziehen. Ich kann Euch sagen, er findet ein recht sanftes Ende."

Rolf traute sich nicht, zu fragen, nicht, seinen Herrn zu erwecken; ihm war, als spreche bereits ein Abgeschiedner zu ihm.

Der Vogt blieb eine ganze Zeit lang still, und lächelte immer heiter vor sich hin. Endlich richtete er sich ein wenig auf, horchte wieder, und sagte: „es ist vorbei. Die Glocken läuten sehr schön. Wir haben überwunden. Ei, wie so gar leicht und süß macht es der liebe Gott!"

Und so war es denn auch. Er streckte sich müde zurück, und seine Seele war aus dem trüben Körper befreit.

Leise weckte nun Rolf seinen jungen Ritter, und wies auf den lächelnden Todten. Da lächelte Sintram auch; er und sein frommer Knappe sanken auf die Knie, und beteten zu Gott für den geschiednen Geist. Dann erhuben sie sich, und trugen den kalten Leib ins Gewölbe, und warteten mit geweiheten Kerzen dabei auf die Rückkehr des Kapellans. Daß der Pilger nicht wieder komme, wußten sie wohl.

Gegen die Mittagsstunde kam denn auch der Kapellan einsam zurück. Er konnte fast nur bestätigen, was ihnen schon bekannt war. Nur einen labenden Hoffnungsgruß von Sintram's Mutter fügte er ihrem

Sohn hinzu, und daß der seelige Weigand eingeschlafen sei, wie ein ermüdetes Kind, während ihm Verena das Kruzifix mit stiller Freundlichkeit immer vorgehalten habe.

„So macht's der Herr uns leicht!" sang der Jüngling leise vor sich hin, und sie bereiteten dem nun so milden Vogt sein letztes Bette, und senkten ihn mit allen gehörigen Bräuchen feiernd hinein. Der Kapellan mußte gleich nachher wieder scheiden, aber er durfte beim Lebewohl noch freundlich zu Sintram sprechen: „Deine liebe Mutter weiß es gewiß, wie fromm und still und gut Du jetzt bist!"

---

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

Auf der Burg des Ritters Biörn Gluth=Auge feierte man den heiligen Abend nicht ganz so rein und schön, aber Gottes Wille erging dennoch recht sichtbarlich dabei.

Folko hatte sich auf die Bitte des Burgherrn von Gabrielen in die Halle führen lassen, und die Dreie saßen nun am runden Steintische bei einem köstlichen Mahl, zu beiden Seiten an großen Eßtafeln, die Mannen beider Ritter, nach nordländischer Gewohnheit, in voller Harnischpracht. Fast blendend erhellten Kerzen und Ampeln das hohe Gemach.

Die tiefere Nacht begann schon ihr ernsthaftes Reich, und Gabriele mahnte leise den wunden Ritter zum Aufbruch; das vernahm Biörn, und sagte: „Ihr habt wohl Recht, schöne Frau; unser Held bedarf der Ruhe. Nur lasset uns vorerst noch einem alten, ehrwürdigen Brauch sein Recht erweisen."

Und auf seinen Wink brachten vier Reisige ein großes Eberbild feierlich herbei getragen, das war anzusehen, wie aus eitlem Gold gefertigt, und stellten es in des Steintisches Mitten. Biörn's Mannen erhuben sich ehrerbietig, und nahmen ihre Helme unter den Arm, und so that es auch der Burgherr selbst.

„Was soll das werden?" fragte Folko sehr ernst.

„Was Deine und meine Väter an jedem Juelfeste gethan haben;" entgegnete Biörn. „Wir wollen Gelübde ablegen auf den Eber Frey's, und einen Feiertrunk dazu rund gehen lassen."

„Was unsre Ahnen Juelfest hießen," sprach Folko, „feiern wir nicht. Wir sind gute Christen, und feiern das heilige Weihnachtsfest."

„Eins thun, und das Andre nicht lassen!" meinte Biörn. „Mir sind meine Ahnen zu lieb, um ihre Heldensitten zu vergessen. Wer es anders halten will, mag es nach seiner Weisheit thun, aber das hindert mich nicht. Ich gelobe bei diesem goldnen Eberbilde —" und schon streckte er die Hand aus, um sie feierlich darauf zu legen.

Aber Folko von Montfaucon rief: „in unsres Heiligen Erlösers Namen, Halt! Wo ich bin, und noch athmen kann und noch wollen, soll Niemand die Gebräuche des wilden Heidenthumes ungestört begehen."

Biörn Gluth-Auge sah ihn zürnend an. Die Mannen beider Herren schieden im dumpfen Panzergerassel von einander, und ordneten sich in zwei Schaaren, jegliche hinter ihrem Führer, auf beiden Seiten der Halle. Man sah schon, wie hier und dort die Helme und Sturmhauben festgeschnallt wurden.

„Noch bedenke Dich, was Du thust;" sagte Biörn. „Ich wollte ewigen Treubund, ja ich wollte dankbare Lehnspflicht für das Haus der Montfaucon

geloben; aber störst Du mich in den Bräuchen, die mir von meinen Vätern vererbt sind, da sieh nach Deinem Haupte, und nach Allem, was Dir lieb ist. Mein Zorn kennt keine Schranken mehr."

Folko winkte der verblassenden Gabriele, daß sie hinter seine Mannen zurück trete, und sagte zu ihr: „Muth und Freudigkeit, edle Dame! Es haben schon viele schwächere Christen um Gottes und der heiligen Kirche willen mehr gewagt, als uns hier bevorzustehen scheint. Glaubt mir, es verschlingt so leicht Niemand den Freiherrn von Montfaucon."

Gabriele wich nach Folko's Gebot zurück, einigermaßen beruhigt durch sein kühnes Herrscherlächeln; aber eben dieses Lächeln entflammte Biörn's Ingrimm noch mehr. Er streckte seine Hand abermals nach dem Eberbilde aus, und mogte im Begriff sein, ein sehr entsetzliches Gelübde zu sprechen; da raffte der Freiherr einen Eisenhandschuh Biörn's vom Tische, und der gesunde linke Arm führte damit einen so gewaltigen Schlag gegen das Goldbild, daß es, in zwei Hälften zerschmettert, krachend auf den Estrich stürzte. Wie versteint standen der Burgherr und seine Mannen umher.

Aber bald rasselten die beerzten Fäuste an den Klingen, und wurden Schilde von der Wand gehoben, und ging ein zorniges, todbrohendes Murren durch den Saal. Auf Folko's Wink, hatte ihm einer seiner Getreuen eine Streitaxt gereicht; er schwang sie hoch und gewaltig mit der Linken, und stand wie ein

rächender Cherub in der Mitte des Saals, und sprach diese Worte mit richtender Gelassenheit durch das Gemurre hin:

„Was wollt Ihr, bethörte Nordlandsmannen? Was willst Du, sündhafter Burgherr? — Ihr seid wohl Heiden geworden, und dann verhoff' ich, Euch kampfrüstig zu beweisen, daß mir mein Gott nicht allein in den rechten Arm die Kraft des Sieges gelegt hat. Aber wenn Ihr noch hören könnt, so hört! Auf dieses selbe verfluchte, jetzt mit Gottes Hülfe zertrümmerte Eberbild, hast Du, Biörn, Deine Faust gelegt, als Du schwurest, die Männer aus den Seestädten, wenn sie auch irgend in Deine Macht fallen möchten, zu verderben. Und Gotthard Lenz kam, und Rudlieb kam, vom Sturm an Euer Ufer getrieben. Was thatest Du da, o wilder Biörn? Was thatet Ihr da ihm nach, die Ihr mit ihm beim Juelfeste waret? — Versucht Euer Heil an mir! Der Herr wird mit mir sein, wie er mit jenen frommen Männern war. Frisch in die Waffen! Und — er wandte sich gegen seine Kriegshelden — Gotthard und Rudlieb ist unser Feldgeschrei!"

Da senkte Biörn das schon gezückte Schwerdt, da wurden seine Reisigen still, und kein Auge mehr erhub sich in der Norwegsschaar vom Boden. Endlich begann Einer nach dem Andern, sich leise hinaus zu schleichen. Zuletzt stand nur Biörn dem Freiherrn und dessen Mannen noch ganz allein gegenüber. Er schien indeß seine Verlassenheit kaum zu bemerken; aber er

sank in die Kniee, streckte die leuchtende Klinge neben sich hin, zeigte auf das zerschmetterte Eberbild, und sagte: „macht's mir, wie dem. Ich habe nichts Besseres verdient. Nur um das Eine fleh' ich, nur um das Eine: thut mir nicht die Schmach an, großer Freiherr, eine andre Norwegsveste zu beziehen."

„Ich fürchte Euch nicht," entgegnete Folko nach einigem Besinnen, „und so weit es sein kann, verzeih' ich Euch gern." Damit schlug er das Kreuz über Biörn Gluth-Auge's wilde Gestalt, und ließ sich von Gabrielen zu seinen Kammern leiten. Die Mannen des Hauses Montfaucon schritten stolz und schweigend nach.

Nun war der harte Sinn des grimmigen Burgherrn ganz gebrochen, und mit vermehrter Demuth erwartete er jeglichen Wink Folko's oder Gabriele's. Doch diese zogen sich mehr und mehr in den heitern Kreis ihrer Gemächer zurück, wo noch immer mitten im eisigsten Nordlandswinter ein fröhliches Maienleben blühte. Des Freiherrn wunder Zustand hinderte die Abendfreuden voll Mährchenlust und Saitenspiel und Sangeszauber nicht; vielmehr gab es ein neues anmuthiges Bild, wenn der schöne, hohe Rittersmann sich auf den Arm der zarten Herrin lehnte, und Beide so, beinahe Gestalt und Dienste wechselnd, durch die kerzenfunkelnden Hallen hinwandelten, und ihre anmuthigen Grüße wie Blumen über die versammelten Frauen und Mannen ausstreuten.

Von dem armen Sintram war dabei wenig oder gar nicht mehr die Rede. Das letztere wilde Betragen

seines Vaters hatte den Graus vermehrt, womit Gabriele sich an die Selbstanklage des Jünglings erinnerte, und eben weil Folko darüber ganz unbeweglich schwieg, ahnte sie desto schrecklichere Geheimnisse. Ja, sogar den Freiherrn wandelte ein geheimer Schauer an, wenn er des bleichen, schwarzlockigen Jünglings gedachte. Hatte dessen Reue doch fast an starre Verzweiflung gegränzt, und wußte auch Niemand, was er jetzt eigentlich auf dem Mondfelsen in der verrufenen Steinburg treibe. Es kamen von den versprengten Reisigen heimliche Gerüchte, wie dorten der böse Geist nun ganz und gar über Sintram gekommen sei, wie es Niemand mehr bei ihm aushalten könne, und der finstre, räthselhafte Vogt seine Anhänglichkeit bereits mit dem Tode gebüßt habe. Folko vermogte kaum, sich der furchtbaren Muthmaßungen zu erwehren, die ihm den einsamen Jüngling als einen verstockten Zauberer schilderten.

Und wohl mogten böse Geister um den Verbannten her rauschen, doch ohne daß er sie rief. So kam es ihm oft im Traume vor, als schwebe die schlimme Zauberin Venus auf einem goldnen Wagen, mit beflügelten Katzen bespannt, über den Zinnen der Steinburg, und lache zu ihm herab: „thörichter Sintram, thörichter Sintram, hättest Du Kleinmeistern gefolgt! Nun lägest Du in Helene's Armen, und der Mondfelsen hieße der Minnefelsen, und die Steinburg hieße die Rosenburg. Dir selbst aber wäre die bleiche Gestalt abgefallen und das dunkle Haar, — denn Du

bist nur verhext, mein Jüngling, — und milder leuchteten Deine Augen, blühender Deine Wangen, goldner Deine Locken, als es die Welt jemalen am Ritter Paris bewundert hat. O wie Dich Helene lieben würde! —" Dann zeigte sie ihm auch wohl in einem Nebenspiegel, wie er als ein wunderschöner Held vor Gabrielen kniete, und sie mit sanft erröthendem Morgenroth in seine Arme sank.

Wenn er nun aus solchen Gesichten vom Schlummer auffuhr, pflegte er das Schwerdt und die Schärpe, ihm einst von der Herrin geschenkt, mit ängstlicher Eile zu fassen, wie ein Schiffbrüchiger die rettende Trümmer erfaßt, und heiße Thränen darauf hinzuweinen, und sich heimlich zuzuflüstern: „so gab es denn doch eine einzige Stunde in meinem armen Leben, wo ich würdig und glücklich war!"

Einst fuhr er um Mitternacht vor ähnlichen Träumen empor, nur dies Mal mit durchdringendem Grausen, denn es war ihm gewesen, als verwirrten sich die schönen, verlockenden Züge der Zauberin Venus gegen das Ende ihres Spruches, vor dem wunderlichen Hohn, womit sie auf ihn herabblicke, und sehe sie nun beinahe dem entsetzlichen Kleinmeister gleich.

Der Jüngling wußte sein verstörtes Gemüth nicht besser zu stillen, als daß er Gabriele's Schwerdt und Schärpe über die Schulter hing, und hinaus eilte unter des winterlichen Himmels feierlich glänzenden Sternendom. Zwischen den entlaubten Eichen, den schnee-

belasteten Föhren, die einzeln auf dem hohen Burgwalle standen, ging er tiefsinnig auf und ab.

Da war es, als hebe sich ein trübes Klagegestöhn aus dem Graben herauf, das bisweilen zum Singen gedeihen wollte, aber vor innerer Angst nicht konnte. Auf Sintram's: „Werda!" ward Alles still. So wie er schwieg, und weiter zu wandeln begann, lös'te sich das furchtbare Röcheln und Jammern von neuem, wie aus sterbender Brust.

Sintram überwand ein Grausen, das ihn wie bei den gesträubten Haaren zurück zu reißen schien, und klomm nach dem trocknen, in Felsen gehauenen, Wallgraben schweigend hinunter. Schon war er so tief hinein, daß ihm die Sterne nicht mehr leuchteten; unter ihm regte sich eine verhüllte Gestalt; da glitt er den schroffen Abhang plötzlich mit unwillkürlicher Schnelle hinab, und stand neben dem stöhnenden Bilde. Das ließ alsbald von seinem Jammern ab, und lachte aus weiten, faltigen Weibergewändern wie eine Wahnsinnige hervor: „hoho, mein Genosse! hoho, mein Genosse! Das ging Dir wohl selbsten ein wenig allzurasch? Ja, ja, so geht es, und schau nur, nun stehst Du ja dennoch nicht höher, als ich, mein frommer, gewaltiger Jüngling! Gieb, gieb Dich geduldig darein!"

„Was willst Du mir? Was lachst Du? Was weinst Du?" fragte Sintram heftig.

„Ich könnte Dich dasselbe fragen," entgegnete das finstre Bild, „und Du würdest mir weit minder

antworten können, als ich Dir. Was lachst Du? Was weinst Du? — Armer Mensch! — Aber eine Denkwürdigkeit will ich Dir zeigen in Deiner Steinveste, davon Du noch gar nichts weißt. Gieb einmal Acht!"

Und die verhüllte Gestalt kratzte und nestelte an dem Gestein, und ein kleines Eisenthürlein that sich auf, und ein schwarzer Gang führte in die endlos mächtige Tiefe.

„Willst Du mit?" flüsterte das seltsame Wesen. „Das geht nach Deines Vaters Burg, auf dem allernächsten Wege. In einer halben Stunde kommen wir aus dem Fußboden hervor, und zwar in Deiner schönen Herrin Schlafgemach. Der Herzog Menelaus soll im Zauberschlummer liegen; dafür laß mich nur sorgen. Und dann nimmst Du die zarte, schlanke Gestalt in Deine Arme, und trägst sie hier auf den Mondfelsen herein, und wiedergewonnen ist, was durch Deine frühere Unentschlossenheit verloren schien."

Sintram zitterte sichtlich hin und her, furchtbar ergriffen von Liebesgluth und Gewissensangst. Aber endlich, Schwerdt und Schärpe an sein Herz drückend, rief er aus: „o jene schönste, rühmlichste Stunde meines Lebens! Und mag all' meine Freude verloren sein, die leuchtende Stunde halt' ich fest!"

„Eine schöne, leuchtende Stunde!" lachte es aus der Umhüllung, wie ein feindseeliges Echo. „Weißt Du denn, wen Du besiegt hast? Einen alten, guten

Freund, der sich nur so bärbeißig anstellte, um sich endlich zu Deiner Verherrlichung von Dir niederwerfen zu lassen! Willst Dich überzeugen? Willst schauen?"

Und die finstern Gewande flatterten von der kleinen Gestalt zurück, und der zwergartige Krieger in fremder Rüstung, die Goldhörner auf seinem Helm, die sichelförmige Hallebarte in der Faust, derselbe, welchen Sintram auf Niflungshaide meinte erschlagen zu haben, stand vor ihm, und lachte: „Du siehst, mein Jüngling, auf der ganzen weiten Welt giebt es nur Traum und Schaum; so halte den Traum recht fest, der Dich erquickt, so schlürfe den Schaum, welcher Dir mundet! Hinein denn in den unterirdischen Gang! Er führt zu Deinem Engel Helene hinauf. — Oder mögtest Du Deinen Freund erst noch näher kennen?"

Der Helmsturz flog auf; Kleinmeisters häßliches Gesicht starrte dem Ritter entgegen, und dieser frug, wie halb im Traume: „bist Du etwa die böse Zauberin, Frau Venus, auch?"

„Ein Stück davon!" lachte Kleinmeister; „oder vielmehr, sie ist ein Stück von mir. Und mache Du nur, daß Du entzaubert wirst, und umgewandelt zum schönen Prinzen Paris; da, o Prinz Paris, — und seine Stimme ward zum lockenden Gesange, — da, o Prinz Paris, werd' ich schön, wie Du!"

Im selben Augenblicke erschien der fromme Rolf oben auf dem Wallgange, und leuchtete, eine geweihete Kerze in seiner Laterne, den vermißten jungen Ritter suchend, nach dem Graben hinab. — „Um Gott, Herr Sintram!“ rief er aus, „was thut bei Euch das Gespenst des Leichnams, den Ihr auf der Niflungshaide schlugt, und den ich zu begraben nimmer vermogte!“

„Siehst Du's wohl? Hörst Du's wohl?“ flüsterte Kleinmeister, und zog sich gegen die Schatten des unterirdischen Ganges zurück. „Der weise Herr dort obèn erkennt mich recht gut. Mit Deiner Heldenthat war es nichts. Pflücke nun lustig des Lebens Lust!“

Aber Sintram sprang mit gewaltsamer Anstrengung in den hellen Kreis zurück, welchen die herab gehaltene Leuchte beschrieb, und rief drohend: „weiche von mir, unruhiger Geist! Ich weiß, ich trage einen Namen in mir, daran Du keinen Theil haben darfst!“

Zornig und furchtsam rannte Kleinmeister in den Gang, und schlug die Eisenthür gellend hinter sich zu. Es war, als hörte man ihn drinnen stöhnen und krächzen.

Sintram aber klomm den Wall hinauf, und winkte seinem alten Pfleger, zu schweigen, indem er nur sagte: „eine meiner besten Freuden, ja, wohl

meine allerbeste Freude ist mir genommen, aber verloren bin ich mit Gottes Hülfe dennoch nicht.

In den Schimmern des nächsten Frührothes mauerten er und Rolf die Thür zum gefährlichen Gange mit gewaltigen Quaderstücken zu.

---

# Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der lange Nordlandswinter war endlich vorüber: fröhlich rauschten im hellgrünen Laube die Wälder, von den Klippen winkten freundliche Rasenstellen herunter, die Thäler grünten, die Bäche sprudelten, nur auf den höchsten Bergesstirnen rastete noch der Schnee, und reisefertig schaukelte Folko's und Gabriele's Barke auf den sonnigen Wogen des Meeres.

Der nun wieder genesene Freiherr, stark und frisch, als habe nie etwas Feindseliges seine Heldenkraft gehemmt, stand eines Morgens mit seiner schönen Frau am Strande, und heiter, der nahen Heimkehr froh, schaute das anmuthige Paar den einpackenden und ins Schiff ladenden Reisigen zu.

Da sagte Einer aus der Schaar im mannigfach kreuzenden Gespräch: „was mir aber wie das Allerschauerlichste und Wunderbarste in diesen Nordlanden erscheint, ist die Steinburg auf dem Mondfelsen; hinein bin ich zwar nicht gekommen, aber wenn ich sie auf unsern Jagden über die Tannenspitzen herüber ragen sah, engte sich mir die Brust ordentlich ein, als müsse dorten etwas Unerhörtes hausen. Und vor wenigen Wochen — der Schnee lag noch überall in den Thä-

lern fest — kam ich unversehens ganz in die Nähe des seltsamen Baues. Der junge Ritter Sintram ging in der einbrechenden Dämmerung ganz einsam auf den Mauern umher, wie ein abgeschiedener Heldengeist, und rührte eine Zither in seinem Arm mit leisen, leisen Klagetönen, und seufzte so recht innerlich und schmerzhaft dazu. —"

Der Sprechende ward vom Geräusch der Menge übertönt, und näherte sich auch mit seinem fertig geschnürten Ballen dem Schiffe, so daß Folko und Gabriele den Schluß seiner Rede nicht vernahmen.

Aber die schöne Herrin sah ihren Ritter mit thränenfeuchten Blicken an, und seufzte: „nicht wahr, nach jenen Berggipfeln hinüber liegt der einsame Mondfelsen? Der arme Sintram thut mir doch im Herzen weh."

„Ich verstehe Dich, Du reines, holdseeliges Weib, und das fromme Mitleid in Deiner zarten Brust;" entgegnete Folko, und alsbald ließ er seinen schnellfüßigen Barberschimmel vorführen, befahl den Mannen seines Gefolges die Obhut ihrer edlen Frau, und flog, von Gabriele's dankendem Lächeln begleitet, in den Sattel, und das Thal, welches zur Steinburg empor führte, hinan. —

Sintram saß auf einem Ruheplatze, vor der Zugbrücke, rührte die Saiten einer Zither, und ließ einzelne Thränen auf das Goldgewebe fallen, beinahe, wie ihn Montfaucon's Reisiger beschrieben hatte. Da

hauchte es wie ein Wolkenschatten über ihn hin, und er blickte empor, meinend, es kehre etwa ein rückkehrendes Kranichgeschwader durch die Luft. Aber der Himmel war ganz leer und klar und blau, und während noch der junge Ritter darüber nachsann, fiel von der waffenreichen Thurmeszinne ein großer, schöner Wurfspeer gerade vor seine Füße herab.

„Nimm ihn auf, brauch' ihn gut! Nah' ist Dein Feind! nah' Deines lieblichsten Glückes Verschwinden!" so flüsterte es vernehmlich in sein Ohr, und ihm war, als sehe er Kleinmeisters Schatten dicht neben sich fortgleiten, in irgend eine nahe Felsenspalte des Grabens hinein.

Zugleich aber auch ging eine hohe, riesig hagere Bildung durch das Thal, dem verstorbnen Pilgrim einigermaßen gleich, nur um Vieles, sehr Vieles größer, und hub den langen, dürren Arm furchtbarlich drohend empor, und sank in eine alte Hünengruft hinab.

In eben demselben Augenblick kam Ritter Folko von Montfaucon windesschnell den Mondfelsen herauf gesprengt, und mußte wohl etwas von den wunderlichen Erscheinungen erblickt haben, denn indem er dicht hinter Sintram halten blieb, sah er etwas bleich aus, und fragte ernst und leise:

„Wer waren die Beiden, Herr, mit welchen Ihr jetzt eben hier verkehrtet?"

„Das weiß der liebe Gott;" entgegnete Sintram. „Ich kenne sie nicht."

„Wenn es der liebe Gott nur weiß!" rief Montfaucon. „Aber ich fürchte, der weiß von Euch und Eurem ganzen Treiben sehr wenig mehr."

„Ihr redet entsetzlich harte Worte," sprach Sintram. „Doch ich muß mir seit jenem Unglücksabend, — ach und schon seit noch früher! — alles Mögliche von Euch gefallen lassen. — Lieber Herr, Ihr könnt mir's glauben, ich kenne die entsetzlichen Gefährten nicht, ich rufe sie nicht, und ich weiß nicht, welch grauenvoller Fluch sie an meinen Fersen bannt. Der liebe Gott indeß, hoffe ich, weiß von mir, wie ja ein treuer Hirt auch nicht des schlechtesten und wildesten Lammes vergißt, das sich von der Erde verirrt hat, und nun in der finstern Einöde mit ängstlicher Stimme nach ihm ruft."

Da brach des edlen Freiherrn Unwille ganz. Ihm standen zwei helle Thränen in den Augen, und er sagte: „nein, sicherlich, Gott hat Dein nicht vergessen, vergiß nur Du des lieben Gottes nicht. Ich kam auch nicht, um Dich zu schelten. Ich kam, um Dich zu seegnen, in Gabriele's und meinem Namen. Der Herr schütze Dich, der Herr zügle Dich, der Herr erhebe Dich. Und, Sintram, von den fernen Küsten der Normandie herüber werde ich nach Dir schauen, und werde es erfahren, wie Du gegen das Unheil anringst, das auf Deinem armen Leben lastet, und wenn Du es einst abgeschüttelt hast, und da stehst als ein herrlicher Sieger über Fluch und Mord, dann sollst Du ein Pfand des Lohns und der Liebe von mir em-

pfangen, herrlicher, als Du und ich es in diesem Augenblick wissen."

Die Worte quollen dem Freiherrn vom Munde nach Prophetenart; er vernahm selbst nur halb, was er redete, wandte freundlich grüßend sein edles Barberroß, und flog den Thalweg nach dem Strande wieder hinab.

„Narre, Narre, dreifacher Narre!" flüsterte Kleinmeisters zornige Stimme in Sintram's Ohr, aber der alte Rolf sang hell vernehmlich in der Burg sein Morgenlied, und dessen letzte Strophe hieß:

„Es seegnet Gott
Den, den der zum Spott
Der Weltlust ist geworden,
Und zeichnet sich
Unsichtbarlich
Ihn zu dem Engelorden."

Da drang eine seelige Freude in Sintram's Herz, und er blickte noch freudiger umher, als in der Stunde, wo Gabriele ihm Schwerdt und Schärpe gab, und Folko ihn zum Ritter schlug.

---

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Mit günstigem Frühlingswinde schifften der Freiherr und seine schöne Hausfrau schon auf weitem Meer, ja die Küsten der Normandie stiegen bereits vor ihnen aus den Wellen auf, und noch immer saß Biörn Gluth-Auge finster und sprachlos in seiner Burg. Er hatte nicht Abschied genommen. Mehr furchtsamer Trotz als liebende Ehrfurcht war für Montfaucon in seiner Seele, vorzüglich seit der Begebenheit mit dem Eberbilde, und herbe nagte der Gedanke an seinem stolzen Herzen: der große Freiherr, des ganzen Stammes Blüthe und Preis, sei in Freuden gekommen, ihn zu besuchen, und scheide nun unzufrieden, im strengen, tadelnden Ernst. Er hielt es sich beständig vor, und grub es wie mit Stacheln in seine Brust, wie Alles gekommen sei, und wie Alles anders hätte kommen können, und immer glaubte er Lieder zu vernehmen, die noch die ferne Nachwelt von dieser Reise des großen Folko singen müsse, und von der Werthlosigkeit des wilden Biörn.

Da riß er endlich voll grimmigen Zorns die Bande seines trüben Sinnens entzwei, brach mit all seinen Reisigen aus der Burg, und hub eine der furchtbarsten und ungerechtesten Fehden an, die er noch je gefochten

hatte. Sintram hörte seines Vaters Heerhorn tönen, befahl dem alten Rolf die Steinburg, und sprengte kampfgerüstet hinaus.

Aber die Flammen der Hütten und Höfe im Gebirge stiegen vor ihm empor, und leuchteten es ihm entgegen mit ihrer furchtbaren Gluthschrift, welche Art von Krieg sein Vater führe. Da trabte er zwar noch zum Heerbann fürder, aber nur seine Vermittlung bot er dorten an, betheuernd, er werde in einem so abscheulichen Kampfe die Hand nicht an sein edles Schwerdt legen, ob auch vor der Feindesrache die Steinburg versinken müsse, und die Stammveste dazu. Biörn warf den Speer, den er eben in der Hand hielt, im wahnwitzigen Ingrimm nach seinem Sohn. Das Mordgewehr zischte vorbei, Sintram blieb offnen Helmsturzes halten, regte kein Glied zu seinem Schutz, und sagte: „Vater, thut was Ihr dürft. Aber in Euren gottlosen Krieg zieh' ich nicht.“

Höhnisch lächelte wohl Biörn Gluth-Auge: „es scheint, ich soll hier immer einen Aufseher behalten; mein Sohn löset den zierlichen Frankenritter ab!“ — Aber er ging dennoch in sich, nahm Sintram's Vermittlung an, sühnte den angerichteten Schaden, und zog finster nach seiner Stammburg zurück, Sintram wieder den Mondfelsen hinauf.

Aehnliche Vorfälle waren seitdem keine Seltenheit. Es kam dahin, daß Sintram als Schirmherr aller derer galt, welche sein Vater voll ausbrechenden Grimmes verfolgte, aber dennoch riß den jungen Rit-

ter seine eigene Wildheit bisweilen fort, daß er dem tobenden Vater in furchtbaren Thaten zur Hand ging. Dann pflegte Biörn voll greulichen Wohlgefallens zu lachen, und zu sprechen: „sieh einmal, Söhnlein, wie unsre Fackeln aus den Höfen empor lodern, wie unsern Schwerdtern das Blut nachgestürzt ist aus jenen Leichen! Ich merke denn doch, wie Du Dich auch anstellen magst, Du bist und bleibst mein echter, lieber Erbe!"

Nach solchen wüsten Verirrungen wußte Sintram keinen andern Trost zu finden, als daß er zum Kapellan nach Drontheim sprengte, und ihm sein Elend und seine Sünde beichtete. Der entließ ihn dann nach gehöriger Buße und Reue freilich der Schuld, und richtete den Geknickten wieder auf; aber er sagte auch öfters:

„O wie nahe, wie ganz nahe warest Du schon daran, die letzte Prüfung zu bestehen, und sieghaft in Verena's Antlitz zu schauen, und Alles zu versöhnen. Nun hast Du Dich wieder auf Jahre zurück geschleudert. Bedenke, Sohn, des Menschen Leben ist vergänglich, und wenn Du immer von neuem abwärts gleitest, wie willst Du noch diesseits den Gipfel erklimmen?"

Wohl gingen Jahre auf, und Jahre nieder, und Biörn's Scheitel ward schneeig weiß, und aus dem Jüngling Sintram war ein fast älternder Mann geworden; kaum vermogte der greise Rolf die Steinburg mehr zu verlassen, und sprach bisweilen: „daß

ich noch lebe, gereicht mir wohl sehr zur Ueberlast, aber auch gewissermaßen zum hohen Trost, indem ich meine, der liebe Gott habe mir noch eine recht große, große Freude hienieden aufgespart. Und das muß Euch betreffen, lieber Herr Ritter Sintram, denn was könnte mich wohl sonst noch freuen auf der Welt?"

Aber Alles blieb, wie es war, und Sintram's furchtbare Träume gegen Weihnachten wurden alljährlich eher gräßlicher, als milder.

Es kam jetzt wieder die heilige Zeit heran, und dem geplagten Ritter ward ängstlicher zu Sinne denn je. Bisweilen, wenn er die Nächte bis dahin abzählte, trat ihm ein kalter Schweiß auf die Stirn, und er sagte: „gieb Acht, mein lieber, alter Pflegevater, auf dies Mal steht mir etwas ganz furchtbarlich Entscheidendes bevor."

Da verspürte er eines Abends eine treibende Bangigkeit nach seinem Vater hin. Ihm war, als gehe nun das Allerentsetzlichste auf der Stammburg vor, und vergebens erinnerte Rolf, daß der Schnee haustief in den Thälern liege, vergebens deutete er sogar darauf hin, daß den Ritter sein grauenvoller Traum zur einsamen Nachtzeit im Gebirge überfallen könne. — „Schlimmer kann es nicht werden, als wenn ich hier bleibe;" entgegnete Sintram, zog sein Roß aus dem Stalle, und trabte in die wachsende Dunkelheit hinaus.

Der edle Renner glitt und strauchelte und fiel in den bahnlosen Wegen, nnd immer riß ihn der Rit-

ter wieder empor, und trieb ihn nur eiliger und ängstlicher dem ersehnten und gescheuten Ziele zu. Dennoch hätte er es wohl kaum erreicht, wäre nicht sein treuer Jagdhund Skovmaerke mit ihm gelaufen. Der suchte seinem lieben Herrn die verwehten Pfade, und lockte ihn mit fröhlichem Bellen dahin, und warnte ihn winselnd vor Abgründen und vor der trügerischen Glätte des Eises unter dem Schnee. So kamen sie denn gegen Mitternacht zu der Stammburg hinauf. Die Fenster der Halle blitzten ihnen reich erleuchtet entgegen, als feiere man dorten ein herrliches Fest; auch dröhnte es durch die Scheiben, wie dumpfer Gesang. Eilig gab Sintram im Schloßhofe den Gaul einigen Reisigen, und rannte die Stiegen hinauf, während Skovmaerke bei dem befreundeten Rosse blieb. In der Burg trat dem Ritter ein frommer Waffenknecht entgegen, der sagte: „Gott Lob, lieber Herr, daß Ihr gekommen seid. Es wird oben gewiß wieder einmal nichts Gutes gebraut. Aber nehmt Euch auch selbsten in Acht, und laßt Euch nicht bethören. Euer Vater hat einen, und, wie es mir vorkommt, einen häßlichen Gast."

Schaudernd öffnete Sintram die Thüren.

Mit dem Rücken gegen ihn saß ein kleiner Mensch in Bergmannstracht; die Harnische waren schon seit geraumer Zeit wieder um den Steintisch aufgestellt, so daß sie nur zwei Plätze frei ließen, die Stelle der Thür gegenüber nahm Biörn Gluth-Auge ein, von dem grellsten Strahle der Kerzen beschienen, und so flam-

mendroth in Angesicht und Blicken, daß er jenem grauenhaften Beinamen vollkommen entsprach.

„Vater, wen habt Ihr bei Euch?" rief Sintram, und seine Vermuthung ward zur Gewißheit, als der Bergmann sich wandte, und Kleinmeisters abscheuliches Gesicht aus der dunkeln Verkappung hervor lachte.

„Ja sieh einmal, Herr Sohn," sprach der ganz verwilderte Biörn, „Du bist lange nicht bei mir gewesen, und da hat mich denn heute Abend dieser lustige Kumpan besucht, und Dein Platz ist Dir verloren gegangen. Aber wirf nur einen der Harnische bei Seite, und schiebe Dir einen Sessel an die Stelle, und trinke mit uns, und sei fröhlich mit uns."

„Ja, thut das, Herr Ritter Sintram!" lachte Kleinmeister. „Was kann doch weiter d'raus herkommen, als daß die umgestürzten Panzerstücke etwas wunderlich zusammen rasseln, und höchstens der irre Geist dessen, dem der Harnisch gehört hat, Euch einmal über die Schulter sieht. Aber den Wein trinkt er uns nicht aus; das lassen die Geister wohl bleiben. Also nur frisch heran!"

Biörn stimmte in des abscheulichen Fremden Lache mit vollem Ungestüm ein, und während Sintram seine ganze Kraft zusammen faßte, um nicht vor diesen wilden Reden irre zu werden, und mit stiller Festigkeit in Kleinmeisters Angesicht schaute, rief der Alte: „was siehst Du ihn Dir so an? Kommt es Dir

etwa vor, als sähest Du in einen Spiegel? Jetzt da Ihr beisammen seid, finde ich es nicht mehr so sehr, aber vorhin war es mir, als sähet Ihr Euch einander zum Verwechseln ähnlich."

„Da sei Gott vor!" sagte Sintram, trat näher gegen die furchtbare Erscheinung heran und sprach: „ich gebiete Dir, häßlicher Fremdling, zu weichen aus dieser Veste, kraft meiner Gewalt als Erbsohn, als geweiheter Ritter, und als Geist."

Biörn schien sich mit all seinem Ingrimm dagegen setzen zu wollen; Kleinmeister murmelte in sich hinein: „Du bist hier ja gar nicht Herr im Haus, frommer Rittersmann, hast ja nimmermehr ein Feuer hier angezündet auf dem Heerde;" — da zückte Sintram die ihm von Gabrielen verliehene Klinge, hielt das Klingengefäß dem bösen Gaste vor die Augen, und sprach ruhig, aber mit gewaltiger Stimme: „Stirb oder fleuch!"

Und er floh, der entsetzliche Fremdling, davon mit so blitzesschneller Eil, daß niemand wußte war er durch's Fenster gesprungen, oder zur Thür hinaus. Aber einige der Harnische warf er dabei um, die Kerzen verlöschten, und in einem blaugelben Lichte, das die Halle auf eine unbegreifliche Weise erleuchtete, war es, als gingen Kleinmeisters frühere Worte in Erfüllung, als lehnten sich die Geister, denen die stählernen Harnische gehört hatten, furchtsam schaudernd über den Tisch.

Beiden, dem Vater und dem Sohne, war entsetzlich zu Sinne, aber Jeglicher schlug einen entgegen gesetzten Weg zur Rettung ein. Jener hörte den häßlichen Gast wieder herauf kommen; das ließ sich fühlen: sein Wille war so fest, daß schon Kleinmeisters Tritt von den steinernen Steigen klirrte, seine braungebliche Faust am Thürschlosse nestelte.

„Ja nun," sagte Sintram immer in sich hinein, „wir sind verloren, wenn er zurück kommt! Wir sind in Ewigkeit verloren, wenn er zurück kommt," und sank auf seine Kniee, und betete dann recht aus seinem geängsteten Herzen zu Vater, Sohn und Heiligem Geist; und dann war er wieder von der Thür weg; und abermals rief ihn Biörn herauf; und abermals betete er in einem fort; so ging der furchtbare Geistesstreit die lange Nacht hindurch, und heulende Wirbelwinde tos'ten dabei rings um das Schloß, daß alles Hausgesinde sich des Endes der Zeiten versah.

Ein Morgenschimmer dämmerte endlich gegen die Fenster der Halle, das Sturmgebrüll schwieg, Biörn sank ohnmächtig schlummernd auf seinen Sessel zurück, in alle Gemüther der Burgbewohner kam Hoffnung und Ruhe, und Sintram ging bleich und erschöpft vor das Thor hinaus, den thauigen Hauch der milden Winterfrühe zu athmen.

---

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der treue Skovmaerke war seinem Herrn liebkosend gefolgt, und lag nun, während Sintram auf einer Steinbank in der Mauer halb eingeschlafen saß, wachsam und spähend zu dessen Füßen. Plötzlich spitzte er die Ohren, sah vergnügt aus den hellen Augen umher, und sprang mit fröhlichen Sätzen den Berg hinab. Gleich darauf kam der Kapellan von Drontheim zwischen dem Gesteine hervor, indem sich ihm das gute Thier begrüßend anschmiegte, und dann wieder zu seinem Ritter zurück rannte, wie um diesem die erwünschte Botschaft zu melden.

Sintram schlug seine Augen auf, gleich einem Kinde, dem man die Weihnachtsbescheerung vor das Bette gestellt hat. Denn ihm lächelte der Kapellan entgegen, wie er ihn noch nie angelächelt hatte. Es lag Sieg und Seegen, oder doch die freudige Nähe von Beiden darin.

„Du hast gestern viel gethan, sehr viel!" sagte der fromme Geistliche, und seine Hände falteten sich, und seine Augen perlten. Ich preise Gott für Dich, mein Heldenritter. Verena weiß Alles, und auch sie preiset Gott für Dich. Ja, ich darf hoffen, es sei

nun bald an der Zeit, daß Du vor ihr erscheinen kannst. Aber Sintram, Ritter Sintram, es eilt auch sehr. Denn der Greis dort oben bedarf schleuniger Hülfe, und eine schwere — hoffentlich die letzte — aber eine hoch schwere, Prüfung hast Du deshalb noch zu bestehen. Rüste Dich, mein Held, rüste Dich auch mit leiblichen Waffen. Zwar braucht es wahl dies Mal nur der geistigen, aber dem Ritter wie dem Mönche ziemt in entscheidenden Augenblicken immer seines Standes ganze, feierliche Tracht. Wenn es Dir recht ist, ziehen wir alsbald mitsammen nach Drontheim. Du mußt heute Nacht den Rückweg machen. Das gehört mit zu dem verborgenen Rathschluß, der sich in Verena's Ahnungen dämmernd offenbart. Auch ist hier doch immer noch so manches feindlich und wild, und stille Sammlung thut Dir heute sehr Noth."

In freudiger Demuth neigte sich Sintram bejahend, und rief nach seinem Pferde, und nach einem Harnisch. „Nur," fügte er hinzu, „daß man keine der Rüstungen bringe, die von voriger Nacht her in der Halle umgestürzt liegen!" — Alles erging schnell nach seinem Gebot.

Die Waffenstücke, die man herbei holte, mit eingegrabner Arbeit schön verziert, nur der Helm einfach, beinah mehr auf Knappenart geformt, als auf Ritterweise, die fast riesenhaft große Lanze, welche dazu gehörte, — der Kapellan sah das Alles tief nachsinnend und mit wehmüthiger Rührung an. Endlich, während Sintram schon fast mit Beihülfe der Knappen fertig geharnischt war, sprach der fromme Geistliche:

„Wunderbare Fügung Gottes! Seht, lieber Herr, diese Rüstung und diesen Speer führte ehmals Ritter Weigand der Schlanke, und hat damit viele große Thaten vollbracht. Als er nun von Eurer Mutter gepflegt ward in der Burg, und auch Euer Vater noch recht mild gegen ihn war, bat er sich's zur Gnade aus, seinen Harnisch und seine Lanze in Biörn's Waffenhalle aufhängen zu dürfen, — er selbst, wie Ihr wohl wißt, gedachte ein Kloster zu bauen, und als Mönch hinein zu gehen — und seinen ehemaligen Knappenhelm fügte er statt eines andern hinzu, weil er diesen noch trug, als er zum ersten Male in der schönen Verena Engelsantlitz schaute. Wie trifft es sich nun so eigen, daß man Euch für die entscheidenden Stunden eben diese längst geruheten Waffen bringt! — Mir jedoch, so weit mein kurzsichtiges Menschenauge reicht, mir scheint es ein zwar sehr ernstes, aber herrliches und hoch verheißendes Zeichen."

Sintram stand indessen voll gerüstet, recht feierlich und prachtvoll da, und man hätte ihn fast noch für einen Jüngling halten mögen an Wuchs und Gewandtheit, nur daß sein gramgefurchtes Antlitz älternd aus dem Helme hinaus starrte.

„Wer hat dem Schlachtrosse Laub auf das Haupt gesteckt?' fragte Sintram die Reisigen unwillig. „Ich bin kein Sieger und kein Hochzeitbitter. Und was giebt es denn auch für Laub noch, als diese roth und gelb raschelnden Eichenblätter, trübe und todt, wie die Jahrszeit selbst?"

„Herr, ich weiß selber nicht," erwiederte ein Reisiger; „aber mir war nun einmal, als müsse es durchaus also sein."

„Gebt ihm nach;" sagte der Kapellan. „Mir ist, als käme auch das zum bedeutsamen Zeichen von der rechten Quelle."

Da schwang der Ritter sich in den Sattel; der Geistliche ging beiher, und Beide zogen langsam und schweigend nach Drontheim zu. Der gute Jagdhund lief seinem Ritter nach.

Als man der hohen Drontheimsburg ansichtig ward, legte sich ein sanftes Lächeln über Sintram's Antlitz, wie Sonnenschein über ein winterliches Thal. „Gott thut Großes an mir," sagte er. „Als ein furchtbar wilder Knabe sprengte ich einst fort von hier; als ein bereuender Mann kehre ich zurück. Ich hoffe, es soll gut werden mit diesem armen, verstörten Leben."

Der Kapellan neigte freundlich bejahend sein Haupt, und bald darauf kamen die Reisenden durch das hohe hallende Thorgewölbe in den Schloßhof. Ehrerbietig eilten auf des Geistlichen Wink Reisige herzu, und nahmen das Roß in ihre Pflege; dann schritten er und Sintram durch viel verschlungne Treppen und Gänge nach dem entlegnen Zimmerlein hin, welches sich der Kapellan auserwählt hatte: fern von dem Gewühle der Menschen, nahe den Wolken und den Sternen. Da verging Beiden ein stiller Tag in herzinnigen Gebeten und im angestrengten Lesen heiliger Schriften.

Als der Abend herauf stieg, hub sich der Kapellan empor, und sagte: „wohlauf, mein Ritter, nun gürte Dein Roß, und sitze auf, und reite wieder nach Deines Vaters Burg. Du hast einen mühseeligen Pfad vor Dir, und ich darf Dich nicht begleiten. Aber zum Herrn rufen für Dich, das kann ich, und das will ich, diese ganze, furchtbare Nacht hindurch. O Du sehr theures Gefäß des Höchsten, gehe doch ja nicht verloren!"

Schaudernd vor entsetzlichen Ahnungen, aber dennoch stark und froh in seinem Geiste, that Sintram nach des heiligen Mannes Gebot. Eben versank die Sonne, als der Ritter sich einem langen, seltsam von Felsen eingeschlossenen Thale näherte, durch welches der Weg nach der Stammburg heimführte.

---

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Schon in der Nähe des Klippenganges blickte der Ritter noch ein Mal dankend und betend nach Burg Drontheim um. Sie lag so still und groß und ruhig da, die hellen Scheiben an des Kapellans hohem Zimmer funkelten noch von dem letzten Schimmer der bereits verschwundnen Sonne; vor Sintram starrte das finstre Thal, wie sein Grab.

Da kam seitwärts Jemand auf einem kleinen Rosse heran geritten, und Skovmaerke, welcher der fremden Gestalt spähend entgegen getrabt war, lief jetzt mit eingezognem Schweif und gesenkten Ohren heulend und winselnd zurück, und schmiegte sich ängstlich unter seines Herrn Schlachtgaul.

Aber auch dies edle Thier schien des sonst so kecken Kampfmuthes zu vergessen. Es schrak zusammen, und als der Ritter es dem Fremden entgegen treiben wollte, stieg es bäumend und schnaubend empor, und fing an, auf den Hinterhufen rückwärts zu schreiten. Nur mühsam ward es durch Sintram's Kraft und Reiterkunst endlich bezwungen. Er nahete sich, sein Gaul von Schaum ganz weiß, dem unbekannten Reisenden.

„Ihr habt furchtsame Thiere bei Euch;“ sagte dieser mit leiser gedämpfter Stimme.

Sintram konnte in der immer tiefer dunkelnden Dämmerung nicht recht erkennen, was für ein Wesen er eigentlich vor sich habe, nur ein sehr bleiches Gesicht — er meinte anfänglich, es sei mit frisch gefallnem Schnee bedeckt — leuchtete ihm aus den umhüllenden Gewanden entgegen. Es schien, der Fremde trage ein eingewickeltes Kästlein im Arm, sein kleines Pferd senkte, wie todmüde, den Kopf gegen den Grund, wobei eine Schelle, die unter dem Halse von der häßlichen, zerrissenen Zäumung herab hing, wunderlich läutete.

Nach einigem Schweigen entgegnete Sintram: „edle Rosse scheuen wohl vor minder edlen, weil sie sich ihrer schämen, und die tapfersten Hunde kommt vor ungewohnten Gestalten ein heimliches Grauen an. Ich habe keine furchtsamen Thiere bei mir.“

„Gut, Herr Ritter; so reitet mit mir in das Thal hinein.“

„In das Thal hinein will ich, aber ich brauche keinen Gefährten.“

„So brauche doch ich vielleicht einen. Seht Ihr nicht, daß ich unbewaffnet bin? Und um diese Zeit, zu dieser Stunde giebt es abscheuliche Hexenthiere hier.“

Da schwang sich, wie um des Fremden Worte grauenvoll zu bestätigen, vom nächsten bereiften Baume

ein Ding herab, man konnte nicht unterscheiden, war es Schlange, war es Molch, — das kräuselte und drehte sich, und schien auf den Ritter oder seinen Gefährten hinab fahren zu wollen. Sintram stieß mit seiner Lanze danach, und durchbohrte es. Aber fest, unter den abscheulichsten Zuckungen, saß es oben am Speereisen, und vergebens bemühte sich der Ritter, es gegen Fels oder Gezweig wieder abzustreifen. Da senkte er die Lanze über seine rechte Schulter nach hinten über, so daß er das häßliche Thier nicht mehr vor Augen hatte, und sagte gefaßten Muthes zu dem Fremden:

„Es scheint dennoch, als könne ich Euch helfen, und grade verboten ist mir eines Unbekannten Geleitschaft nicht; also frisch vorwärts, und hinein in das Thal!"

„Helfen!" so tönte die trübe Antwort zurück. „Nein helfen, — ich helfe vielleicht Dir. Aber gnade Dir Gott, wenn ich Dir irgend einmal nicht mehr helfen könnte. Da wärst Du verloren, und ich würde sehr erschrecklich für Dich. Doch ins Thal wollen wir, und ich habe Dein Ritterwort dafür. Komm!"

Sie ritten vorwärts: Sintram's Roß noch immer scheuend, der treue Jagdhund noch immer winselnd, aber Beide dem Willen ihres Herrn gehorchend, der Ritter still und fest.

Der Schnee war von den glatten Felsen abgefallen, und vor dem aufgehenden Monde sah man an

den Steinwänden viele verschlungene Fratzen, theils Schlangengestalten, theils Menschengesichter bildend; es waren aber nur seltsame Adern der Klippen, und zwischendurch die halb nackten Wurzeln der Bäume, die sich in eigensinniger Starrheit dort angesiedelt hatten. Fremd und hoch schaute Burg Drontheim noch einmal wie abschiednehmend durch eine Bergspalte herein.

Da sah der Ritter seinem Geleitsmann recht scharf in die Augen, und es kam ihm beinahe vor, als reite Weigand der Schlanke neben ihm. „Um Gott!" rief er aus, bist Du vielleicht der Schatten des abgeschiedenen Helden, der für Verena litt und starb?"

„Ich litt ja nicht, ich starb ja nicht, aber Ihr leidet und Ihr sterbet, Ihr armes Volk!" so murmelte der Fremde. „Ich bin nicht Weigand. Ich bin der Andre, der ihm so ähnlich sah, und dem Du auch sonst schon im Walde begegnet bist."

Sintram wollte sich von dem Entsetzen losreißen, das ihn bei diesen Worten überfiel. Er sah auf sein Roß; es kam ihm ganz verwandelt vor. Wie Opferflammen rauschten auf dessen Haupte die dürren, farbigen Eichenblätter im Gleiten der Mondlichter. Er blickte nach seinem treuen Skovmaerke hinunter; den hatte die Furcht auch recht wunderlich entstellt. Auf dem Boden lagen mitten im Wege Todtengebeine, und schlüpften häßliche Eidexen, und drängten sich, der winterlichen Jahreszeit zum Trutz, giftig-glühende Pilze hervor.

„Ist denn das noch mein Pferd, auf dem ich reite?" fragte sich leise der Ritter. „Und ist das zitternde Thier, welches beiher läuft, mein Hund?"

Da rief Jemand hinter ihm mit gellender Stimme: „Halt! Halt! So nehmt mich doch auch mit!" Umschauend erblickte Sintram eine abscheuliche kleine Gestalt, gehörnt, halb Eber, halb Bär von Angesicht, auf Roßhufen aufrecht einher schreitend, eine wundersam häßliche Haken- oder Sichelwaffe zur Hand, — es war das Wesen, das ihn sonst in seinen Träumen ängstete, und ach, es war auch der verderbliche Kleinmeister zugleich, und streckte wild lachend eine lange Kralle nach des Ritters Hüfte aus.

Verstört murmelte Sintram: „ich bin wohl eingeschlafen! Und nun brechen meine Träume aus!"

„Du wachst," entgegnete der Reiter des kleinen Rosses, „mich aber kennst Du aus Deinen Träumen auch; denn siehe, ich bin der Tod."

Und die Gewande fielen von ihm ab, und entfleischt kam ein verwesender Leichnam daraus hervor, ein halb erstorbnes Angesicht mit einem Schlangendiadem; was unter dem Mantel verborgen gesteckt hatte, war ein fast ausgelaufnes Stundenglas. Das hielt der Tod in seiner entfleischten Rechten dem Ritter entgegen. Die Schelle am Halse des Rösseleins läutete dazu sehr feierlich. Es war eine Todtenglocke.

„Herr, in Deine Hände befehl' ich meinen Geist!" betete Sintram, und ritt voll ernster Ergebung dem winkenden Tode nach.

„Er hat Dich noch nicht! Er hat Dich noch nicht!" schrie der entsetzliche Unhold hinterdrein. „Ergieb Dich lieber mir. Im Augenblick — denn schnell sind Deine Gedanken, schnell ist meine Macht — im Augenblick stehst Du in der Normandie. Noch blüht Helene schön, wie als sie hier von hinnen zog, und Dein noch wird sie heute Nacht."

Und abermals hub er seine gottlosen Lobpreisungen der Schönheit Gabriele's an, und Sintram's Herz schlug glühend und wild im schwachen Busen hoch.

Der Tod sagte nichts mehr, aber er hub die Uhr in seiner Rechten hoch und immer höher, und wie der Sand nun schneller verrann, legte sich ein leises Funkeln aus dem Glase über Sintram's Angesicht, und da ward ihm, als gehe die Ewigkeit im stillen Glanze vor ihm auf, und mit abscheulichen Krallen reiße rückwärts an ihm die verworrene Welt.

„Ich gebiete Dir, Du wilde Gestalt, die Du mir nachfolgst," rief er aus, „ich gebiete Dir im Namen meines Herrn Jesu Christi, daß Du ablässest von Deinem verlockenden Geschwätze, und Dich mir mit dem Worte nennst, womit Du verzeichnet bist in der heiligen Schrift!"

Ein Name, furchtbarer als ein Donnerschlag, brüllte verzweifelnd von den Lippen des Versuchers, und er verschwand.

„Er wird nicht wieder kommen," sagte freundlich der Tod.

„So bin ich denn nun wohl ganz Dein geworden, mein ernster Gefährt'?"

„Noch nicht, mein Sintram. Ich komme erst in vielen, vielen Jahren zu Dir. Aber vergessen mußt Du mich nicht bis dahin."

„Fest will ich Dich halten vor meiner Seele, Du furchtbar heilsamer Warner, Du schauerlich liebender Wegweiser!"

„O ich kann auch sehr milde aussehen."

Und er bewies es alsbald mit der That. Immer leiser verdämmerte die Gestalt vor dem wachsenden Schimmer, der aus dem Stundenglase leuchtete, die kaum noch so gräßlich ernsten Züge lächelten sanft, aus der Schlangenkrone ward ein funkelnder Palmenkranz, aus dem Roß ein weißes, duftiges Mondgewölk, und die Glocke hallte unsichtbar süße Wiegenlieder daraus hervor. Sintram meinte diese Worte in dem Klange zu vernehmen:

„Welt und Erzfeind sind bezwungen,
Vor Dir zieht ein ew'ges Licht.
Held, dem dieser Sieg gelungen,
Hilf dem Greis aus seinem Trauern,
Weil nun bald vor meinen Schauern
Ihm sein glühend Auge bricht."

Der Ritter wußte wohl, daß es seinem Vater galt, und trieb sein edles Roß zur Eile. Jetzt ge-

horchte es ihm leicht und gern, auch der treue Jagdhund lief wieder ämsig und zutraulich beiher, der Tod war verschwunden, nur voran zog etwas wie eine röthliche Morgenwolke, die auch noch sichtbar blieb, als schon die aufgegangne Sonne den hellen Winterhimmel klar und warm durchleuchtete.

---

## Acht und zwanzigstes Kapitel.

„Er ist todt, er ist an den Schrecken der entsetzlichen Sturmesnacht gestorben!“ so sagten um diese Zeit einige Kriegsmänner Biörn's, der seit dem Morgen des vorigen Tages noch nicht zur Besinnung gekommen war, und welchem sie in der großen Halle ein Lager von Wolfs- und Bärenfellen bereitet hatten, mitten unter den zum Theil umgestürzten Harnischen. Einer der Knappen seufzte leise; „ach Gott, erbarme du dich dieser armen wilden Seele!“ —

Da blies der Wächter vom Thurme, und ein Reisiger trat staunend in das Gemach.

„Es zieht ein Ritter heran,“ sprach er, „ein wundersamer Ritter. Ich mögte ihn für Herrn Sintram halten, aber eine helle, helle Morgenwolke weht immer dicht vor ihm her, und bestrahlt ihn mit so frischen Lichtern, daß man denken sollte, es fielen lauter rothe Blumen auf ihn herab. Zudem trägt sein Pferd ein röthliches Laubgeflechte hoch auf dem Haupte, wie ich es nie an unsres todten Herrn Sohn gewohnt gewesen bin.“

„Gerade ein solches,“ entgegnete ein Andrer, „habe ich ihm gestern geflochten. Es gefiel ihm erst nicht, nachher aber ließ er's doch.“

„Warum denn thatst Du das?"

„Es war, als sänge mir Einer fort und fort ins Ohr:

„Der Sieg, der Sieg,
Der schönste Sieg,
Der Ritter, der reitet zum Siege!"

„Und da streckte sich grade ein Zacken unsres ältesten Eichbaumes über mich hin, und hatte noch zwischen dem Schnee fast alle seine rothen und gelben Blätter bewahrt. Ich aber that nach dem, was mir gesungen ward, und streifte welche davon herab, und flocht dem edlen Schlachtgaul einen Siegesstrauß. Zugleich auch sprang Skovmaerke, — Ihr wißt, das gute Thier hatte immer eine wunderliche Scheu vor Herrn Biörn, und war deshalb mit dem Rosse zu Stall gegangen, — der sprang recht schmeichelnd und froh an mir herauf, als wolle er mir für meine Arbeit danken, und solche edle Thiere verstehen sich auf schöne Vorbedeutungen gut."

Man hörte Sintram's Sporenklang über die Quaderstufen herankommen, und Skovmaerke's fröhliches Gebell.

Auf richtete sich mit Eins die vermeinte Leiche des alten Biörn, sah mit rollenden, weit empor gerissenen Augen rings umher, und fragte die entsetzten Reisigen mit hohler Stimme:

„Wer kommt da, Ihr Leute? Wer kommt da? Ich weiß, es ist mein Sohn. Aber wer mit ihm

kommt, — die Antwort trägt das Schwerdt der Entscheidung im Munde. Seht nur, lieben Leute, Gotthard und Rudlieb haben sehr für mich gebetet; aber kommt Kleinmeister mit, da bin ich dennoch verloren!"

„Du bist nicht verloren, lieber Vater!" tönte Sintram's freundliche Stimme durch die sanft geöffnete Thür, und der morgenröthliche Wolkenschimmer wehte mit ihm herein.

Biörn faltete seine Hände, blickte dankbar zum Himmel empor, und sagte lächelnd: „ja, ja, Gott Lob, es ist der rechte Gefährt'! Es ist der schöne, freundliche Tod!"

Und dann winkte er seinen Sohn herbei, sprechend: „komm her, Du mein Erretter, komm, Du Gesegneter des Herrn, auf daß ich Dir verkünde, was mit mir vorgegangen ist."

Wie sich nun Sintram dicht an das Lager seines Vaters setzte, fiel Allen, die im Zimmer waren, eine merkwürdig abstechende Veränderung auf. Der alte Biörn nämlich, sonst glühend wie an Augen, so auch im ganzen Angesicht, hatte jetzt eine ganz bleiche Farbe, fast wie ein weißer Stein, da hingegen der ehemals todtenblasse Sintram wie ein Jüngling leuchtete mit rosig hellen Wangen. Das kam, weil ihn die Morgenwolke noch immer überstrahlte, deren Anwe-

fenheit im Gemache sich zwar mehr ahnen, als schauen ließ, aber doch ein jegliches Herz mit leisen Schauern durchfunkelte.

„Siehe, mein Sohn,“ hub der Greis leise und freundlich an, „ich habe wohl sehr lange in einem Todtenschlummer gelegen, und nichts von dem gewußt, was außer mir vorging, aber innerlich, ach innerlich, da habe ich nur allzuviel gewußt! Ich dachte, die Seele sollte mir vergehen vor ewiger Angst, und doch fühlte ich es dann auch wieder noch viel entsetzlicher: meine Seele sei ewig, wie diese Angst. — Liebes Kind, Deine jetzt so morgenröthlichen Wangen beginnen dennoch zu erblassen bei meinen Reden. Ich halte inne. Aber laß Dir etwas Schöneres erzählen: fern, fern hinüber sah ich in eine hohe, helle Kirche, da knieten Gotthard Lenz und Rudlieb Lenz, und beteten für mich. Der Gotthard war nun schon sehr, sehr alt geworden, und sah fast aus, wie unsre Berge voll Schnee, aber in den schönen Stunden, wo sie von der Abendsonne angestrahlt sind. Und der Rudlieb war auch schon ein älternder Mann, jedoch sehr frisch und sehr kräftig, und so frisch und kräftig riefen die Beiden auch für mich, ihren Feind, um Hülfe zu Gott. Da hörte ich, daß eine Stimme, wie eines Engels sagte: das Beste thut sein Sohn. Der muß kämpfen in dieser Nacht mit dem Tod und mit dem, der abgefallen ist. Sein Sieg ist Sieg, sein Untergang ist Untergang für den Alten und für ihn! — Darüber wachte ich auf, und wußte, nun

käm' es drauf an, wen Du mit Dir brächtest. Du hast gesiegt. O Preis nächst Gott sei Dir!"

„Gotthard Lenz und Rudlieb Lenz haben auch viel geholfen," entgegnete Sintram, „ach und lieber Vater, des Kapellans zu Drontheim feuriges Gebet! Ich fühlte wohl im Ringen mit Verlockung und Entsetzen, wie der Himmelsodem frommer Männer mich anwehete und mir half."

„Das will ich Dir gerne glauben, mein herrlicher Sohn, und Alles, was Du mir sagst;" entgegnete der Greis, und im selben Augenblick auch trat der Kapellan herein, freude- und friedelächelnd streckte ihm Biörn die Hände entgegen.

Da war es von Allen ein schönes Umfangen in Einigkeit und Seeligkeit. — „Seht doch, sprach der alte Biörn, wie springt nun auch der gute Skovmaercke so freundlich zu mir herauf, und will mich liebkosen! Nicht lange noch ist es her, da heulte er immer ängstlich, wenn er mich sah." — „Lieber Herr," sagte der Kapellan, „in dem guten Thierlein wohnt auch ein Gottesgeist, wenn freilich nur träumerisch und unbewußt."

Nach und nach ward es immer stiller in der Halle. Die letzte Stunde des alten Ritters nahte heran, aber er blieb hell und froh dabei. Der Kapellan und Sintram beteten an seinem Lager. Die Reisigen knieten andächtig umher. Zuletzt sagte der

Sterbende: „ist das Verena's Betglocke im Kloster?" und Sintram nickte ihm vertraulich zu, aber seine innig heißen Thränen fielen auf des Vaters todtbleiche Wangen. Da brach es wie ein Strahl aus des Alten Augen, da zog das Morgenwölkchen dicht über ihn hin, und Strahl und Morgenwölkchen und Leben waren von der Leiche verschwunden.

---

## Neun und zwanzigstes Kapitel.

Nach wenigen Tagen stand Sintram in dem Sprachzimmer des Klosters, und harrte mit klopfendem Herzen auf die Erscheinung seiner Mutter. Zum letzten Male hatte er sie gesehen, als er, ein schlummernder Knabe, von ihren heißen Abschiedsküssen geweckt ward, um gleich darauf wieder, träumerisch sinnend, was doch die Mutter eigentlich wolle, in den Schlaf zurück zu sinken, und sie am andern Morgen vergebens in Schloß und Garten zu suchen. Ihm zur Seiten stand jetzt der Kapellan, und hatte seine Freude an dem wehmüthigen Entzücken des sanftgewordnen Helden, auf dessen Wangen ein leiser Nachglanz jenes ernsten Morgenwölkleins zurück geblieben war.

Die innern Thüren thaten sich auf. In ihren weißen Schleiern hoch und würdig und hehr trat seelig lächelnd Frau Verena herein, und winkte den Sohn gegen das Gitter heran. Hier konnte von keinem stürmischen Ausbruch des Schmerzes oder der Lust die Rede sein. Der heilige Friede, welcher durch diese Hallen wehte, hätte sich auch in ein minder geprüftes und gereinigtes Herz gesenkt, als es Sintram jetzt im Busen trug. Stillweinend kniete der Sohn vor

der Mutter nieder, küßte ihr das durch die Stäbe vorwallende Gewand, und fühlte sich wie im Paradiese, wo jeder Wunsch und jede Störung schweigt.

„Liebe Mutter," sagte er, „laß mich ein heiliger Mann werden, wie Du eine heilige Frau bist. Dann geh' ich in das Mönchskloster dort drüben, und vielleicht daß ich dermaleinst würdig erfunden werde, Dein Beichtiger zu sein, wenn den frommen Kapellan Krankheit und Altersschwäche auf Burg Drontheim hält."

„Das wäre ein schönes, stillfrohes Dasein, mein gutes Kind," entgegnete Frau Verena. So aber ist Deine Bestimmung nicht. Ein tapfrer, hochmächtiger Ritter sollst Du bleiben, und das lange Leben, welches uns Erzeugten des hohen Nordens meist immer bescheert zu sein pflegt, zum Schutze der Schwachen, zur Bändigung der Frechen verwenden, und wohl noch zu einem andern, heiter ehrenden Geschäft, das ich bis jetzt mehr ehre, als weiß."

„Gottes Wille geschehe!" sagte der Ritter, und richtete sich voll Ergebung und Festigkeit empor.

„Das ist mein guter Sohn;" entgegnete Frau Verena. „Ach viel der schönen stillen Freuden blühen uns auf! Siehe, schon ward unser langes Sehnen nach dem Wiedersehen gestillt, und Du sollst mir auch nicht so ganz und gar wieder in die fremde Ferne hinaus. Allwöchentlich um diesen Tag kehrst Du mir zurück, und berichtest, was Du Rühmliches gethan hast, und holst Dir meinen Rath und meinen Seegen."

„So bin ich ja ordentlich wieder geworden, wie ein gutes, glückliches Kind!" rief Sintram fröhlich aus. Nur daß mir der liebe Gott noch Manneskraft in Geist und Leib obenein bescheert hat. Ach, welch ein beseeligter Mensch ist ein Sohn, dem es vergönnet ward, seine liebe Mutter mit den Kränzen und Früchten seines Lebens zu erfreun."

So schied er nun heiter und vielfach geseegnet aus des Klosters stillem Umfang, und trat seine edle Laufbahn an. Nicht genug, daß er nach allen Seiten hinauszog, wo es, dem Recht zu helfen, dem Unrecht zu wehren, galt: auch jeglichem Fremden stand die nun sehr freundliche Stammburg immerdar zu Schutz und heitrer Bewirthung offen, und der alte, fast ganz in der frommen Herrlichkeit seines Ritters wieder verjüngte, Rolf waltete als Burgvogt darin. Es ging ein schöner, frischthätiger Winter an Sintram's Leben vorüber, und nur bisweilen seufzte er still vor sich hin: „ach Montfaucon, ach Gabriele, ob Ihr mir wohl nun ganz verziehen haben mögt?"

---

## Dreißigstes Kapitel.

Der Frühling war schon hell über die nordlichen Lande herein gekommen, da wendete eines Morgens, nach einem siegreich durchkämpften Nachttreffen wider den furchtbarsten Störenfried dieser Marken, Sintram sein Roß nach der Stammburg heim. Singend zogen ihm seine Reisigen nach. Wie man näher kam, tönte fröhlicher Hörnerschall von der Veste herüber. „Es muß uns ein lieber Besuch gekommen sein,“ sagte der Ritter, und spornte sein Roß zu schnellerm Trab über die thauhelle Wiese hin.

Schon von weitem sah man den alten Rolf geschäftig, unter den Bäumen vor dem Thor eine Tafel zum Morgenimbiß zu bereiten. Von allen Zinnen und Thürmen wehten Panner und Fähnlein lustig in der erfrischenden Frühlingsluft, die Knappen rannten in Festkleidern hin und her. Wie der fromme Rolf seinen Ritter gewahr ward, schlug er fröhlich die Hände über das graue Haupt zusammen, und eilte nach der Burg hinein. Bald gingen die Thorflügel feierlich von

einander, und dem indeß heran gekommenen Sintram ging Rolf entgegen, Freudenthränen an den Wimpern, und zeigte auf drei herrliche Gestalten, die ihm folgten.

Da führten zwei hohe Männer — der Eine uralt, der Andre fast in beginnenden Greisenjahren, und Beide sich ungemein ähnlich, — in ihrer Mitte einen wunderschönen Jüngling, in himmelblau sammetnen Pagenkleidern, reich mit goldnem Laubwerke geziert. Die beiden Alten trugen schwarz sammetne deutsche Bürgertracht, schwere Goldketten mit großen leuchtenden Schaupfennigen um Hals und Brust.

Sintram hatte seine erhabnen Gäste noch nie gesehen, und dennoch kamen sie ihm wie längst vertraute Bekannte vor. Der uralte Greis mahnte ihn an seines sterbenden Vaters Worte von dem Schneeberge, welchen die Abendsonne anstrahle, und er erinnerte sich dabei, er wußte selbst nicht wie, einmal von Folko gehört zu haben, in den südlichen Landen nenne man einen der höchsten Gipfel dieser Art den Sankt Gotthardtsberg. Da wußte er auch mit einem Mal, daß der älternde, frisch kräftige Mann zur andern Seite Rudlieb hieß. Aber der Jüngling in Beider Mitten, — ach, Sintram getraute sich in seiner Demuth kaum zu hoffen, wer es sein könne, wie stolz und sanft ihm dessen Züge auch zwei hoch verehrte Bilder hervor riefen!

Da trat der alte Gotthard Lenz, der König der Greise, feierlich gegen ihn heran, und sagte:

„Dies ist der Edelknecht Engeltram von Montfaucon, des großen Freiherrn von Montfaucon einziger Sohn, und Vater und Mutter senden ihn Dir, Herr Sintram, wohl wissend um Deine fromme, hochherrliche Ritterlichkeit, auf daß Du ihn erziehest zu aller Ehre und Kraft des Nordlandes, und ihn zu einem Christenhelden machest, gleich Dir."

Sintram schwang sich vom Roß. Da hielt ihm Engeltram von Montfaucon gar zierlich den Bügel, die sich zudrängenden Reisigen ernstfreundlich mit den Worten zurück weisend: „ich bin der edelste Knappe dieses hohen Ritters, und mir gehört der nächste Dienst um ihn."

Sintram kniete im stillen Gebet auf den Rasen nieder, dann hub er Folko's und Gabriele's Ebenbild hoch empor, der Morgensonne entgegen, und rief: „mit Gottes Hülfe, mein Engeltram, wirst Du, wie Die, und Deine Laufbahn der ihren gleich!"

Rolf aber sagte freudeweinend: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!" — Gotthard Lenz und Rudlieb Lenz lagen an Sintram's Herzen; der Kapellan von Drontheim, der eben jetzt von Verena's Kloster herüber kam und dem starken Sohn abermals einen fröhlichen Morgengruß brachte, breitete die Hände seegnend über Alle.

---

Möglich, daß es Eurem Dichter dereinst vergönnt wird, die herrlichen Thaten zu erzählen, welche Engeltram von Montfaucon unter Sintram's Leitung, und späterhin auf mannigfachen Fahrten auch allein, in Gottes Dienst und zu der Frauen Ehre vollbracht hat.

---

# Nachschrift.

Es sind wohl bisweilen Fragen darüber entstanden, ob ein Dichter die Bildungen seines Geistes aus ältern Vorarbeiten genommen habe, oder wie er überhaupt dazu angeregt worden sei. Mir scheint dergleichen auch keinesweges ohne Interesse, und ich meine, wo der Verfasser sich selber klare Rechenschaft darüber geben könne, sei er veranlaßt, wohl gar gewissermaßen verpflichtet, sie den Lesern mitzutheilen. Daher der folgende Bericht.

Vor einigen Jahren lag unter meinen Geburtstagsgeschenken ein schöner Kupferstich von Albrecht Dürer: „ein geharnischter Ritter, ältlichen Angesichtes, zieht auf seinem hohen Roß, begleitet von seinem Hunde, durch ein furchtbares Thal, wo Steinrisse und Baumwurzeln sich zu abscheulichen Gestalten verzerren, und giftige Pilze am Boden wuchern. Böses Gewürme kriecht dazwischen. Neben ihm reitet auf einem dürren Rösselein der Tod, von rückwärts streckt eine Teufelsgestalt den Krallenarm nach ihm her; Roß und Hund sehen wunderlich aus, wie von der entsetzlichen Umgebung angesteckt; der Ritter aber reitet ruhig seines

Weges, und trägt auf seiner Lanzenspitze einen bereits durchgespießten Molch. Fern sieht eine Burg mit ihren reichen, freundlichen Zinnen herüber, davon die Abgeschiedenheit des Thales noch tiefer in die Seele dringt." *)

Mein Freund Eduard Hitzig, der Geber dieses Bildes, hatte einen Brief hinzugefügt, mit der Aufforderung, ihm die räthselhaften Gestalten durch eine Romanze zu deuten. Es war mir damals noch nicht beschieden, und lange noch nicht; aber in mir trug ich fortdauernd das Bild herum, durch Frieden und Krieg, bis es sich mir jetzt ganz deutlich ausgesponnen und gestaltet hat, aber statt einer Romanze zu einem kleinen Roman, falls ihn der freundliche Leser dafür gelten lassen will.

Geschrieben am 5. December 1814.

Fouqué.

*) D. G. Schöber in Dürer's Leben u. s. w., Leipzig und Schleiz 1769 S. 87, meint von diesem „ganz besondern Stücke", daß „entweder dem Dürer hiezu eine besondere Ursache Gelegenheit gegeben haben müsse, oder „daß er damit die gemeine Beschaffenheit des „Soldatenlebens anzeigen wollen," und A. Bartsch im Peintre Graveur Vol. 7. Vienne 1808. S. 107 führt die Vermuthung an, daß der auf diesem Blatte dargestellte Ritter, Franz von Sickingen sei. Das angebliche Original in Oel stand damals in Berlin in Jacoby's Kunsthandlung zum Verkauf.

# Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Ausgewählte Werke

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand.

## Achter Band.

## Undine.



Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Undine,

## eine Erzählung.

---

# Zueignung.

---

Undine, liebes Bildchen Du,
Seit ich zuerst aus alten Kunden
Dein seltsam Leuchten aufgefunden,
Wie sangst Du oft mein Herz in Ruh!
Wie schmiegtest Du Dich an mich lind,
Und wolltest alle Deine Klagen
Ganz sacht nur in das Ohr mir sagen,
Ein halb verwöhnt, halb scheues Kind.
Doch meine Zither tönte nach
Aus ihrer goldbezognen Pforte
Jedwedes Deiner leisen Worte,
Bis fern man davon hört' und sprach.

Und manch ein Herz gewann Dich lieb,
Troß Deinem launisch dunklen Wesen,
Und viele mogten gerne lesen
Ein Büchlein, das von Dir ich schrieb.
Heut wollen sie nun allzumal
Die Kunde wiederum vernehmen.
Darfst Dich, Undinchen, gar nicht schämen!
Nein, tritt vertraulich in den Saal.
Grüß' sittig jeden edlen Herrn,
Doch grüß' vor Allen mit Vertrauen
Die lieben, schönen deutschen Frauen;
Ich weiß, die haben Dich recht gern.
Und fragt dann eine wohl nach mir,
So sprich: „er ist ein treuer Ritter,
Und dient den Frau'n mit Schwerdt und Zither,
Bei Tanz und Mahl, Fest und Turnier."

---

## Erstes Kapitel.

### Wie der Ritter zu dem Fischer kam.

Es mögen nun wohl schon viele hundert Jahre her sein, da gab es einmal einen alten guten Fischer, der saß eines schönen Abends vor der Thür und flickte seine Netze. Er wohnte aber in einer überaus anmuthigen Gegend. Der grüne Boden, worauf seine Hütte gebaut war, streckte sich weit in einen großen Landsee hinaus, und es schien eben so wohl, die Erdzunge habe sich aus Liebe zu der bläulich klaren, wunderhellen Fluth, in diese hinein gedrängt, als auch, das Wasser habe mit verliebten Armen nach der schönen Aue gegriffen, nach ihren hoch schwankenden Gräsern und Blumen, und nach dem erquicklichen Schatten ihrer Bäume. Eins ging bei dem Andern zu Gaste, und eben deshalb war jegliches so schön. Von Menschen freilich war an dieser hübschen Stelle wenig oder gar nichts anzutreffen, den Fischer und seine Hausleute ausgenommen. Denn hinter der Erdzunge lag ein sehr wilder Wald, den die mehrsten Leute wegen

seiner Finsterniß und Unwegsamkeit, wie auch wegen der wundersamen Creaturen und Gaukeleien, die man darin antreffen sollte, allzu sehr scheueten, um sich ohne Noth hinein zu begeben. Der alte fromme Fischer jedoch durchschritt ihn ohne Anfechtung zu vielen Malen, wenn er die köstlichen Fische, die er auf seiner schönen Landzunge fing, nach einer großen Stadt trug, welche nicht sehr weit hinter dem großen Walde lag. Es ward ihm wohl mehrentheils deswegen so leicht, durch den Forst zu ziehen, weil er fast keine andre, als fromme Gedanken hegte, und noch außerdem jedes Mal, wenn er die verrufenen Schatten betrat, ein geistliches Lied aus heller Kehle und aufrichtigem Herzen anzustimmen gewohnt war.

Da er nun an diesem Abend ganz arglos bei den Netzen saß, kam ihn doch ein unversehener Schrecken an, als er es im Waldesdunkel rauschen hörte, wie Roß und Mann, und sich das Geräusch immer näher nach der Landzunge heraus zog. Was er in manchen stürmigen Nächten von den Geheimnissen des Forstes geträumt hatte, zuckte ihm nun auf ein Mal durch den Sinn, vor Allem das Bild eines riesenmäßig langen, schneeweißen Mannes, der unaufhörlich auf eine seltsame Art mit dem Kopfe nickte. Ja, als er die Augen nach dem Walde aufhob, kam es ihm ganz eigentlich vor, als sehe er durch das Laubgegitter den nickenden Mann hervor kommen. Er nahm sich aber bald zusammen, erwägend, wie ihm doch niemals in dem Walde selbsten was Bedenkliches widerfahren sei, und

also auf der freien Landzunge der böse Geist wohl noch minder Gewalt über ihn ausüben dürfe. Zugleich betete er recht kräftiglich einen biblischen Spruch laut aus dem Herzen heraus, wodurch ihm der kecke Muth auch zurück kam, und er fast lachend sah, wie sehr er sich geirrt hatte. Der weiße, nickende Mann ward nämlich urplötzlich zu einem ihm längst wohl bekannten Bächlein, das schäumend aus dem Forste hervor rann, und sich in den Landsee ergoß. Wer aber das Geräusch verursacht hatte, war ein schön geschmückter Ritter, der zu Roß durch den Baumschatten gegen die Hütte vorgeritten kam. Ein scharlachrother Mantel hing ihm über sein veilchenblaues, goldgesticktes Wamms herab; von dem goldfarbigen Barette wallten rothe und veilchenblaue Federn, am goldnen Wehrgehenke blitzte ein ausnehmend schönes und reich verziertes Schwerdt. Der weiße Hengst, der den Ritter trug, war schlankeren Baues, als man es sonst bei Streitrossen zu sehen gewohnt ist, und trat so leicht über den Rasen hin, daß dieser grün bunte Teppich auch nicht die mindeste Verletzung davon zu empfangen schien. Dem alten Fischer war es noch immer nicht ganz geheuer zu Muth, obwohl er einzusehen meinte, daß von einer so holden Erscheinung nichts Uebles zu befahren sei, weßhalb er auch seinen Hut ganz sittig vor dem näher kommenden Herrn abzog, und gelassen bei seinen Netzen verblieb. Da hielt der Ritter stille, und fragte, ob er wohl mit seinem Pferde auf diese Nacht hier Unterkommen und Pflege finden könne? — „Was Euer Pferd betrifft, lieber Herr," entgegnete der Fischer, „so

weiß ich ihm keinen bessern Stall anzuweisen, als diese beschattete Wiese, und kein besseres Futter, als das Gras, welches darauf wächst. Euch selbst aber will ich gerne in meinem kleinen Hause mit Abendbrod und Nachtlager bewirthen, so gut es unser Einer hat." — Der Ritter war damit ganz wohl zufrieden, er stieg von seinem Rosse, welches die Beiden gemeinschaftlich losgürteten und loszügelten, und ließ es alsdann auf den blumigen Anger hinlaufen, zu seinem Wirthe sprechend: „hätt' ich Euch auch minder gastlich und wohlmeinend gefunden, mein lieber alter Fischer, Ihr wäret mich dennoch wohl für heute nicht wieder los geworden, denn, wie ich sehe, liegt vor uns ein breiter See, und mit sinkendem Abend in den wunderlichen Wald zurück zu reiten, davor bewahre mich der liebe Gott!" „Wir wollen nicht allzuviel davon reden," sagte der Fischer, und führte seinen Gast in die Hütte.

Darinnen saß bei dem Heerde, von welchem aus ein spärliches Feuer die dämmernde, reinliche Stube erhellte, auf einem großen Stuhle, des Fischers betagte Frau; beim Eintritte des vornehmen Gastes stand sie freundlich grüßend auf, setzte sich aber an ihren Ehrenplatz wieder hin, ohne diesen dem Fremdling anzubieten, wobei der Fischer lächelnd sagte: „Ihr müßt es ihr nicht verübeln, junger Herr, daß sie Euch den bequemsten Stuhl im Hause nicht abtritt; das ist so Sitte bei armen Leuten, daß der den Alten ganz ausschließlich gehört." „Ei, Mann," sagte die Frau mit ru-

higem Lächeln, „wo denkst Du auch hin? Unser Gast wird doch zu den Christenmenschen gehören, und wie könnte es alsdann dem lieben jungen Blut einfallen, alte Leute von ihren Sitzen zu verjagen?" — „Setzt Euch," mein junger Herr, fuhr sie, gegen den Ritter gewandt, fort; „es steht dorten noch ein recht artiges Sesselein, nur müßt Ihr nicht allzu ungestüm damit hin und her rutschen, denn das eine Bein ist nicht allzu feste mehr." — Der Ritter holte den Sessel achtsam herbei, ließ sich freundlich darauf nieder, und es war ihm zu Muthe, als sei er mit diesem kleinen Haushalt verwandt, und eben jetzt aus der Ferne dahin heimgekehrt.

Die drei guten Leute fingen an, höchst freundlich und vertraulich mit einander zu sprechen. Vom Walde, nach welchem sich der Ritter einige Male erkundigte, wollte der alte Mann freilich nicht viel wissen; am wenigsten, meinte er, passe sich das Reden davon jetzt in der einbrechenden Nacht; aber von ihrer Wirthschaft und sonstigem Treiben erzählten die beiden Eheleute desto mehr, und hörten auch gerne zu, als ihnen der Rittersmann von seinen Reisen vorsprach, und daß er eine Burg an den Quellen der Donau habe, und Herr Huldbrand von Ringstetten geheißen sei. Mitten durch das Gespräch hatte der Fremde schon bisweilen ein Plätschern am niedrigen Fensterlein vernommen, als spritze Jemand Wasser dagegen. Der Alte runzelte bei diesem Geräusche jedes Mal unzufrieden die Stirn; als aber endlich ein ganzer Guß gegen die Scheiben flog, und durch den schlecht verwahrten

Rahmen in die Stube herein sprudelte, stand er unwillig auf, und rief drohend nach dem Fenster hin: „Undine! Wirst Du endlich einmal die Kindereien lassen. Und ist noch obenein heut ein fremder Herr bei uns in der Hütte." — Es ward auch draußen stille, nur ein leises Gekicher ließ sich noch vernehmen, und der Fischer sagte, zurück kommend: „das müßt Ihr nun schon zu Gute halten, mein ehrenwerther Gast, und vielleicht noch manche Ungezogenheit mehr, aber sie meint es nicht böse. Es ist nämlich unsere Pflegetochter Undine, die sich das kindische Wesen gar nicht abgewöhnen will, ob sie gleich bereits in ihr achtzehntes Jahr gehen mag. Aber wie gesagt, im Grunde ist sie doch von ganzem Herzen gut." „Du kannst wohl sprechen!" entgegnete kopfschüttelnd die Alte. „Wenn Du so vom Fischfang heim kommst oder von der Reise, da mag es mit ihren Schäkereien ganz was Artiges sein. Aber sie den ganzen Tag lang auf dem Halse haben, und kein kluges Wort hören, und statt bei wachsendem Alter Hülfe im Haushalte zu finden, immer nur dafür sorgen müssen, daß uns ihre Thorheiten nicht vollends zu Grunde richten, — da ist es gar ein Andres, und die heilige Geduld selbsten würd' es am Ende satt." „Nun, nun," lächelte der Hausherr, „Du hast es mit Undinen, und ich mit dem See. Reißt mir der doch auch oftmals meine Dämme und Netze durch, aber ich hab' ihn dennoch gern, und Du mit allem Kreuz und Elend das zierliche Kindlein auch. Nicht wahr?" „Ganz böse kann man ihr eben nicht werden," sagte die Alte, und lächelte beifällig.

Da flog die Thür auf, und ein wunderschönes Blondchen schlüpfte lachend herein, und sagte: „Ihr habt mich nur gefoppt, Vater; wo ist denn nun Euer Gast?" — Selben Augenblicks aber ward sie auch den Ritter gewahr, und blieb staunend vor dem schönen Jünglinge stehen. Huldbrand ergötzte sich an der holden Gestalt, und wollte sich die lieblichen Züge recht achtsam einprägen, weil er meinte, nur ihre Ueberraschung lasse ihm Zeit dazu, und sie werde sich bald nachher in zwiefacher Blödigkeit vor seinen Blicken abwenden. Es kam aber ganz anders. Denn als sie ihn nun recht lange angesehen hatte, trat sie zutraulich näher, kniete vor ihm nieder, und sagte, mit einem goldnen Schaupfennige, den er an einer reichen Kette auf der Brust trug, spielend: „ei Du schöner, Du freundlicher Gast, wie bist Du denn endlich in unsre arme Hütte gekommen? Mußtest Du denn Jahre lang in der Welt herum streifen, bevor Du Dich auch einmal zu uns fandest? Kommst Du aus dem wüsten Walde, Du schöner Freund?" — Die scheltende Alte ließ ihm zur Antwort keine Zeit. Sie ermahnte das Mädchen, fein sittig aufzustehen, und sich an ihre Arbeit zu begeben. Undine aber zog, ohne zu antworten, eine kleine Fußbank neben Huldbrand's Stuhl, setzte sich mit ihrem Gewebe darauf nieder, und sagte freundlich: „hier will ich arbeiten." Der alte Mann that, wie Aeltern mit verzognen Kindern zu thun pflegen. Er stellte sich, als merkte er von Undine's Unart nichts, und wollte von etwas Anderm anfangen. Aber das Mädchen ließ ihn nicht dazu. Sie sagte: „woher unser holder

Gast kommt, habe ich ihn gefragt, und er hat mir noch nicht geantwortet." „Aus dem Walde komme ich, Du schönes Bildchen," entgegnete Huldbrand, und sie sprach weiter: „so mußt Du mir erzählen, wie Du da hinein kamst, denn die Menschen scheuen ihn sonst, und was für wunderliche Abenteuer Du darinnen erlebt hast, weil es doch ohne dergleichen dorten nicht abgehen soll." — Huldbrand empfing einen kleinen Schauer bei dieser Erinnerung, und blickte unwillkührlich nach dem Fenster, weil es ihm zu-Muthe war, als müsse eine von den seltsamlichen Gestalten, die ihm im Forste begegnet waren, von dort herein grinzen; er sah nichts, als die tiefe, schwarze Nacht, die nun bereits draußen vor den Scheiben lag. Da nahm er sich zusammen, und wollte eben seine Geschichte anfangen, als ihn der Alte mit den Worten unterbrach: „nicht also, Herr Ritter; zu dergleichen ist jetzund keine gute Zeit." — Undine aber sprang zornmüthig von ihrem Bänkchen auf, setzte die schönen Arme in die Seiten, und rief, sich dicht vor den Fischer hin stellend: „er soll nicht erzählen, Vater? er soll nicht? Ich aber will's; er soll! Er soll doch!" — Und damit trat das zierliche Füßchen heftig gegen den Boden, aber das Alles mit solch einem drollig anmuthigen Anstande, daß Huldbrand jetzt in ihren Zorn fast weniger noch die Augen von ihr wegbringen konnte, als vorher in ihrer Freundlichkeit. Bei dem Alten hingegen brach der zurück gehaltene Unwille in volle Flammen aus. Er schalt heftig auf Undine's Ungehorsam und unsittiges Betragen gegen den Fremden, und die gute

alte Frau stimmte mit ein. Da sagte Undine: „wenn Ihr zanken wollt, und nicht thun, was ich haben will, so schlaft allein in Eurer alten, räuchrigen Hütte!" — Und wie ein Pfeil war sie aus der Thür, und flüchtigen Laufes in die finstere Nacht hinaus.

---

## Zweites Kapitel.

### Auf welche Weise Undine zu dem Fischer gekommen war.

Huldbrand und der Fischer sprangen von ihren Sitzen, und wollten dem zürnenden Mädchen nach. Ehe sie aber in die Hüttenthür gelangten, war Undine schon lange in dem wolkigen Dunkel draußen verschwunden, und auch kein Geräusch ihrer leichten Füße verrieth, wohin sie ihren Lauf wohl gerichtet haben könne. Huldbrand sah fragend nach seinem Wirthe; fast kam es ihm vor, als sei die ganze liebliche Erscheinung, die so schnell in die Nacht wieder untergetaucht war, nichts andres gewesen, als eine Fortsetzung der wunderlichen Gebilde, die früher im Forste ihr loses Spiel mit ihm getrieben hatten, aber der alte Mann murmelte in seinen Bart: „es ist nicht das erste Mal, daß sie es uns also macht. Nun hat man die Angst auf dem Herzen, und den Schlaf aus den Augen für die ganze Nacht; denn wer weiß, ob sie nicht dennoch einmal Schaden nimmt, wenn sie so draußen im Dunkel allein ist bis an das Morgenroth." „So laßt uns ihr doch nach, Vater, um Gott!" rief Huldbrand ängstlich aus. Der Alte erwiederte: „wozu das? Es wär' ein sündlich Werk, ließ' ich Euch in Nacht und

Einsamkeit dem thörichten Mädchen so ganz alleine folgen, und meine alten Beine holen den Springinsfeld nicht ein, wenn man auch wüßte, wohin sie gerannt ist." „Nun müssen wir ihr doch nachrufen mindestens, und sie bitten, daß sie wiederkehrt," sagte Huldbrand, und begann auf das beweglichste zu rufen: „Undine! Ach Undine! Komm doch zurück!" — Der Alte wiegte sein Haupt hin und her, sprechend, all' das Geschrei helfe am Ende zu nichts; der Ritter wisse noch nicht, wie trotzig die Kleine sei. Dabei aber konnte er es doch nicht unterlassen, öfters mit in die finstere Nacht hinaus zu rufen: „Undine! Ach liebe Undine! Ich bitte Dich, komm doch nur dies Eine Mal zurück."

Es ging indessen, wie es der Fischer gesagt hatte. Keine Undine ließ sich hören oder sehen, und weil der Alte durchaus nicht zugeben wollte, daß Huldbrand der Entflohenen nachspürte, mußten sie endlich Beide wieder in die Hütte gehen. Hier fanden sie das Feuer des Heerdes beinahe erloschen, und die Hausfrau, die sich Undine's Flucht und Gefahr bei weitem nicht so zu Herzen nahm, als ihr Mann, war bereits zur Ruhe gegangen. Der Alte hauchte die Kohlen wieder an, legte trocknes Holz darauf, und suchte bei der wieder auflodernden Flamme einen Krug mit Wein hervor, den er zwischen sich und seinen Gast stellte. „Euch ist auch Angst wegen des dummen Mädchens, Herr Ritter," sagte er, „und wir wollen lieber einen Theil der Nacht verplaudern und vertrinken, als

uns auf den Schilfmatten vergebens nach dem Schlafe herumwälzen. Nicht wahr?" Huldbrand war gerne damit zufrieden, der Fischer nöthigte ihn auf den ledigen Ehrenplatz der schlafen gegangenen Hausfrau, und beide tranken und sprachen mit einander, wie es zwei wackern und zutraulichen Männern geziemt. Freilich, so oft sich vor den Fenstern das Geringste regte, oder auch bisweilen, wenn sich gar nichts regte, sah Einer von beiden in die Höhe, sprechend: „sie kommt." Dann wurden sie ein paar Augenblicke stille, und fuhren nachher, da nichts erschien, kopfschüttelnd und seufzend in ihren Reden fort.

Weil aber nun Beide an fast gar nichts anders zu denken vermogten, als an Undinen, so wußten sie auch nichts bessers, als, der Ritter, zu hören, welchergestalt Undine zu dem alten Fischer gekommen sei, der alte Fischer, eben diese Geschichte zu erzählen. Deshalben hub er folgendermaßen an:

„Es sind nun wohl funfzehn Jahre vergangen, da zog ich einmal durch den wüsten Wald mit meiner Waare nach der Stadt. Meine Frau war daheim geblieben, wie gewöhnlich; und solches zu der Zeit auch noch um einer gar hübschen Ursache willen, denn Gott hatte uns, in unserm damals schon ziemlich hohen Alter ein wunderschönes Kindlein beschert. Es war ein Mägdlein, und die Rede ging bereits unter uns, ob wir nicht, dem neuen Ankömmlinge zu Frommen, unsre schöne Landzunge verlassen wollten, um die liebe Himmelsgabe künftig an bewohnbaren Orten

besser aufzuziehen. Es ist freilich bei armen Leuten nicht so damit, wie Ihr es meinen mögt, Herr Ritter; aber lieber Gott! Jedermann muß doch einmal thun, was er vermag. — Nun, mir ging unterwegs die Geschichte ziemlich im Kopfe herum. Diese Landzunge war mir so im Herzen lieb, und ich fuhr ordentlich zusammen, wenn ich unter dem Lärm und Gezänke in der Stadt bei mir selbsten denken mußte: in solcher Wirthschaft nimmst auch du nun mit nächstem deinen Wohnsitz, oder doch in einer nicht viel stillern! — Dabei aber hab' ich nicht gegen unsern lieben Herrgott gemurret, vielmehr ihm im Stillen für das Neugeborne gedankt; ich müßte auch lügen, wenn ich sagen wollte, mir wäre auf dem Hin- oder Rückwege durch den Wald irgend etwas bedenklicheres aufgestoßen, als sonst, wie ich denn nie etwas Unheimliches dorten gesehen habe. Der Herr war immer mit mir in den verwunderlichen Schatten."

Da zog er sein Mützchen von dem kahlen Schädel, und blieb eine Zeit lang in betenden Gedanken sitzen. Dann bedeckte er sich wieder, und sprach fort:

„Diesseits des Waldes, ach diesseits, da zog mir das Elend entgegen. Meine Frau kam gegangen mit strömenden Augen wie zwei Bäche; sie hatte Trauerkleider angelegt." „O lieber Gott," ächzte ich, „wo ist unser liebes Kind? Sag' an." „Bei dem, den Du rufest, lieber Mann," entgegnete sie, und wir gingen nun stillweinend mit einander in die Hütte. — Ich suchte nach der kleinen Leiche; da erfuhr ich erst, wie

Alles gekommen war. Am See-Ufer hatte meine Frau mit dem Kinde gesessen, und wie sie so recht sorglos und seelig mit ihm spielt, bückt sich die Kleine auf einmal vor, als sähe sie etwas ganz Wunderschönes im Wasser; meine Frau sieht sie noch lachen, den lieben Engel, und mit den Händchen greifen; aber im Augenblick schießt sie ihr durch die rasche Bewegung aus den Armen, und in den feuchten Spiegel hinunter. Ich habe viel gesucht nach der kleinen Todten; es war zu nichts; auch keine Spur von ihr war zu finden."

„Nun wir verwais'ten Aeltern saßen denn noch selbigen Abends still beisammen in der Hütte; zu reden hatte keiner Lust von uns, wenn man es auch gekonnt hätte vor Thränen. Wir sahen so in das Feuer des Heerdes hinein. Da raschelt was draußen an der Thür; sie springt auf, und ein wunderschönes Mägdlein von etwa drei, vier Jahren, steht reich geputzt auf der Schwelle, und lächelt uns an. Wir blieben ganz stumm vor Erstaunen, und ich wußte erst nicht, war es ein ordentlicher kleiner Mensch, war es blos ein gaukelhaftes Bildniß. Da sah ich aber das Wasser von den goldnen Haaren und den reichen Kleidern herab tröpfeln, und merkte nun wohl, das schöne Kindlein habe im Wasser gelegen, und Hülfe thue ihm Noth." „Frau," sagte ich, „uns hat niemand unser liebes Kind erretten können; wir wollen doch wenigstens an andern Leuten thun, was uns seelig auf Erden machen würde, vermögte es Jemand an uns zu thun." — Wir zogen die Kleine aus, brachten sie zu

Bett, und reichten ihr wärmende Getränke, wobei sie kein Wort sprach, und uns blos aus den beiden seeblauen Augenhimmeln immerfort lächelnd anstarrte."

„Des andern Morgens ließ sich wohl abnehmen, daß sie keinen weitern Schaden genommen hatte, und ich fragte nun nach ihren Aeltern, und wie sie hierher gekommen sei. Das aber gab eine verworrne, wundersamliche Geschichte. Von weit her muß sie wohl gebürtig sein, denn nicht nur, daß ich diese funfzehn Jahre her nichts von ihrer Herkunft erforschen konnte, so sprach und spricht sie auch bisweilen so absonderliche Dinge, daß unser Eins nicht weiß, ob sie am Ende nicht gar vom Monde herunter gekommen sein könne. Da ist die Rede von goldnen Schlössern, von krystallnen Dächern, und Gott weiß, wovon noch mehr. Was sie am deutlichsten erzählte, war, sie sei mit ihrer Mutter auf dem großen See spazieren gefahren, aus der Barke ins Wasser gefallen, und habe ihre Sinne erst hier unter den Bäumen wieder gefunden, wo ihr an dem lustigen Ufer recht behaglich zu Muthe geworden sei."

„Nun hatten wir noch eine große Bedenklichkeit und Sorge auf dem Herzen. Daß wir an der lieben Ertrunkenen Stelle die Gefundne behalten und auferziehen wollten, war freilich sehr bald ausgemacht; aber wer konnte nun wissen, ob das Kind getauft sei, oder nicht? Sie selber wußte darüber keine Auskunft zu geben. Daß sie eine Creatur sei, zu Gottes Preis und Freude geschaffen, wisse sie wohl, antwortete sie

uns mehrentheils, und was zu Gottes Preis und Freude gereicht, sei sie auch bereit, mit sich vornehmen zu lassen. — Meine Frau und ich dachten so: ist sie nicht getauft, so giebt's da nichts zu zögern; ist sie es aber doch, so kann bei guten Dingen zu wenig eher schaden, als zu viel. Und dem zu Folge sannen wir auf einen guten Namen für das Kind, das wir ohnehin noch nicht ordentlich zu rufen wußten. Wir meinten endlich, Dorothea werde sich am besten für sie schicken, weil ich einmal gehört hatte, das heiße Gottesgabe, und sie uns doch von Gott als eine Gabe zugesandt war, als ein Trost in unserm Elend. Sie hingegen wollte nichts davon hören, und meinte, Undine sei sie von ihren Aeltern genannt worden. Undine wolle sie auch ferner heißen. Nun kam mir das wie ein heidnischer Name vor, der in keinem Kalender stehe, und ich holte mir deshalben Rath bei einem Priester in der Stadt. Der wollte auch nichts von dem Undinen-Namen hören, und kam auf mein vieles Bitten mit mir durch den verwunderlichen Wald, zu Vollziehung der Taufhandlung, hier herein in meine Hütte. Die Kleine stand so hübsch geschmückt und holdseelig vor uns, daß dem Priester alsbald sein ganzes Herz vor ihr aufging, und sie wußte ihm so artig zu schmeicheln, und mitunter so drollig zu trotzen, daß er sich endlich auf keinen der Gründe, die er gegen den Namen Undine vorräthig gehabt hatte, mehr besinnen konnte. Sie ward denn also Undine getauft, und betrug sich während der heiligen Handlung außerordentlich sittig und anmuthig, so wild und unstät sie auch

übrigens immer war. Denn darin hat meine Frau ganz Recht: was Tüchtiges haben wir mit ihr auszustehen gehabt. Wenn ich Euch erzählen sollte" —

Der Ritter unterbrach den Fischer, um ihn auf ein Geräusch, wie von gewaltig rauschenden Wasserfluthen, aufmerksam zu machen, das er schon früher zwischen den Reden des Alten vernommen hatte, und das nun mit wachsendem Ungestüm vor den Hüttenfenstern dahin strömte. Beide sprangen nach der Thür. Da sahen sie draußen im jetzt aufgegangenen Mondenlicht den Bach, der aus dem Walde hervor rann, wild über seine Ufer hinaus gerissen, und Steine und Holzstämme in reißenden Wirbeln mit sich fort schleudern. Der Sturm brach, wie von dem Getöse erweckt, aus den mächtigen Gewölken, diese pfeilschnell über den Mond hinjagend, hervor, der See heulte unter des Windes schlagenden Fittigen, die Bäume der Landzunge ächzten von Wurzel zu Wipfel hinauf, und beugten sich wie schwindelnd über die reißenden Gewässer: „Undine! Um Gotteswillen, Undine!" riefen die zwei beängstigten Männer. Keine Antwort kam ihnen zurück, und achtlos nun jeglicher andern Erwägung, rannten sie, suchend und rufend, Einer hier, der Andere dort hin, aus der Hütte fort.

---

## Drittes Kapitel.

### Wie sie Undinen wieder fanden.

Dem Huldbrand ward es immer ängstlicher und verworrner zu Sinn, je länger er unter den nächtlichen Schatten suchte, ohne zu finden. Der Gedanke, Undine sei nur eine bloße Walderscheinung gewesen, bekam aufs neue Macht über ihn, ja er hätte unter dem Geheul der Wellen und Stürme, dem Krachen der Bäume, der gänzlichen Umgestaltung der kaum noch so still anmuthigen Gegend, die ganze Landzunge sammt der Hütte und ihren Bewohnern fast für eine trügerisch neckende Bildung gehalten; aber von fern hörte er doch immer noch des Fischers ängstliches Rufen nach Undinen, der alten Hausfrau lautes Beten und Singen durch das Gebraus. Da kam er endlich dicht an des übergetretnen Baches Rand, und sah im Mondenlicht, wie dieser seinen ungezähmten Lauf, gerade vor den unheimlichen Wald hin, genommen hatte, so daß er nun die Erdspitze zur Insel machte. — O lieber Gott, dachte er bei sich selbst, wenn es Undine gewagt hätte, ein paar Schritte in den fürchterlichen Forst hinein zu thun; vielleicht eben in ihrem anmuthigen Eigensinn, weil ich ihr nichts davon erzählen sollte, —

und nun wäre der Strom dazwischen gerollt, und sie weinte nun einsam drüben bei den Gespenstern! — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, und er klomm einige Steine und umgestürzte Fichtenstämme hinab, um in den reißenden Strom zu treten, und, watend oder schwimmend, die Verirrte drüben zu suchen. Es fiel ihm zwar alles Grausenvolle und Wunderliche ein, was ihm schon bei Tage unter den jetzt rauschenden und heulenden Zweigen begegnet war. Vorzüglich kam es ihm vor, als stehe ein langer weißer Mann, den er nur allzu gut kannte, grinsend und nickend am jenseitigen Ufer: aber eben diese ungeheuern Bilder rissen ihn gewaltig nach sich hin, weil er bedachte, daß Undine in Todesängsten unter ihnen sei, und allein.

Schon hatte er einen starken Fichtenast ergriffen, und stand, auf diesen gestützt, in den wirbelnden Fluthen, gegen die er sich kaum aufrecht zu erhalten vermogte; aber er schritt getrosten Muthes tiefer hinein. Da rief es neben ihm mit anmuthiger Stimme: „trau nicht, trau nicht! Er ist tückisch, der Alte, der Strom!" — Er kannte diese lieblichen Laute, er stand wie bethört unter den Schatten, die sich eben dunkel über den Mond gelegt hatten, und ihn schwindelte vor dem Gerolle der Wogen, die er pfeilschnell an seinen Schenkeln hinschießen sah. Dennoch wollte er nicht ablassen. „Bist du nicht wirklich da, gaukelst Du nur neblicht um mich her, so mag auch ich nicht leben, und will ein Schatten werden, wie Du, Du liebe, liebe Undine!" Dies rief er laut, und schritt wieder

tiefer in den Strom. „Sieh Dich doch um, ei sieh Dich doch um, Du schöner, bethörter Jüngling!" so rief es abermal dicht bei ihm, und seitwärts blickend sah er im eben sich wieder enthüllenden Mondlicht, unter den Zweigen hoch verschlungener Bäume, auf einer durch die Ueberschwemmung gebildeten kleinen Insel, Undinen lächelnd und lieblich in die blühenden Gräser hingeschmiegt.

O wie viel freudiger brauchte nun der junge Mann seinen Fichtenast zum Stabe, als vorhin! Mit wenigen Schritten war er durch die Fluth, die zwischen ihm und dem Mägdlein hinstürmte, und neben ihr stand er auf der kleinen Rasenstelle, heimlich und sicher von den uralten Bäumen überrauscht und beschirmt. Undine hatte sich etwas empor gerichtet, und schlang nun in dem grünen Laubgezelte ihre Arme um seinen Nacken, so daß sie ihn auf ihren weichen Sitz neben sich niederzog. „Hier sollst Du mir erzählen, hübscher Freund," sagte sie leise flüsternd; „hier hören uns die grämlichen Alten nicht. Und so viel als ihre ärmliche Hütte, ist doch hier unser Blätterdach wohl noch immer werth." „Es ist der Himmel!" sagte Huldbrand, und umschlang inbrünstig küssend, die schmeichelnde Schöne.

Da war unterdessen der alte Fischer an das Ufer des Stromes gekommen, und rief zu den beiden jungen Leuten herüber: „ei, Herr Ritter, ich habe Euch aufgenommen, wie es ein biederherziger Mann dem andern zu thun pflegt, und nun kos't Ihr mit mei-

nem Pflegekinde so heimlich, und laßt mich noch obendrein in der Angst nach ihr durch die Nacht umher laufen." „Ich habe sie selbst erst eben jetzt gefunden, alter Vater," rief ihm der Ritter zurück. „Desto besser, sagte der Fischer; aber nun bringt sie mir auch ohne Verzögern an das feste Land herüber." Davon aber wollte Undine wieder gar nichts hören. Sie meinte, eher wolle sie mit dem schönen Fremden in den wilden Forst vollends hinein, als wieder in die Hütte zurück, wo man ihr nicht ihren Willen thue, und aus welcher der hübsche Ritter doch über kurz oder lang scheiden werde. Mit unsäglicher Anmuth sang sie, Huldbranden umschlingend:

Aus dunst'gem Thal die Welle.
Sie rann und sucht' ihr Glück!
Sie kam in's Meer zur Stelle,
Und rinnt nicht mehr zurück.

Der alte Fischer weinte bitterlich in ihr Lied, aber es schien sie nicht sonderlich zu rühren. Sie küßte und streichelte ihren Liebling, der endlich zu ihr sagte: „Undine, wenn Dir des alten Mannes Jammer das Herz nicht trifft, so trifft er's mir. Wir wollen zurück zu ihm." — Verwundert schlug sie die großen blauen Augen gegen ihn auf, und sprach endlich langsam und zögernd: „wenn Du es so meinst, — gut; mir ist Alles recht, was Du meinst. Aber versprechen muß mir erst der alte Mann da drüben, daß er Dich ohne Widerrede will erzählen lassen, was Du im Walde gesehen hast, und — nun das Andre fin-

det sich wohl." „Komm nur, komm!" rief der Fischer ihr zu, ohne mehr Worte heraus bringen zu können. Zugleich streckte er seine Arme weit über die Fluth ihr entgegen, und nickte mit dem Kopfe, um ihr die Erfüllung ihrer Forderung zuzusagen, wobei ihm die weißen Haare seltsam über das Gesicht herüber fielen, und Huldbrand an den nickenden weißen Mann im Forste denken mußte. Ohne sich aber durch irgend etwas irre machen zu lassen, faßte der junge Rittersmann das schöne Mädchen in seine Arme, und trug sie über den kleinen Raum, welchen der Strom zwischen ihrem Inselchen und dem festen Ufer durchbraus'te. Der Alte fiel um Undine's Hals, und konnte sich gar nicht satt freuen und küssen; auch die alte Frau kam herbei, und schmeichelte der Wiedergefundenen auf das Herzlichste. Von Vorwürfen war gar nicht die Rede mehr, um so minder, da auch Undine, ihres Trotzes vergessend, die beiden Pflegeältern mit anmuthigen Worten und Liebkosungen fast überschüttete.

Als man endlich nach der Freude des Wiederhabens sich recht besann, blickte schon das Morgenroth leuchtend über den Landsee herein, der Sturm war stille geworden, die Vöglein sangen lustig auf den genäßten Zweigen. Weil nun Undine auf die Erzählung der verheißnen Geschichte des Ritters bestand, fügten sich die beiden Alten lächelnd und willig in ihr Begehr. Man brachte ein Frühstück unter die Bäume, welche hinter der Hütte gegen den See zu stan-

den, und setzte sich, von Herzen vergnügt, dabei nieder, Undine, weil sie es durchaus nicht anders haben wollte, zu den Füßen des Ritters ins Gras. Hierauf begann Huldbrand folgendermaßen zu sprechen.

---

## Viertes Kapitel.

### Von dem, was dem Ritter im Walde begegnet war.

„Es mögen nun etwa acht Tage her sein, da ritt ich in die freie Reichsstadt ein, welche dort jenseit des Forstes gelegen ist. Bald darauf gab es darin ein schönes Turnieren und Ringelrennen, und ich schonte meinen Gaul und meine Lanze nicht. Als ich nun einmal an den Schranken still halte, um von der lustigen Arbeit zu rasten, und den Helm an einen meiner Knappen zurück reiche, fällt mir ein wunderschönes Frauenbild in die Augen, das im allerherrlichsten Schmuck auf einem der Altane stand und zusah. Ich fragte meinen Nachbar, und erfuhr, die reizende Jungfrau heiße Bertalda, und sei die Pflegetochter eines der mächtigen Herzoge, die in dieser Gegend wohnen. Ich merkte, daß sie auch mich ansah, und wie es nun bei uns jungen Rittern zu kommen pflegt: hatte ich erst brav geritten, so ging es nun noch ganz anders los. Den Abend beim Tanze war ich Bertalda's Gefährte, und das blieb so alle die Tage des Festes hindurch."

Ein empfindlicher Schmerz an seiner linken herunter hängenden Hand unterbrach hier Huldbrand's

Rede, und zog seine Blicke nach der schmerzenden Stelle. Undine hatte ihre Perlenzähne scharf in seine Finger gesetzt, und sah dabei recht finster und unwillig aus. Plötzlich aber schaute sie ihm freundlich wehmüthig in die Augen, und flüsterte ganz leise: „Ihr macht es auch danach.“ Dann verhüllte sie ihr Gesicht, und der Ritter fuhr seltsam verwirrt und nachdenklich in seiner Geschichte fort:

„Es ist eine hochmüthige, wunderliche Maid, diese Bertalda. Sie gefiel mir auch am zweiten Tage schon lange nicht mehr, wie am ersten, und am dritten noch minder. Aber ich blieb um sie, weil sie freundlicher gegen mich war, als gegen andre Ritter, und so kam es auch, daß ich sie im Scherz um einen ihrer Handschuhe bat.“ „Wenn Ihr mir Nachricht bringt und Ihr ganz allein,“ sagte sie, „wie es im berüchtigten Forste aussieht.“ „Mir lag eben nicht so viel an ihrem Handschuhe, aber gesprochen war gesprochen, und ein ehrliebender Rittersmann läßt sich zu solchem Probestücke nicht zwei Mal mahnen.“

„Ich denke, sie hatte Euch lieb,“ unterbrach ihn Undine.

„Es sah so aus,“ entgegnete Huldbrand.

„Nun,“ rief das Mädchen lachend, „die muß recht dumm sein. Von sich zu jagen, was Einem lieb ist! Und vollends in einen verrufnen Wald hinein. Da hätte der Wald und sein Geheimniß lange für mich warten können.“

„Ich machte mich denn gestern Morgen auf den Weg," fuhr der Ritter, Undinen freundlich anlächelnd, fort. „Die Baumstämme blitzten so roth und schlank im Morgenlichte, das sich hell auf dem grünen Rasen hinstreckte, die Blätter flüsterten so lustig mit einander, daß ich in meinem Herzen über die Leute lachen mußte, die an diesem vergnüglichen Orte irgend etwas Unheimliches erwarten konnten." „Der Wald soll bald durchtrabt sein, hin und zurück," sagte ich in behaglicher Fröhlichkeit zu mir selbst, und eh' ich noch daran dachte, war ich tief in die grünenden Schatten hinein, und nahm nichts mehr von der hinter mir liegenden Ebene wahr. Da fiel es mir erst aufs Herz, daß ich mich auch in dem gewaltigen Forste gar leichtlich verirren könne, und daß dieses vielleicht die einzige Gefahr sei, welche den Wandersmann allhier bedrohe. Ich hielt daher stille, und sah mich nach dem Stande der Sonne um, die unterdessen etwas höher gerückt war. Indem ich nun so empor blicke, sehe ich ein schwarzes Ding in den Zweigen einer hohen Eiche. Ich denke schon, es ist ein Bär, und fasse nach meiner Klinge; da sagt es mit einer Menschenstimme, aber recht rauh und häßlich, herunter: „wenn ich hier oben nicht die Zweige abknusperte, woran solltest Du denn heut' um Mitternacht gebraten werden, Herr Naseweis?" „Und dabei grins't es, und raschelt mit den Aesten, daß mein Gaul toll wird, und mit mir durchgeht, eh' ich noch Zeit gewinnen konnte, zu sehen, was es denn eigentlich für eine Teufelsbestie war."

„Den müßt Ihr nicht nennen," sagte der alte Fischer, und kreuzte sich; die Hausfrau that schweigend desgleichen; Undine sah ihren Liebling mit hellen Augen an, sprechend: „das Beste bei der Geschichte ist, daß sie ihn doch nicht wirklich gebraten haben. Weiter, Du hübscher Jüngling."

Der Ritter fuhr in seiner Erzählung fort: „ich wäre mit meinem scheuen Pferde fast gegen Baumstämme und Aeste angerannt; es triefte von Angst und Erhitzung, und wollte sich doch noch immer nicht halten lassen. Zuletzt ging es gerade auf einen steinigen Abgrund los; da kam mir's plötzlich vor, als werfe sich ein langer, weißer Mann dem tollen Hengste quer vor in seinen Weg; der entsetzte sich davor, und stand; ich kriegte ihn wieder in meine Gewalt, und sah nun erst, daß mein Retter kein weißer Mann war, sondern ein silberheller Bach, der sich neben mir von einem Hügel herunter stürzte, meines Rosses Lauf ungestüm kreuzend und hemmend.

„Danke, lieber Bach!" rief Undine, in die Händchen klopfend. Der alte Mann aber sah kopfschüttelnd in tiefem Sinnen vor sich nieder.

„Ich hatte mich noch kaum im Sattel wieder zurecht gesetzt, und die Zügel wieder ordentlich recht gefaßt," fuhr Huldbrand fort, „so stand auch schon ein wunderliches Männlein zu meiner Seiten, winzig und häßlich über alle Maaßen, ganz braungelb, und mit einer Nase, die nicht viel kleiner war, als der ganze

übrige Bursche selbst. Dabei grins'te er mit einer recht dummen Höflichkeit aus dem breit geschlitzten Maule hervor, und machte viele tausend Scharrfüße und Bücklinge gegen mich. Weil mir nun das Possenspiel sehr mishagte, dankte ich ihm ganz kurz, warf meinen noch immer zitternden Gaul herum, und gedachte, mir ein andres Abenteuer, oder, dafern ich keines fände, den Heimweg zu suchen, denn die Sonne war während meiner tollen Jagd schon über die Mittagshöhe gen Westen gegangen. Da sprang aber der kleine Kerl mit einer blitzschnellen Wendung herum, und stand abermals vor meinem Hengste. — „Platz da!" sagt' ich verdrießlich; „das Thier ist wild, und rennet Dich leichtlich um." „Ei," schnarrte das Kerlchen, und lachte noch viel entsetzlich dummer; „schenkt mir doch erst ein Trinkgeld, denn ich hab ja Euer Rösselein aufgefangen; lägt Ihr doch ohne mich sammt Eurem Rösselein in der Steinkluft da unten; hu!" „Schneide nur keine Gesichter weiter," sagte ich, „und nimm Dein Geld hin, wenn Du auch lügst, denn siehe, der gute Bach dorten hat mich gerettet, nicht aber Du, höchst ärmlicher Wicht." Und zugleich ließ ich ein Goldstück in seine wunderliche Mütze fallen, die er bettelnd vor mir abgezogen hatte. Dann trabte ich weiter; er aber schrie hinter mir drein, und war plötzlich mit unbegreiflicher Schnelligkeit neben mir. Ich sprengte mein Roß im Galopp an; er galoppirte mit, so sauer es ihm zu werden schien, und so wunderliche, halb lächerliche, halb gräßliche Verrenkungen er dabei mit seinem Leibe vornahm, wobei er immerfort das Goldstück in die

Höhe hielt, und bei jedem Galoppsprunge schrie: „falsch Geld! falsche Münze! Falsche Münze! falsch Geld!“ Und das krächzte er aus so hohler Brust heraus, daß man meinte, er müsse nach jeglichem Schreie todt zu Boden stürzen. Auch hing ihm die häßlich rothe Zunge weit aus dem Schlunde. Ich hielt verstört; ich fragte: „was willst Du mit Deinem Geschrei? Nimm noch ein Goldstück, nimm noch zwei, aber dann laß ab von mir.“ — Da fing er wieder mit seinem häßlich höflichen Grüßen an, und schnarrte: „Gold eben nicht, Gold soll es eben nicht sein, mein Jungherrlein; des Spaßes hab' ich selbsten allzu viel; will's Euch 'mal zeigen.“

„Da ward es mir auf einmal, als könn' ich durch den grünen festen Boden durchsehen, als sei er grünes Glas, und die ebene Erde kugelrund, und drinnen hielten eine Menge Kobolde ihr Spiel mit Silber und Gold. Kopfauf, kopfunten, kugelten sie sich herum, schmissen einander zum Spaß mit den edlen Metallen, und puhsteten sich den Goldstaub neckend ins Gesicht. Mein häßlicher Gefährte stand halb drinnen, halb draußen; er ließ sich sehr, sehr viel Gold von den Andern herauf reichen, und zeigte es mir lachend, und schmiß es dann immer wieder klingend in die unermeßlichen Klüfte hinab. Dann zeigte er wieder mein Goldstück, was ich ihm geschenkt hatte, den Koboldon drunten, und die wollten sich drüber halb todt lachen, und zischten mich aus. Endlich reckten sie alle die spitzigen, metallschmutzigen Finger gegen mich aus, und wilder

und wilder, und dichter und dichter, und toller und toller, klomm das Gewimmel gegen mich herauf; — da erfaßte mich ein Entsetzen, wie vorhin meinen Gaul. Ich gab ihm beide Sporen, und weiß nicht, wie weit ich zum zweiten Male toll in den Wald hinein gejagt bin."

„Als ich nun endlich wieder still hielt, war es Abendkühl um mich her. Durch die Zweige sah ich einen weißen Fußpfad leuchten, von dem ich meinte, er müsse aus dem Forste nach der Stadt zurück führen. Ich wollte mich dahin durcharbeiten; aber ein ganz weißes, undeutliches Antlitz, mit immer wechselnden Zügen, sah mir zwischen den Blättern entgegen; ich wollte ihm ausweichen, aber wo ich hinkam, war es auch. Ergrimmt gedacht' ich endlich mein Roß darauf los zu treiben, da sprudelte es mir und dem Pferde weißen Schaum entgegen, daß wir Beide geblendet umwenden mußten. So trieb es uns von Schritt zu Schritt, immer von dem Fußsteige abwärts, und ließ uns überhaupt nur nach einer einzigen Richtung hin den Weg noch frei. Zogen wir aber auf dieser fort, so war es wohl dicht hinter uns, that uns jedoch nicht das geringste zu Leide. Wenn ich mich dann bisweilen nach ihm umsah, merkte ich wohl, daß das weiße, sprudelnde Antlitz auf einem eben so weißen, höchst riesenmäßigen Körper saß. Manchmal dacht' ich auch, als sei es ein wandelnder Springbronn, aber ich konnte niemals recht darüber zu Gewißheit kommen. Ermüdet gaben Roß und Reiter dem treibenden, wei-

ßen Manne nach, der uns immer mit dem Kopfe zunickte, als wolle er sagen: „schon recht! schon recht!" — Und so sind wir endlich an das Ende des Waldes hier heraus gekommen, wo ich Rasen und Seefluth und Eure kleine Hütte sah, und wo der lange weiße Mann verschwand."

„Gut, daß er fort ist," sagte der alte Fischer, und nun begann er davon zu sprechen, wie sein Gast auf die beste Weise wieder zu seinen Leuten nach der Stadt zurück gelangen könne. Darüber fing Undine an, ganz leise in sich selbst hinein zu kichern. Huldbrand merkte es, und sagte: „ich dachte, Du sähest mich gern hier; was freu'st Du Dich denn nun, da von meiner Abreise die Rede ist?"

„Weil Du nicht fort kannst," entgegnete Undine. „Prob' es doch 'mal, durch den übergetretenen Waldstrom zu setzen, mit Kahn, mit Roß oder allein, wie Du Lust hast. Oder prob' es lieber nicht, denn Du würdest zerschellt werden von den blitzschnell getriebenen Stämmen und Steinen. Und was den See angeht, da weiß ich wohl, der Vater darf mit seinem Kahne nicht weit genug darauf hinaus."

Huldbrand erhob sich lächelnd, um zu sehen, ob es so sei, wie ihm Undine gesagt hatte, der Alte begleitete ihn, und das Mädchen gaukelte scherzend neben den Männern her. Sie fanden es in der That, wie Undine gesagt hatte, und der Ritter mußte sich drein ergeben, auf der zur Insel gewordenen Landspitze zu

bleiben, bis die Fluthen sich verliefen. Als die Drei nach ihrer Wanderung wieder der Hütte zu gingen, sagte der Ritter der Kleinen ins Ohr: „nun, wie ist es, Undinchen? Bist Du böse, daß ich bleibe?" „Ach," entgegnete sie mürrisch, „laßt nur. Wenn ich Euch nicht gebissen hätte, wer weiß, was noch Alles von der Bertalda in Eurer Geschichte vorgekommen wäre!"

---

## Fünftes Kapitel.

### Wie der Ritter auf der Seespitze lebte.

Du bist vielleicht, mein lieber Leser, schon irgendwo, nach mannigfachem Auf- und Abtreiben in der Welt, an einen Ort gekommen, wo Dir es wohl war; die Jedwedem eingeborene Liebe zu eignem Heerd und stillem Frieden ging wieder auf in Dir; Du meintest, die Heimath blühe mit allen Blumen der Kindheit und der aller reinsten, innigsten Liebe, wieder aus theuren Grabstätten hervor, und hier müsse gut wohnen und Hütten bauen sein. Ob Du Dich darin geirrt, und den Irrthum nachher schmerzlich abgebüßt hast, das soll hier nichts zur Sache thun, und Du wirst Dich auch selbst wohl mit dem herben Nachschmack nicht freiwillig betrüben wollen. Aber rufe jene unaussprechliche süße Ahnung, jenen englischen Gruß des Friedens wieder in Dir herauf, und Du wirst ungefähr wissen können, wie dem Ritter Huldbrand während seines Lebens auf der Seespitze zu Sinne war.

Er sah oftmals mit innigem Wohlbehagen, wie der Waldstrom mit jedem Tage wilder einher rollte, wie er sich sein Bette breiter und breiter riß, und die Abgeschiedenheit auf der Insel so für immer längere Zeit ausdehnte. Einen Theil des Tages über strich er mit einer alten Armbrust, die er in einem Winkel der Hütte gefunden, und sich ausgebessert hatte, umher, nach den vorüber fliegenden Vögeln lauernd, und, was er von ihnen treffen konnte, als guten Braten in die Küche liefernd. Brachte er nun seine Beute zurück, so unterließ Undine fast niemals, ihn auszuschelten, daß er den lieben lustigen Thierchen oben im blauen Luftmeer so feindlich ihr fröhliches Leben stehle; ja sie weinte oftmals bitterlich bei dem Anblicke des todten Geflügels. Kam er aber dann ein ander Mal wieder heim, und hatte nichts geschossen, so schalt sie ihn nicht minder ernstlich darüber aus, daß man nun um seines Ungeschicks und seiner Nachlässigkeit willen mit Fischen und Krebsen vorlieb nehmen müsse. Er freute sich alle Mal herzinniglich auf ihr anmuthiges Zürnen, um so mehr, da sie gewöhnlich nachher ihre üble Laune durch die holdesten Liebkosungen wieder gut zu machen suchte. Die Alten hatten sich in die Vertraulichkeit der beiden jungen Leute gefunden; sie kamen ihnen vor, wie Verlobte, oder gar wie ein Ehepaar, das ihnen zum Beistand im Alter mit auf der abgerissenen Insel wohne. Eben diese Abgeschiedenheit brachte auch den jungen Huldbrand ganz fest auf den Gedanken, er sei bereits Undine's Bräutigam. Ihm war zu Muthe, als gäbe es keine Welt mehr jenseits dieser

umgebenden Fluthen, oder als könne man doch nie wieder da hinüber zur Vereinigung mit andern Menschen gelangen; und wenn ihn auch bisweilen sein weidendes Roß anwieherte, wie nach Ritterthaten fragend und mahnend, oder sein Wappenschild ihm von der Stickerei des Sattels und der Pferdedecke ernst entgegen leuchtete, oder sein schönes Schwerdt unversehens vom Nagel, an welchem es in der Hütte hing, herab fiel, im Sturze aus der Scheide gleitend, — so beruhigte er sein zweifelndes Gemüth damit: Undine sei gar keine Fischers-Tochter, sei vielmehr, aller Wahrscheinlichkeit nach, aus einem wundersamen hochfürstlichen Hause der Fremde gebürtig. Nur das war ihm in der Seele zuwider, wenn die alte Frau Undinen in seiner Gegenwart schalt. Das launische Mädchen lachte zwar meist, ohne alles Hehl, ganz ausgelassen darüber; aber ihm war es, als taste man seine Ehre an, und doch wußte er der alten Fischerin nicht Unrecht zu geben, denn Undine verdiente immer zum wenigsten zehnfach so viel Schelte, als sie bekam; daher er denn auch der Hauswirthin im Herzen gewogen blieb, und das ganze Leben seinen stillen, vergnüglichen Gang fürder ging.

Es kam aber doch endlich eine Störung hinein; der Fischer und der Ritter waren nämlich gewohnt gewesen, beim Mittagsmahle, und auch des Abends, wenn der Wind draußen heulte, wie er es fast immer gegen die Nacht zu thun pflegte, sich mit einander bei einem Kruge Wein zu ergötzen. Nun war aber der ganze Vorrath zu Ende gegangen, den der Fischer

früher von der Stadt nach und nach mitgebracht hatte, und die beiden Männer wurden darüber ganz verdrießlich. Undine lachte sie den Tag über wacker aus, ohne daß beide so lustig, wie gewöhnlich, in ihre Scherze einstimmten. Gegen Abend war sie aus der Hütte gegangen: sie sagte, um den zwei langen und langweiligen Gesichtern zu entgehen. Weil es nun in der Dämmerung wieder nach Sturm aussah, und das Wasser bereits heulte und rauschte, sprangen der Ritter und der Fischer erschreckt vor die Thür, um das Mädchen heim zu holen, der Angst jener Nacht gedenkend, wo Huldbrand zum ersten Mal in der Hütte gewesen war. Undine aber trat ihnen entgegen, freundlich in ihre Händchen klopfend. „Was gebt Ihr mir, wenn ich euch Wein verschaffe? Oder vielmehr, Ihr braucht mir nichts zu geben," fuhr sie fort, „denn ich bin schon zufrieden, wenn Ihr lustiger ausseht, und bessere Einfälle habt, als diesen letzten, langweiligen Tag hindurch. Kommt nur mit; der Waldstrom hat ein Faß an das Ufer getrieben, und ich will verdammt sein, eine ganze Woche lang zu schlafen, wenn es nicht ein Weinfaß ist." — Die Männer folgten ihr nach, und fanden wirklich, an einer umbüschten Bucht des Ufers, ein Faß, welches ihnen Hoffnung gab, als enthalte es den edlen Trank, wonach sie verlangten. Sie wälzten es vor Allem aufs schleunigste in die Hütte, denn ein schweres Wetter zog wieder am Abendhimmel herauf, und man konnte in der Dämmerung bemerken, wie die Wogen des See's ihre weißen Häupter schäumend empor richteten, als sähen



sie sich nach dem Regen um, der nun bald auf sie herunter rauschen sollte. Undine half den Beiden nach Kräften, und sagte, als das Regenwetter plötzlich allzu schnell herauf heulte, lustig drohend in die schweren Wolken hinein: „Du! Du! Hüte Dich, daß Du uns nicht naß machst; wir sind noch lange nicht unter Dach.“ — Der Alte verwies ihr solches als eine sündhafte Vermessenheit; aber sie kicherte leise vor sich hin, und es widerfuhr auch Niemandem etwas Uebles darum. Vielmehr gelangten alle Drei, wider Vermuthung, mit ihrer Beute trocken an den behaglichen Heerd, und erst, als man das Faß geöffnet, und erprobt hatte, daß es einen wundersam trefflichen Wein enthalte, riß sich der Regen aus dem dunkeln Gewölke los, und rauschte der Sturm durch die Wipfel der Bäume und über des See's empörte Wogen hin.

Einige Flaschen waren bald aus dem großen Fasse gefüllt, das für viele Tage Vorrath verhieß, man saß trinkend und scherzend, und heimisch gesichert vor dem tobenden Unwetter, an der Gluth des Heerdes beisammen. Da sagte der alte Fischer, und ward plötzlich sehr ernst: „ach großer Gott, wir freuen uns hier der edlen Gabe, und der, welchem sie zuerst angehörte, und vom Strome genommen ward, hat wohl gar das liebe Leben drum lassen müssen.“ „Er wird ja nicht gerade!“ meinte Undine und schenkte dem Ritter lächelnd ein. Der aber sagte: „bei meiner höchsten Ehre, alter Vater, wüßt' ich ihn zu finden und zu retten, mich sollte kein Gang in die Nacht hinaus dauern, und

keine Gefahr. So viel aber kann ich Euch versichern, komm' ich je wieder zu bewohntern Landen, so will ich ihn oder seine Erben schon ausfindig machen, und diesen Wein doppelt und dreifach ersetzen." — Das freute den alten Mann; er nickte dem Ritter billigend zu, und trank nun seinen Becher mit besserm Gewissen und Behagen leer. Undine aber sagte zu Huldbranden: „mit der Entschädigung und mit Deinem Golde halt' es, wie Du willst. Das aber mit dem Nachlaufen und Suchen war dumm geredet. Ich weinte mir die Augen aus, wenn Du darüber verloren gingst, und, nicht wahr, Du mögtest auch lieber bei mir bleiben, und bei dem guten Wein?" „Das freilich;" entgegnete Huldbrand lächelnd. „Nun," sagte Undine, „also hast Du dumm gesprochen. Denn Jeder ist sich doch selbst der Nächste, und was gehen Einen die andern Leute an." — Die Hauswirthin wandte sich seufzend und kopfschüttelnd von ihr ab, der Fischer vergaß seiner sonstigen Vorliebe für das zierliche Mägdlein und schalt. „Als ob Dich Heiden und Türken erzogen hätten, klingt ja das," schloß er seine Rede; „Gott verzeih' es mir und Dir, Du ungerathenes Kind." „Ja, aber mir ist doch nun einmal so zu Muthe," entgegnete Undine, „habe mich erzogen, wer da will, und was können da all' Eure Worte helfen." „Schweig!" fuhr der Fischer sie an, und sie, die ungeachtet ihrer Keckheit doch äüßerst schreckhaft war, fuhr zusammen, schmiegte sich zitternd an Huldbrand, und fragte ihn ganz leise: „Bist Du auch böse, schöner Freund?" Der Ritter drückte ihr die

zarte Hand, und streichelte ihre Locken. Sagen konnte er nichts, weil ihm der Aerger über des Alten Härte gegen Undinen die Lippen schloß, und so saßen beide Paare mit einem Male unwillig und im verlegnen Schweigen einander gegenüber.

---

## Sechstes Kapitel.

### Von einer Trauung.

Ein leises Klopfen an die Thür klang durch diese Stille, und erschreckte Alle, die in der Hütte saßen, wie es denn wohl bisweilen zu kommen pflegt, daß auch eine Kleinigkeit, die ganz unvermuthet geschieht, Einem den Sinn recht furchtbarlich aufregen kann. Aber hier kam noch dazu, daß der verrufene Forst sehr nahe lag, und daß die Seespitze für menschliche Besuche jetzt unzugänglich schien. Man sah einander zweifelnd an, das Pochen wiederholte sich, von einem tiefen Aechzen begleitet; der Ritter ging nach seinem Schwerdte. Da sagte aber der alte Mann leise: „wenn es das ist, was ich fürchte, hilft uns keine Waffe." — Undine näherte sich indessen der Thür, und rief ganz unwillig und keck: „wenn Ihr Unfug treiben wollt, Ihr Erdgeister, so soll Euch Kühleborn was Bessers lehren." — Das Entsetzen der Andern ward durch diese wunderlichen Worte vermehrt, sie sahen das Mädchen scheu an, und Huldbrand wollte sich eben zu einer Frage an sie ermannen, da sagte es von draußen: „ich bin kein Erdgeist, wohl aber ein Geist, der noch im irdischen Körper hauset. Wollt Ihr mir hel-

sen, und fürchtet Ihr Gott, Ihr drinnen in der Hütte, so thut mir auf." Undine hatte bei diesen Worten die Thür bereits geöffnet, und leuchtete mit einer Ampel in die stürmische Nacht hinaus, so daß man draußen einen alten Priester wahrnahm, der vor dem unversehnen Anblicke des wunderschönen Mägdleins erschreckt zurück trat. Er mogte wohl denken, es müsse Spuk und Zauberei mit im Spiele sein, wo ein so herrliches Bild aus einer so niedern Hüttenpforte erscheine; deshalben fing er an zu beten: „alle gute Geister loben Gott den Herrn!" — „Ich bin kein Gespenst," sagte Undine lächelnd; „seh' ich denn so häßlich aus? Zudem könnt Ihr ja wohl merken, daß mich kein frommer Spruch erschreckt. Ich weiß doch auch von Gott und versteh' ihn auch zu loben; Jedweder auf seine Weise freilich, und dazu hat er uns erschaffen. Tretet herein, ehrwürdiger Vater; Ihr kommt zu guten Leuten."

Der Geistliche kam neigend und umblickend herein, und sah gar lieb und ehrwürdig aus. Aber das Wasser troff aus allen Falten seines dunkeln Kleides, und aus dem langen weißen Bart und den weißen Locken des Haupthaares. Der Fischer und der Ritter führten ihn in eine Kammer, und gaben ihm andre Kleider, während sie den Weibern die Gewande des Priesters zum Trocknen in das Zimmer reichten. Der fremde Greis dankte aufs demüthigste und freundlichste, aber des Ritters glänzenden Mantel, den ihm dieser entgegen hielt, wollte er auf keine Weise umneh-

men; er wählte statt dessen ein altes graues Oberkleid des Fischers. So kamen sie denn in das Gemach zurück, die Hausfrau räumte dem Priester alsbald ihren großen Sessel, und ruhte nicht eher, bis er sich darauf niedergelassen hatte; „denn," sagte sie, „Ihr seid alt und erschöpft, und geistlich obendrein." — Undine schob den Füßen des Fremden ihr kleines Bänkchen unter, worauf sie sonst neben Huldbranden zu sitzen pflegte, und bewies sich überhaupt in der Pflege des guten Alten höchst sittig und anmuthig. Huldbrand flüsterte ihr darüber eine Neckerei ins Ohr, sie aber entgegnete sehr ernst: „er dient ja dem, der uns Alle geschaffen hat; damit ist nicht zu spaßen." — Der Ritter und der Fischer labten darauf den Priester mit Speise und Wein, und dieser fing, nachdem er sich etwas erholt hatte, zu erzählen an, wie er gestern aus seinem Kloster, das fern über den großen Landsee hinaus liege, nach dem Sitze des Bischofs habe reisen sollen, um demselben die Noth kund zu thun, in welche durch die jetzigen wunderbaren Ueberschwemmungen das Kloster und dessen Zinsdörfer gerathen seien. Da habe er nach langen Umwegen, um eben dieser Ueberschwemmung willen, sich heute gegen Abend dennoch genöthigt gesehen, einen übergetretnen Arm des See's, mit Hülfe zweier guten Fährleute, zu überschiffen. — „Kaum aber," fuhr er fort, „hatte unser kleines Fahrzeug die Wellen berührt, so brach auch schon der ungeheure Sturm los, der noch jetzt über unsern Häuptern fortwüthet. Es war, als hätten die Fluthen nur auf uns gewartet, um die allertollsten, strudelndsten Tänze

mit uns zu beginnen. Die Ruder waren bald aus meiner Führer Händen gerissen, und trieben zerschmettert auf den Wogen weiter und weiter vor uns hinaus. Wir selbst flogen, hülflos und der tauben Naturkraft hingegeben, auf die Höhe des See's zu Euren fernen Ufern herüber, die wir schon zwischen den Nebeln und Wasserschäumen empor streben sahen. Da drehte sich endlich der Nachen immer wilder und schwindliger; ich weiß nicht, stürzte er um, stürzte ich heraus. Im dunkeln Aengstigen des nahen, schrecklichen Todes trieb ich weiter, bis mich eine Welle hier unter die Bäume an Eure Insel warf."

„Ja, Insel!" sagte der Fischer. „Vor kurzem war's noch eine Landspitze. Nun aber, seit Waldstrom und See schier toll geworden sind, sieht es ganz anders mit uns aus."

„Ich merkte so etwas," sagte der Priester, „indem ich im Dunkeln das Wasser entlängst schlich, und, ringsum nur wildes Gebrause antreffend, endlich schaute, wie sich ein betretner Fußpfad gerade in das Getos hinein verlor. Nun sah ich das Licht in Eurer Hütte, und wagte mich hierher, wo ich denn meinem himmlischen Vater nicht genug danken kann, daß er mich nach meiner Rettung aus dem Gewässer auch noch zu so frommen Leuten geführt hat, als zu Euch; und das um so mehr, da ich nicht wissen kann, ob ich außer Euch Vieren noch in diesem Leben andre Menschen wieder zu sehen bekomme."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Fischer.

„Wißt Ihr denn, wie lange dieses Treiben der Elemente währen soll;" entgegnete der Geistliche. „Und ich bin alt an Jahren. Gar leichtlich mag mein Lebensstrom eher versiegend unter die Erde gehen, als die Ueberschwemmung des Waldstromes da draußen. Und überhaupt, es wäre ja nicht unmöglich, daß mehr und mehr des schäumenden Wassers sich zwischen Euch und den jenseitigen Forst drängte, bis Ihr so weit von der übrigen Erde abgerissen würdet, daß Euer Fischerkähnlein nicht mehr hinüber reichte, und die Bewohner des festen Landes in ihren Zerstreuungen Euer Alter gänzlich vergessen."

Die alte Hausfrau fuhr hierüber zusammen, kreuzte sich, und sagte: „das verhüte Gott!" — Aber der Fischer sah sie lächelnd an, und sprach: „wie doch auch nun der Mensch ist! Es wäre ja dann nicht anders, wenigstens nicht für Dich, liebe Frau, als es nun ist. Bist Du denn seit vielen Jahren weiter gekommen, als an die Gränze des Forstes? Und hast Du andre Menschen gesehen, als Undinen und mich? — Seit Kurzem sind nun noch der Ritter und der Priester zu uns gekommen. Die blieben bei uns, wenn wir zur vergessenen Insel würden; also hättest Du ja den besten Gewinn davon."

„Ich weiß nicht," sagte die alte Frau, „es wird einem doch unheimlich zu Muthe, wenn man sich's nun so vorstellt, daß man unwiederbringlich von den andern Leuten geschieden wäre, ob man sie übrigens auch weder kennt noch sieht."

„Du bliebest dann bei uns, Du bliebest dann bei uns!" flüsterte Undine ganz leise, halb singend, und schmiegte sich inniger an Huldbrand's Seite. Dieser aber war in tiefen und seltsamen Gebilden seines Innern verloren. Die Gegend jenseit des Waldwassers zog sich seit des Priesters letzten Worten immer ferner und dunkler von ihm ab, die blühende Insel, auf welcher er lebte, grünte und lachte immer frischer in sein Gemüth herein. Die Braut glühte als die schönste Rose dieses kleinen Erdstriches und auch der ganzen Welt hervor, der Priester war zur Stelle. Dazu kam noch eben, daß ein zürnender Blick der Hausfrau das schöne Mädchen traf, weil sie sich in Gegenwart des geistlichen Herrn so dicht an ihren Liebling lehnte, und es schien, als wollte ein Strom von unerfreulichen Worten folgen. Da brach es aus des Ritters Munde, daß er, gegen den Priester gewandt, sagte: „Ihr seht hier ein Brautpaar vor Euch, ehrwürdiger Herr, und wenn dies Mädchen und die guten alten Fischersleute nichts dawider haben, sollt Ihr uns heute Abend noch zusammen geben."

Die beiden alten Eheleute waren sehr verwundert. Sie hatten zwar bisher oft so etwas gedacht, aber ausgesprochen hatten sie es doch niemals, und wie nun der Ritter dies that, kam es ihnen als etwas ganz Neues und Unerhörtes vor. Undine war plötzlich ernst geworden, und sah tiefsinnig vor sich nieder, während der Priester nach den nähern Umständen fragte, und sich bei den Alten nach ihrer Einwilligung

erkundigte. Man kam nach mannigfachem Hin- und Herreden mit einander aufs Reine; die Hausfrau ging, um den jungen Leuten das Brautgemach zu ordnen, und zwei geweihte Kerzen, die sie seit langer Zeit verwahrt hielt, für die Trauungsfeierlichkeit hervor zu suchen. Der Ritter nestelte indeß an seiner goldnen Kette, und wollte zwei Ringe los drehen, um sie mit der Braut wechseln zu können. Diese aber fuhr, es bemerkend, aus ihrem tiefen Sinnen auf, und sprach: „nicht also! Ganz bettelarm haben mich meine Aeltern nicht in die Welt hinein geschickt; vielmehr haben sie gewißlich schon frühe darauf gerechnet, daß ein solcher Abend aufgehen solle." — Damit war sie schnell aus der Thür, und kam gleich darauf mit zwei kostbaren Ringen zurück, deren einen sie ihrem Bräutigam gab, und den andern für sich behielt. Der alte Fischer war ganz erstaunt darüber, und noch mehr die Hausfrau, die eben wieder herein trat, daß Beide diese Kleinodien noch niemals bei dem Kinde gesehen hatten. — „Meine Aeltern," entgegnete Undine, „ließen mir diese Dingerchen in das schöne Kleid nähen, das ich gerade an hatte, da ich zu Euch kam. Sie verboten mir auch, auf irgend eine Weise Jemandem davon zu sagen vor meinem Hochzeitabend. Da habe ich sie denn also stille heraus getrennt, und verborgen gehalten bis heute." — Der Priester unterbrach das weitere Fragen und Verwundern, indem er die geweihten Kerzen anzündete, sie auf einen Tisch stellte, und das Brautpaar sich gegenüber treten hieß. Er gab sie sodann mit kurzen, feierlichen Worten zusammen, die

alten Eheleute seegneten die jungen, und die Braut lehnte sich leise zitternd und nachdenklich an den Ritter. Da sagte der Priester mit einem Male: „ihr Leute seid doch seltsam! Was sagt Ihr mir denn, Ihr wäret die einzigen Menschen hier auf der Insel? Und während der ganzen Trauhandlung sah zu dem Fenster mir gegenüber ein ansehnlicher, langer Mann im weißen Mantel herein. Er muß noch vor der Thüre stehen, wenn ihr ihn etwan mit ins Haus nöthigen wollt." „Gott bewahre!" sagte die Wirthin, zusammen fahrend, der alte Fischer schüttelte schweigend den Kopf, und Huldbrand sprang nach dem Fenster. Es war ihm selbst, als sehe er noch einen weißen Streif, der aber bald im Dunkel gänzlich verschwand. Er redete dem Priester ein, daß er sich durchaus geirrt haben müsse, und man setzte sich vertraulich mitsammen um den Heerd.

---

## Siebentes Kapitel.

### Was sich weiter am Hochzeitabend begab.

Gar sittig und still hatte sich Undine vor und während der Trauung bewiesen, nun aber war es, als schäumten alle die wunderlichen Grillen, welche in ihr haus'ten, um so dreister und kecklicher auf der Oberfläche hervor. Sie neckte Bräutigam und Pflegeältern und selbst den noch kaum so hoch verehrten Priester mit allerhand kindischen Streichen, und als die Wirthin etwas dagegen sagen wollte, brachten diese ein paar ernste Worte des Ritters, worin er Undinen mit großer Bedeutsamkeit seine Hausfrau nannte, zum Schweigen. Ihm selbst indessen, dem Ritter, gefiel Undine's kindisches Bezeigen eben so wenig; aber da half kein Winken und kein Räuspern und keine tadelnde Rede. So oft die Braut ihres Lieblings Unzufriedenheit merkte, — und das geschah einige Mal, — ward sie freilich stiller, setzte sich neben ihn, streichelte ihn, flüsterte ihm lächelnd etwas in das Ohr, und glättete so die aufsteigenden Falten seiner Stirn. Aber gleich darauf riß sie irgend ein toller Einfall wieder in das gaukelnde Treiben hinein, und es ging nur ärger, als zuvor. Da sagte der Priester sehr ernsthaft und

sehr freundlich: „mein anmuthiges junges Mägdlein, man kann Euch zwar nicht ohne Ergötzen ansehen, aber denkt darauf, Eure Seele bei Zeiten so zu stimmen, daß sie immer die Harmonie zu der Seele Eures angetrauten Bräutigams anklingen lasse.“ „Seele!“ lachte ihn Undine an; „das klingt recht hübsch, und mag auch für die mehrsten Leute eine gar erbauliche und nutzreiche Regel sein. Aber wenn nun Eins gar keine Seele hat, bitt' Euch, was soll es denn da stimmen? Und so geht es mir.“ — Der Priester schwieg tiefverletzt, im frommen Zürnen, und kehrte sein Antlitz wehmüthig von dem Mädchen ab. Sie aber ging schmeichelnd auf ihn zu, und sagte: „nein, hört doch erst ordentlich, eh' Ihr böse aussieht, denn Euer Böseaussehen thut mir weh und Ihr müßt doch keiner Creatur weh thun, die Euch ihrer Seits nichts zu Leide gethan hat. Zeigt Euch nur duldsam gegen mich, und ich will's Euch ordentlich sagen, wie ich's meine.“

Man sah, sie stellte sich in Bereitschaft, etwas recht Ausführliches zu erzählen, aber plötzlich stockte sie, wie von einem innern Schauer ergriffen, und brach in einen reichen Strom der wehmüthigsten Thränen aus. Sie wußten Alle nicht mehr, was sie recht aus ihr machen sollten, und starrten sie in unterschiedlichen Besorgnissen schweigend an. Da sagte sie endlich, sich ihre Thränen abtrocknend, und den Priester ernsthaft ansehend: „es muß etwas Liebes, aber auch etwas höchst Furchtbares, um eine Seele sein. Um

Gott, mein frommer Mann, wär' es nicht besser, man würde ihrer nie theilhaftig?" Sie schwieg wieder still, wie auf Antwort wartend, ihre Thränen waren gehemmt. Alle in der Hütte hatten sich von ihren Sitzen erhoben, und traten schaudernd vor ihr zurück. Sie aber schien nur für den Geistlichen Augen zu haben, auf ihren Zügen malte sich der Ausdruck einer fürchtenden Neubegier, die eben deshalb den Andern höchst furchtbar vorkam. — „Schwer muß die Seele lasten," fuhr sie fort, da ihr noch Niemand antwortete, „sehr schwer! Denn schon ihr annahendes Bild überschattet mich mit Angst und Trauer. Und ach, ich war so leicht, so lustig sonst!' — Und in einen erneuten Thränenstrom brach sie aus, und schlug das Gewand vor ihrem Antlitze zusammen. Da trat der Priester, ernsten Ansehens, auf sie zu, und sprach sie an, und beschwur sie bei den heiligsten Namen, sie solle die lichte Hülle abwerfen, falls etwas Böses in ihr sei. Sie aber sank vor ihm in die Knie, alles Fromme wiederholend, was er sprach, und Gott lobend, und betheuernd, sie meine es gut mit der ganzen Welt. Da sagte endlich der Priester zum Ritter: „Herr Bräutigam, ich lasse Euch allein mit der, die ich Euch angetraut habe. Soviel ich ergründen kann, ist nichts Uebles an ihr, wohl aber des Wundersamen viel. Ich empfehle Euch Vorsicht, Liebe und Treue." — Damit ging er hinaus, die Fischersleute folgten ihm, sich bekreuzend.

Undine war auf die Knie gesunken, sie entschleierte ihr Angesicht, und sagte, scheu nach Huldbranden um-

blickend: „ach, nun willst Du mich gewiß nicht behalten; und hab' ich doch nichts Böses gethan, ich armes, armes Kind!" — Sie sah dabei so unendlich anmuthig und rührend aus, daß ihr Bräutigam alles Grauens und aller Räthselhaftigkeit vergaß, zu ihr hineilend, und sie in seinen Armen empor richtend. Da lächelte sie durch ihre Thränen; es war, als wenn das Morgenroth auf kleinen Bächen spielt. — „Du kannst nicht von mir lassen!" flüsterte sie vertraulich und sicher, und streichelte mit den zarten Händchen des Ritters Wangen. Dieser wandte sich darüber von den furchtbaren Gedanken ab, die noch im Hintergrunde seiner Seele lauerten, und ihm einreden wollten, er sei an eine Fey, oder sonst ein böslich neckendes Wesen der Geisterwelt, angetraut; nur noch die einzige Frage ging fast unversehens über seine Lippen: „liebes Undinchen, sage mir doch das Eine, was war es, daß Du von Erdgeistern sprachst, da der Priester an die Thür klopfte, und von Kühleborn?" „Mährchen! Kindermährchen!" sagte Undine lachend, und ganz wieder in ihrer gewohnten Lustigkeit. „Erst hab' ich Euch damit bange gemacht, am Ende habt Ihr's mich. Das ist das Ende vom Liede und vom ganzen Hochzeitabend." „Nein, das ist es nicht," sagte der von Liebe berauschte Ritter, löschte die Kerzen, und trug seine schöne Geliebte unter tausend Küssen, vom Monde, der hell durch die Fenster herein sah, anmuthig beleuchtet, zu der Brautkammer hinein.

---

## Achtes Kapitel.

### Der Tag nach der Hochzeit.

Ein frisches Morgenlicht weckte die jungen Eheleute. Undine verbarg sich schaamhaft unter ihre Decken und Huldbrand lag still sinnend vor sich hin. So oft er in der Nacht eingeschlafen war, hatten ihn wunderlich grausende Träume verstört von Gespenstern, die sich heimlich grinsend in schöne Frauen zu verkleiden strebten, von schönen Frauen, die mit einem Male Drachen-Angesichter bekamen. Und wenn er von den häßlichen Gebilden in die Höhe fuhr, stand das Mondenlicht bleich und kalt draußen vor den Fenstern; entsetzt blickte er nach Undinen, an deren Busen er eingeschlafen war, und die in unverwandelter Schönheit und Anmuth neben ihm ruhte. Dann drückte er einen leichten Kuß auf die rosigen Lippen, und schlief wieder ein, um von neuen Schrecken erweckt zu werden. Nachdem er sich nun alles dieses recht im vollen Wachen überlegt hatte, schalt er sich selbst über jedweden Zweifel aus, der ihn an seiner schönen Frau hatte irre machen können. Er bat ihr auch sein Unrecht mit klaren Worten ab, sie aber reichte ihm nur die schöne Hand, seufzte aus tiefem Herzen, und blieb still.

Aber ein unendlich inniger Blick aus ihren Augen, wie er ihn noch nie gesehen hatte, ließ ihm keinen Zweifel, daß Undine von keinem Unwillen gegen ihn wisse. Er stand dann heiter auf, und ging zu den Hausgenossen in das gemeinsame Zimmer vor. Die Drei saßen mit besorglichen Mienen um den Heerd, ohne daß sich Einer getraut hätte, seine Worte laut werden zu lassen. Es sah aus, als bete der Priester in seinem Innern um Abwendung alles Uebels. Da man nun aber den jungen Ehemann so vergnügt hervor gehen sah, glätteten sich auch die Falten in den übrigen Angesichtern; ja, der alte Fischer fing an, mit dem Ritter zu scherzen, auf eine recht sittige, ehrbare Weise, so daß selbst die alte Hausfrau ganz freundlich dazu lächelte. Darüber war endlich Undine auch fertig geworden, und trat nun in die Thür; Alle wollten ihr entgegen gehen, und Alle blieben voll Verwunderung stehen, so fremd kam ihnen die junge Frau vor, und doch so wohlbekannt. Der Priester schritt zuerst mit Vaterliebe in den leuchtenden Blicken auf sie zu, und wie er die Hand zum Seegnen empor hob, sank das schöne Weib andächtig schauernd vor ihm in die Knie. Sie bat ihn darauf mit einigen freundlich demüthigen Worten wegen des Thörichten, das sie gestern gesprochen haben möge, um Verzeihung, und ersuchte ihn mit sehr bewegtem Tone, daß er für das Heil ihrer Seele beten wolle. Dann erhob sie sich, küßte ihre Pflegeältern, und sagte, für alles genossene Gute dankend: „o jetzt fühle ich es im innersten Herzen, wie viel, wie unendlich viel, Ihr für mich ge-

than habt, Ihr lieben, lieben Leute!" — Sie konnte erst gar nicht wieder von ihren Liebkosungen abbrechen, aber kaum gewahrte sie, daß die Hausfrau nach dem Frühstücke hinsah, so stand sie auch bereits am Heerde, kochte und ordnete an, und litt nicht, daß die gute alte Mutter auch nur die geringste Mühwaltung über sich nahm.

Sie blieb den ganzen Tag lang so; still, freundlich und achtsam, ein Hausmütterlein und ein zart verschämtes, jungfräuliches, Wesen zugleich. Die Drei, welche sich schon länger kannten, dachten in jedem Augenblick irgend ein wunderliches Wechselspiel ihres launischen Sinnes hervor brechen zu sehen. Aber sie warteten vergebens darauf. Undine blieb engelmild und sanft. Der Priester konnte seine Augen gar nicht von ihr wegwenden, und sagte mehrere Male zum Bräutigam: „Herr, einen Schatz hat Euch gestern die himmlische Güte durch mich Unwürdigen anvertraut; wahrt ihn, wie es sich gebührt, so wird er Euer ewiges und zeitliches Heil befördern."

Gegen Abend hing sich Undine mit demüthiger Zärtlichkeit an des Ritters Arm, und zog ihn sanft vor die Thür hinaus, wo die sinkende Sonne anmuthig über den frischen Gräsern und um die hohen, schlanken Baumstämme leuchtete. In den Augen der jungen Frau schwamm es, wie Thau der Wehmuth und der Liebe, auf ihren Lippen schwebte es, wie ein zartes, besorgliches Geheimniß, das sich aber nur in kaum vernehmlichen Seufzern kund gab. Sie führte

ihren Liebling schweigend immer weiter mit sich fort; was er sagte, beantwortete sie nur mit Blicken, in denen zwar keine unmittelbare Auskunft auf seine Fragen, wohl aber ein ganzer Himmel der Liebe und schüchternen Ergebenheit lag. So gelangte sie an das Ufer des übergetretenen Waldstroms, und der Ritter erstaunte, diesen in leisen Wellen verrinnend dahin rieseln zu sehen, so daß keine Spur seiner vorigen Wildheit und Fülle mehr anzutreffen war. — „Bis morgen wird er ganz versiegt sein," sagte die schöne Frau weinerlich, „und Du kannst dann ohne Widerspruch reisen, wohinaus Du willst." „Nicht ohne Dich, Undinchen," entgegnete der lachende Ritter; „denke doch, wenn ich auch Lust hätte, auszureisen, so müßte ja Kirche und Geistlichkeit und Kaiser und Reich d'rein schlagen, und Dir den Flüchtling wiederbringen." „Kommt Alles auf Dich an, kommt Alles auf Dich an;" flüsterte die Kleine, halb weinend, halb lächelnd. „Ich denke aber doch, Du wirst mich wohl behalten; ich bin Dir ja gar zu innig gut. Trage mich nun hinüber auf die kleine Insel, die vor uns liegt. Da soll sich's entscheiden. Ich könnte wohl leichtlich selbst durch die Wellchen schlüpfen, aber in Deinen Armen ruht sich's so gut, und verstößest Du mich, so hab' ich doch noch zum letzten Male anmuthig darin geruht." — Huldbrand, voll von einer seltsamen Bangigkeit und Rührung, wußte ihr nichts zu erwiedern. Er nahm sie in seine Arme, und trug sie hinüber, sich nun erst besinnend, daß es dieselbe kleine Insel war, von wo er sie in jener ersten Nacht dem alten Fischer

zurück getragen hatte. Jenseits ließ er sie in das weiche Gras nieder, und wollte sich schmeichelnd neben seine schöne Bürde setzen; sie aber sagte: „nein dorthin, mir gegenüber. Ich will in Deinen Augen lesen, noch ehe Deine Lippen sprechen. Höre nun recht achtsam zu, was ich Dir erzählen will.“ Und sie begann:

„Du sollst wissen, mein süßer Liebling, daß es in den Elementen Wesen giebt, die fast aussehen, wie Ihr, und sich doch nur selten vor Euch blicken lassen. In den Flammen glitzern und spielen die wunderlichen Salamander, in der Erden tief hausen die dürren tückischen Gnomen, durch die Wälder streifen die Waldleute, die der Luft angehören, und in den Seen und Strömen und Bächen lebt der Wassergeister ausgebreitetes Geschlecht. In klingenden Krystallgewölben, durch die der Himmel mit Sonn' und Sternen herein sieht, wohnt sich's schön; hohe Korallenbäume mit blau und rothen Früchten leuchten in den Gärten; über reinlichen Meeressand wandelt man, und über schöne, bunte Muscheln, und was die alte Welt des also Schönen besaß, daß die heutige nicht mehr sich dran zu freuen würdig ist, das überzogen die Fluthen mit ihren heimlichen Silberschleiern, und unten prangen nun die edlen Denkmale, hoch und ernst, und anmuthig bethaut vom liebenden Gewässer, das aus ihnen schöne Moosblumen und kränzende Schilfbüschel hervor lockt. Die aber dorten wohnen, sind gar hold und lieblich anzuschauen, meist schöner als die Menschen sind. Manch einem Fischer ward es schon so

gut, ein zartes Wasserweib zu belauschen, wie sie über die Fluthen hervor stieg und sang. Der erzählte dann von ihrer Schöne weiter, und solche wundersame Frauen werden vón den Menschen Undinen genannt. Du aber siehst jetzt wirklich eine Undine, lieber Freund."

Der Ritter wollte sich einreden, seiner schönen Frau sei irgend eine ihrer seltsamen Launen wach geworden, und sie finde ihre Lust daran, ihn mit bunt erdachten Geschichten zu necken. Aber so sehr er sich dies auch vorsagte, konnte er doch keinen Augenblick daran glauben; ein seltsamer Schauder zog durch sein Innres; unfähig ein Wort hervorzubringen, starrte er unverwandten Auges die holde Erzählerin an. Diese schüttelte betrübt den Kopf, seufzte aus vollem Herzen, und fuhr alsdann folgendermaßen fort:

„Wir wären weit besser daran, als Ihr andern Menschen; — denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn der Bildung und dem Leibe nach sind; — aber es ist ein gar Uebles dabei. Wir und unsres Gleichen in den andern Elementen, wir zerstieben und vergehen mit Geist und Leib, daß keine Spur von uns rückbleibt, und wenn Ihr Andern dermaleinst zu einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk' und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seelen; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, so lange wir leben, zerstäubt uns immer, so bald wir sterben, und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie es

die Nachtigallen und Goldfischlein und andre hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind. Aber Alles will höher, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst im Mittelländischen Meere ist, seine einzige Tochter solle einer Seele theilhaftig werden, und müsse sie darüber auch viele Leiden der beseelten Leute bestehen. Eine Seele aber kann unsers Gleichen nur durch den innigsten Verein der Liebe mit Einem Eures Geschlechtes gewinnen. Nun bin ich beseelt, Dir dank' ich die Seele, o Du unaussprechlich Geliebter, und Dir werd' ich es danken, wenn Du mich auch mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn Du mich scheuest und mich verstößest? Durch Trug aber mogt' ich Dich nicht behalten. Und willst Du mich verstoßen, so thu es nun, so geh allein ans Ufer zurück. Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Oheim ist, und hier im Walde sein wunderliches Einsiedlerleben, von den übrigen Freunden entfernet, führt. Er ist aber mächtig und vielen großen Strömen werth und theuer, und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Aeltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau.

Sie wollte noch mehr sagen, aber Huldbrand umfaßte sie, voll der innigsten Rührung und Liebe, und trug sie wieder ans Ufer zurück. Hier erst schwur er unter Thränen und Küssen, sein holdes Weib niemals zu verlassen, und pries sich glücklicher, als den

Griechischen Bildner Pygmalion, welchem Frau Venus seinen schönen Stein zur Geliebten belebt habe. Im süßen Vertrauen wandelte Undine an seinem Arme nach der Hütte zurück, und empfand nun erst von ganzem Herzen, wie wenig sie die verlassenen Krystallpaläste ihres wundersamen Vaters bedauern dürfe.

---

# Neuntes Kapitel.

## Wie der Ritter seine junge Frau mit sich führte.

Als Huldbrand am andern Morgen vom Schlaf erwachte, fehlte seine schöne Genossin an seiner Seiten, und er fing schon an, wieder den wunderlichen Gedanken nachzuhängen, die ihm seine Ehe und die reizende Undine selbst als ein flüchtiges Blendwerk und Gaukelspiel vorstellen wollten. Aber da trat sie eben zur Thür herein, küßte ihn, setzte sich zu ihm aufs Bett, und sagte: „ich bin etwas früh hinaus gewesen, um zu sehen, ob der Oheim Wort halte. Er hat schon alle Fluthen wieder in sein stilles Bett zurück gelenkt, und rinnt nun nach wie vor einsiedlerisch und sinnend durch den Wald. Seine Freunde in Wasser und Luft haben sich auch zur Ruhe gegeben; es wird wieder Alles ordentlich und ruhig in diesen Gegenden zugehen, und Du kannst trocknen Fußes heimreisen, sobald Du willst." — Es war Huldbranden zu Muthe, als träumte er wachend fort, so wenig konnte er sich in die seltsame Verwandtschaft seiner Frau finden. Dennoch ließ er sich nichts merken, und die unendliche Anmuth des holden Weibes wiegte auch bald jedwede unheimliche Ahnung zur Ruhe. — Als er nach einer

Weile mit ihr vor der Thür stand, und die grünende Seespitze mit ihren klaren Wassergränzen überschaute, ward es ihm so wohl in dieser Wiege seiner Liebe, daß er sagte: „was sollen wir denn auch heute schon reisen? Wir finden wohl keine vergnügtern Tage in der Welt haußen, als wir sie an diesem heimlichen Schutzörtlein verlebten. Laß uns immer noch zwei oder drei Mal die Sonne hier untergehen sehen." — „Wie mein Herr es gebeut," entgegnete Undine in freundlicher Demuth. „Es ist nur, daß sich die alten Leute ohnehin schon mit Schmerzen von mir trennen werden, und wenn sie nun erst die treue Seele in mir spüren, und wie ich jetzt innig lieben und ehren kann, bricht ihnen wohl gar vor vielen Thränen das schwache Augenlicht. Noch halten sie meine Stille und Frömmigkeit für nichts Besseres, als es sonst in mir bedeutete, für die Ruhe des See's, wenn eben die Luft still ist; und sie werden sich nun eben so gut einem Bäumchen oder Blümlein befreunden lernen, als mir. Laß mich ihnen dies neugeschenkte, von Liebe wallende, Herz nicht kund geben, in Augenblicken, wo sie es für diese Erde verlieren sollen, und wie könnt' ich es bergen, blieben wir länger zusammen?" —

Huldbrand gab ihr Recht; er ging zu den Alten, und besprach die Reise mit ihnen, die noch in dieser Stunde vor sich gehen sollte. Der Priester bot sich den beiden jungen Eheleuten zum Begleiter an, er und der Ritter hoben nach kurzem Abschied die schöne

Frau aufs Pferd, und schritten mit ihr über das ausgetrocknete Bette des Waldstroms eilig dem Forste zu. Undine weinte still, aber bitterlich, die alten Leute klagten ihr laut nach. Es schien, als sei diesen eine Ahnung aufgegangen von dem, was sie eben jetzt an der holden Pflegetochter verloren.

Die drei Reisenden waren schweigend in die dichtesten Schatten des Waldes gelangt. Es mogte hübsch anzusehen sein, in dem grünen Blättersaal, wie die schöne Frauengestalt auf dem edlen, zierlich geschmückten Pferde saß, und von einer Seite der ehrwürdige Priester in seiner weißen Ordenstracht, von der andern der blühende junge Ritter in bunten hellen Kleidern, mit seinem prächtigen Schwerdte umgürtet, achtsam beiher schritten. Huldbrand hatte nur Augen für sein holdes Weib; Undine, die ihre lieben Thränen getrocknet hatte, nur Augen für ihn, und sie geriethen bald in ein stilles, lautloses Gespräch mit Blicken und Winken, aus dem sie erst spät durch ein leises Reden erweckt wurden, welches der Priester mit einem vierten Reisegesellschafter hielt, der indeß unbemerkt zu ihnen gekommen war.

Er trug ein weißes Kleid, fast wie des Priesters Ordenshabit, nur daß ihm die Kappe ganz tief ins Gesicht hereinhing, und das Ganze in so weiten Falten um ihn herflog, daß er alle Augenblicke mit Aufraffen und über den Arm schlagen oder sonst dergleichen Anordnungen zu thun hatte, ohne daß er doch

dadurch im geringsten im Gehen behindert schien. Als die jungen Eheleute seiner gewahr wurden, sagte er eben: „und so wohn' ich denn schon seit vielen Jahren hier im Walde, mein ehrwürdiger Herr, ohne daß man mich Eurem Sinne nach einen Eremiten nennen könnte. Denn wie gesagt, von Buße weiß ich nichts, und glaube sie auch nicht sonderlich zu bedürfen. Ich habe nur deswegen den Wald so lieb, weil es sich auf eine ganz eigne Weise hübsch ausnimmt und mir Spaß macht, wenn ich in meinen flatternden weißen Kleidern durch die finstern Schatten und Blätter hingehe, und dann bisweilen ein süßer Sonnenstrahl unvermuthet auf mich herunter blitzt." „Ihr seid ein höchst seltsamer Mann," entgegnete der Priester, „und ich mögte wohl nähere Kunde von Euch haben." „Und wer seid Ihr denn, von Einem aufs Andre zu kommen?" fragte der Fremde. „Sie nennen mich den Pater Heilmann," sprach der Geistliche, „und ich komme aus Kloster Mariagruß von jenseit des See's." „So, so;" antwortete der Fremde. „Ich heiße Kühleborn, und wenn es auf Höflichkeit ankommt, könnte man mich auch wohl eben so gut Herr von Kühleborn betiteln, oder Freiherr von Kühleborn; denn frei bin ich, wie der Vogel im Walde, und wohl noch ein Bischen drüber. Zum Exempel, jetzt hab' ich der jungen Frau dorten etwas zu erzählen." Und ehe man sich's versah, war er auf der andern Seite des Priesters, dicht neben Undinen, und reckte sich hoch in die Höhe, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie aber wandte sich erschrocken ab, sagend:

„ich habe nichts mit Euch mehr zu schaffen." „Hoho," lachte der Fremde, „was für eine ungeheuer vornehme Heirath habt Ihr denn gethan, daß Ihr Eure Verwandten nicht mehr kennt? Wißt Ihr denn nicht vom Oheim Kühleborn, der Euch auf seinem Rücken so treu in diese Gegend trug?" „Ich bitte Euch aber," entgegnete Undine, „daß Ihr Euch nicht wieder vor mir sehen laßt. Jetzt fürcht' ich Euch; und soll mein Mann mich scheuen lernen, wenn Er mich in so seltsamer Gesellschaft und Verwandtschaft sieht?" „Nichtchen," sagte Kühleborn, „Ihr müßt nicht vergessen, daß ich hier zum Geleiter bei Euch bin; die spukenden Erdgeister mögten sonst dummen Spaß mit Euch treiben. Laßt mich also doch immer ruhig mitgehen; der alte Priester dort wußte sich übrigens meiner besser zu erinnern, als Ihr es zu thun scheint, denn er versicherte vorhin, ich käme ihm sehr bekannt vor und ich müsse wohl mit im Nachen gewesen sein, aus dem er ins Wasser fiel. Das war ich auch freilich, denn ich war just die Wasserhose, die ihn herausriß, und schwemmt' ihn hernach zu Deiner Trauung vollends ans Land."

Undine und der Ritter sahen nach Pater Heilmann; der aber schien in einem wandelnden Traume fortzugehen, und von Allem, was gesprochen ward, nichts mehr zu vernehmen. Da sagte Undine zu Kühleborn: „ich sehe dort schon das Ende des Waldes. Wir brauchen Eurer Hülfe nicht mehr, und nichts macht uns Grauen als Ihr. Drum bitt' Euch in

Lieb' und Güte, verschwindet, und laßt uns in Frieden ziehen." Darüber schien Kühleborn unwillig zu werden: er zog ein häßliches Gesicht, und grins'te Undinen an, die laut aufschrie, und ihren Freund zu Hülfe rief. Wie ein Blitz war der Ritter um das Pferd herum, und schwang die scharfe Klinge gegen Kühleborn's Haupt. Aber er hieb in einen Wasserfall, der von einer hohen Klippe neben ihnen herabschäumte, und sie plötzlich mit einem Geplätscher, das beinahe wie Lachen klang, übergoß, und bis auf die Haut durchnetzte. Der Priester sagte, wie plötzlich erwachend: „das hab' ich lange gedacht, weil der Bach so dicht auf der Anhöhe neben uns herlief. Anfangs wollt' es mir gar vorkommen, als wär' er ein Mensch und könne sprechen." In Huldbrand's Ohr rauschte der Wasserfall ganz vernehmlich diese Worte: „rascher Ritter, rüst'ger Ritter, ich zürne nicht, ich zanke nicht; schirm' nur Dein reizend Weiblein stets so gut, Du Ritter rüstig, Du rasches Blut!"

Nach wenigen Schritten waren sie im Freien. Die Reichsstadt lag glänzend vor ihnen, und die Abendsonne, welche deren Thürme vergoldete, trocknete freundlich die Kleider der durchnäßten Wandrer.

## Zehntes Kapitel.

### Wie sie in der Stadt lebten.

Daß der junge Ritter Huldbrand von Ringstetten so plötzlich vermißt worden war, hatte großes Aufsehen in der Reichsstadt erregt, und Bekümmerniß bei den Leuten, die ihn allesammt wegen seiner Gewandtheit bei Turnier und Tanz, wie auch wegen seiner milden, freundlichen Sitten liebgewonnen hatten. Seine Diener wollten nicht ohne ihren Herrn von dem Orte wieder weg, ohne daß doch Einer den Muth gefaßt hätte, ihm in die Schatten des gefürchteten Forstes nach zu reiten. Sie blieben also in ihrer Herberge, unthätig hoffend, wie es die Menschen zu thun pflegen, und durch ihre Klagen das Andenken des Verlornen lebendig erhalten. Wie nun bald darauf die großen Unwetter und Ueberschwemmungen merkbarer wurden, zweifelte man um so minder an dem gewissen Untergange des schönen Fremden, den auch Bertalda ganz unverholen betrauerte, und sich selbst verwünschte, daß sie ihn zu dem unseeligen Ritte nach dem Walde gelockt habe. Ihre herzoglichen Pflegeältern waren gekommen, sie abzuholen, aber Bertalda bewog sie, mit ihr zu bleiben, bis man gewisse Nachricht von

Huldbrand's Leben oder Tod einziehe. Sie suchte verschiedne junge Ritter, die emsig um sie warben, zu bewegen, daß sie dem edlen Abenteurer in den Forst nachziehen mögten. Aber ihre Hand mogte sie nicht zum Preise des Wagestücks ausstellen, weil sie vielleicht noch immer hoffte, dem Wiederkehrenden angehören zu können, und um Handschuh oder Band, oder auch selbst um einen Kuß, wollte niemand sein Leben daran setzen, einen so gar gefährlichen Nebenbuhler zurück zu holen.

Nun, da Huldbrand unerwartet und plötzlich erschien, freuten sich Diener und Stadtbewohner, und überhaupt fast alle Leute, nur Bertalda eben nicht, denn wenn es den Andern auch ganz lieb war, daß er eine so wunderschöne Frau mitbrachte, und den Pater Heilmann als Zeugen der Trauung, so konnte doch Bertalda nicht anders als sich deshalb betrüben. Erstlich hatte sie den jungen Rittersmann wirklich von ganzer Seele liebgewonnen, und dann war durch ihre Trauer über sein Wegbleiben den Augen der Menschen weit mehr davon kund geworden, als sich nun eben schicken wollte. Sie that deswegen aber doch immer, als ein kluges Weib, fand sich in die Umstände, und lebte aufs allerfreundlichste mit Undinen, die man in der ganzen Stadt für eine Prinzessin hielt, welche Huldbrand im Walde von irgend einem bösen Zauber erlös't habe. Wenn man sie selbst oder ihren Eheherrn darüber befragte, wußten sie zu schweigen, oder geschickt auszuweichen, des Vater Heilmann Lip-

pen waren für jedes eitle Geschwätz versiegelt, und ohnehin war er gleich nach Huldbrand's Ankunft wieder in sein Kloster zurück gegangen, so daß sich die Leute mit ihren seltsamen Muthmaßungen behelfen mußten, und auch selbst Bertalda nicht mehr, als jeder Andre von der Wahrheit erfuhr.

Undine gewann übrigens dies anmuthige Mädchen mit jedem Tage lieber. „Wir müssen uns einander schon eher gekannt haben," pflegte sie ihr öfters zu sagen, „oder es muß sonst irgend eine wundersame Beziehung unter uns geben, denn so ganz ohne Ursache, versteht mich, ohne tiefe, geheime Ursache, gewinnt man ein Andres nicht so lieb, als ich Euch gleich vom ersten Anblicke her gewann." Und auch Bertalda konnte sich nicht ableugnen, daß sie einen Zug der Vertraulichkeit und Liebe zu Undinen empfinde, wie sehr sie übrigens meinte, Ursache zu den bittersten Klagen über diese glückliche Nebenbuhlerin zu haben. In dieser gegenseitigen Neigung wußte die Eine bei ihren Pflegeältern, die Andre bei ihrem Ehegatten, den Tag der Abreise weiter und weiter hinaus zu schieben; ja, es war schon die Rede davon gewesen, Bertalda solle Undinen auf einige Zeit nach Burg Ringstetten an die Quellen der Donau begleiten.

Sie sprachen auch einmal eines schönen Abends davon, als sie eben bei Sternenschein auf dem mit hohen Bäumen eingefaßten Markte der Reichsstadt

umher wandelten. Die beiden jungen Eheleute hatten Bertalda'n noch spät zu einem Spaziergange abgeholt, und alle Drei zogen vertraulich unter dem tiefblauen Himmel auf und ab, oftmals in ihren Gesprächen durch die Bewunderung unterbrochen, die sie dem kostbaren Springborn in der Mitte des Platzes, und seinem wundersamen Rauschen und Sprudeln, zollen mußten. Es war ihnen so lieb und heimlich zu Sinn; zwischen die Baumschatten durch stahlen sich die Lichtschimmer der nahen Häuser, ein stilles Gesumse von spielenden Kindern und andern lustwandelnden Menschen wogte um sie her; man war so allein und doch so freundlich in der heitern, lebendigen Welt mitten inne; was bei Tage Schwierigkeit geschienen hatte, das ebnete sich nun wie von selber, und die drei Freunde konnten gar nicht mehr begreifen, warum wegen Bertalda's Mitreise auch nur die geringste Bedenklichkeit habe obwalten mögen. Da kam, als sie eben den Tag ihrer gemeinschaftlichen Abfahrt bestimmen wollten, ein langer Mann von der Mitte des Marktplatzes her auf sie zu gegangen, neigte sich ehrerbietig vor der Gesellschaft, und sagte der jungen Frau etwas ins Ohr. Sie trat, unzufrieden über die Störung und über den Störer, einige Schritte mit dem Fremden zur Seite, und Beide begannen mit einander zu flüstern, es schien in einer fremden Sprache. Huldbrand glaubte den seltsamen Mann zu kennen, und sah so starr auf ihn hin, daß er Bertalda's staunende Fragen weder hörte noch beantwortete. Mit einem Male klopfte Undine freudig in die Hände, und

ließ den Fremden lachend stehen, der sich mit vielen Kopfschütteln und hastigen, unzufriedenen Schritten entfernte, und in den Brunnen hinein stieg. Nun glaubte Huldbrand seiner Sache ganz gewiß zu sein, Bertalda aber fragte: „was wollte Dir denn der Brunnenmeister, liebe Undine?" Die junge Frau lachte heimlich in sich hinein, und erwiederte: „übermorgen, auf Deinen Namenstag sollst Du's erfahren, Du liebliches Kind." Und weiter war nichts aus ihr heraus zu bringen. Sie lud nun Bertalda und durch sie ihre Pflegeältern an dem bestimmten Tage zur Mittagstafel, und man ging bald darauf auseinander.

„Kühleborn?" fragte Huldbrand mit einem geheimen Schauder seine schöne Gattin, als sie von Bertalda Abschied genommen hatten, und nun allein durch die dunkler werdenden Gassen nach Haus gingen." „Ja, er war es," antwortete Undine, „und er wollte mir auch allerhand dummes Zeug vorsprechen! Aber mitten darin hat er mich, ganz gegen seine Absicht, mit einer höchst willkommenen Botschaft erfreut. Willst Du diese nun gleich wissen, mein holder Herr und Gemahl, so brauchst Du nur zu gebieten, und ich spreche mir alles vom Herzen los. Wolltest Du aber Deiner Undine eine recht, recht große Freude gönnen, so ließest Du es bis übermorgen, und hättest dann auch an der Ueberraschung Dein Theil."

Der Ritter gewährte seiner Gattin gern, warum sie so anmuthig bat, und noch im Entschlummern lispelte sie lächelnd vor sich hin: „was sie sich freuen wird, und sich wundern über ihres Brunnenmeisters Botschaft, die liebe, liebe Bertalda!"

---

## Elftes Kapitel.

### Bertalda's Namensfeier.

Die Gesellschaft saß bei Tafel, Bertalda, mit Kleinodien und Blumen, den mannigfachen Geschenken ihrer Pflegeältern und Freunde, geschmückt, wie eine Frühlingsgöttin, oben an, zu ihrer Seiten Undine und Huldbrand. Als das reiche Mahl zu Ende ging, und man den Nachtisch auftrug, blieben die Thüren offen; nach alter guter Sitte in Deutschen Landen, damit auch das Volk zusehen könne, und sich an der Lustigkeit der Herrschaften mit freuen. Bediente trugen Wein und Kuchen unter den Zuschauern herum. Huldbrand und Bertalda warteten mit heimlicher Ungeduld auf die versprochene Erklärung, und verwandten, so sehr es sich thun ließ, kein Auge von Undinen. Aber die schöne Frau blieb noch immer still, und lächelte nur heimlich und innig froh vor sich hin. Wer um ihre gethane Verheißung wußte, konnte sehen, daß sie ihr erquickendes Geheimniß alle Augenblick verrathen wollte, und es doch noch immer in lüsterner Entsagung zurück legte, wie es Kinder bisweilen mit ihren liebsten Leckerbissen thun. Bertalda und Huldbrand theilten dies wonnige Gefühl, in hoffender Bangig-

keit das neue Glück erwartend, welches von ihrer Freundin Lippen auf sie hernieder thauen sollte. Da baten verschiedne von der Gesellschaft Undinen um ein Lied. Es schien ihr gelegen zu kommen, sie ließ sich sogleich ihre Laute bringen, und sang folgende Worte:

„Morgen so hell,
Blumen so bunt,
Gräser so duftig und hoch
An wallenden See's Gestade!
Was zwischen den Gräsern
Schimmert so licht?
Ist's eine Blüthe weiß und groß,
Vom Himmel gefallen in Wiesenschooß?
Ach, ist ein zartes Kind! —
Unbewußt mit Blumen tändelt's,
Faßt nach goldnen Morgenlichtern; —
O woher? Woher, Du Holdes? —
Fern vom unbekannten Strande
Trug es hier der See heran; —
Nein, fasse nicht, Du zartes Leben,
Mit Deiner kleinen Hand herum;
Nicht Hand wird Dir zurück gegeben.
Die Blumen sind so fremd und stumm.
Die wissen wohl sich schön zu schmücken,
Zu duften auch nach Herzenslust,
Doch keine mag Dich an sich drücken,
Fern ist die traute Mutterbrust.
So früh noch an des Lebens Thoren,
Noch Himmelslächeln im Gesicht,
Hast Du das Beste schon verloren,
O armes Kind, und weißt es nicht.
Ein edler Herzog kommt geritten,
Und hemmt vor Dir des Rosses Lauf;
Zu hoher Kunst und reinen Sitten
Zieht er in seiner Burg Dich auf.

Du hast unendlich viel gewonnen,
Du blühst, die Schönst' im ganzen Land,
Doch ach! die allerbesten Wonnen
Ließ'st Du am unbekannten Strand."

Undine senkte mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Laute; die Augen der herzoglichen Pflegeältern Bertalda's standen voller Thränen. „So war es am Morgen, wo ich Dich fand, Du arme, holde Waise," sagte der Herzog tief bewegt; „die schöne Sängerin hat wohl recht; das Beste haben wir Dir dennoch nicht zu geben vermogt." —

„Wir müssen aber auch hören, wie es den armen Aeltern ergangen ist," sagte Undine, schlug die Saiten, und sang:

„Mutter geht durch ihre Kammern,
Räumt die Schränke ein und aus,
Sucht, und weiß nicht was, mit Jammern,
Findet nichts, als leeres Haus.

Leeres Haus! O Wort der Klage,
Dem, der einst ein holdes Kind
Drin gegängelt hat am Tage,
Drin gewiegt in Nächten lind.

Wieder grünen wohl die Buchen,
Wieder kommt der Sonne Licht,
Aber, Mutter, laß Dein Suchen,
Wieder kommt Dein Liebes nicht.

Und wenn Abendlüfte fächeln,
Vater heim zum Heerde kehrt,
Regt sich's fast in ihm, wie Lächeln,
Dran doch gleich die Thräne zehrt.

Vater weiß, in seinen Zimmern
Findet er die Todesruh,
Hört nur bleicher Mutter Wimmern,
Und kein Kindlein lacht ihm zu."

„O, um Gott, Undine, wo sind meine Aeltern?" rief die weinende Bertalda. „Du weißt es gewiß, Du hast es erfahren, Du wundersame Frau, denn sonst hättest Du mir das Herz nicht so zerrissen. Sind sie vielleicht schon hier? Wär' es?" — Ihr Auge durchflog die glänzende Gesellschaft, und weilte auf einer regierenden Herrin, die ihrem Pflegevater zunächst saß. Da beugte sich Undine nach der Thür zurück, ihre Augen flossen in der süßesten Rührung über. „Wo sind denn die armen, harrenden Aeltern?" fragte sie; und der alte Fischer mit seiner Frau wankten aus dem Haufen der Zuschauer vor. Ihre Augen hingen fragend bald an Undinen, bald an dem schönen Fräulein, das ihre Tochter sein sollte. „Sie ist es!" stammelte die entzückte Geberin, und die zwei alten Leute hingen laut weinend und Gott preisend an dem Halse der Wiedergefundnen.

Aber entsetzt und zürnend riß sich Bertalda aus ihrer Umarmung los. Es war zu viel für dieses stolze Gemüth, eine solche Wiedererkennung, in dem Augenblicke, wo sie fest gemeint hatte, ihren bisherigen Glanz noch zu steigern, und die Hoffnung Thronhimmel und Kronen über ihr Haupt herunter regnen ließ. Es kam ihr vor, als habe ihre Nebenbuhlerin dies Alles ersonnen, um sie nur recht ausgesucht vor Huldbranden

und aller Welt zu demüthigen. Sie schalt Undinen, sie schalt die beiden Alten; die häßlichen Worte: „Betrügerin und erkauftes Volk!" rissen sich von ihren Lippen. Da sagte die alte Fischerfrau nur ganz leise vor sich hin: „ach Gott, sie ist ein böses Weibsbild geworden; und dennoch fühl' ich's im Herzen, daß sie von mir geboren ist." Der alte Fischer aber hatte seine Hände gefaltet, und betete still, daß die hier seine Tochter nicht sein möge. — Undine wankte todesbleich von den Aeltern zu Bertalda, von Bertalda zu den Aeltern, plötzlich aus all den Himmeln, die sie sich geträumt hatte, in eine Angst und ein Entsetzen gestürzt, das ihr bisher auch nicht im Traume kund geworden war. „Hast Du denn eine Seele? Hast Du denn wirklich eine Seele, Bertalda?" schrie sie einige Male in ihre zürnende Freundin hinein, als wolle sie sie aus einem plötzlichen Wahnsinn oder einem toll machenden Nachtgesichte gewaltsam zur Besinnung bringen. Als aber Bertalda nur immer noch ungestümer wüthete, als die verstoßenen Aeltern laut zu heulen anfingen, und die Gesellschaft sich streitend und eifernd in verschiedne Parten theilte, erbat sie sich mit einem Male so würdig und ernst die Freiheit, in den Zimmern ihres Mannes zu reden, daß Alles um sie her, wie auf einen Wink, stille ward. Sie trat darauf an das obere Ende des Tisches, wo Bertalda gesessen hatte, demüthig und stolz, und sprach, während sich aller Augen unverwandt auf sie richteten, folgendergestalt:

„Ihr Leute, die Ihr so feindlich aussehn und so zerstört, und mir mein liebes Fest so grimm zerreißt, ach Gott, ich wußte von Euren thörichten Sitten und Eurer harten Sinnesweise nichts, und werde mich wohl mein Lebelang nicht drein finden. Daß ich Alles verkehrt angefangen habe, liegt nicht an mir; glaubt nur, es liegt einzig an Euch, so wenig es Euch auch danach aussehen mag. Ich habe Euch auch deshalb nur wenig zu sagen, aber das Eine muß gesagt sein: ich habe nicht gelogen. Beweise kann und will ich Euch außer meiner Versicherung nicht geben, aber beschwören will ich es. Mir hat es derselbe gesagt, der Bertalda von ihren Aeltern weg ins Wasser lockte, und sie nachher dem Herzog in seinen Weg auf die grüne Wiese legte."

„Sie ist eine Zauberin," rief Bertalda, „eine Hexe, die mit bösen Geistern Umgang hat! Sie bekennt es ja selbst."

„Das thue ich nicht," sagte Undine, einen ganzen Himmel der Unschuld und Zuversicht in ihren Augen. „Ich bin auch keine Hexe; seht mich nur darauf an."

„So lügt sie, und prahlt," fiel Bertalda ein, „und kann nicht behaupten, daß ich dieser niedern Leute Kind sei. Meine herzoglichen Aeltern, ich bitte Euch, führt mich aus dieser Gesellschaft fort, und aus dieser Stadt, wo man nur darauf ausgeht, mich zu schmähen."

Der alte, ehrsame Herzog aber blieb fest stehen, und seine Gemahlin sagte: „wir müssen durchaus

wissen, woran wir sind. Gott sei vor, daß ich eher nur einen Fuß aus diesem Saale setze." Da näherte sich die alte Fischerin, beugte sich tief vor der Herzogin, und sagte: „Ihr schließt mir das Herz auf, hohe, gottesfürchtige Frau. Ich muß Euch sagen, wenn dieses böse Fräulein meine Tochter ist, trägt sie ein Maal, gleich einem Veilchen, zwischen beiden Schultern, und ein gleiches auf dem Spann ihres linken Fußes. Wenn sie sich nur mit mir aus dem Saale entfernen wollte." „Ich entblöße mich nicht vor der Bäuerin;" sagte Bertalda, ihr stolz den Rücken wendend. — „Aber vor mir doch wohl," entgegnete die Herzogin mit großem Ernst. „Ihr werdet mir in jenes Gemach folgen, Jungfrau, und die gute Alte kommt mit." Die Drei verschwanden, und alle Uebrigen blieben in großer Erwartung schweigend zurück. Nach einer kleinen Weile kamen die Frauen wieder, Bertalda todtenbleich, und die Herzogin sagte: „Recht muß Recht bleiben; deshalb erklär' ich, daß unsre Frau Wirthin vollkommen wahr gesprochen hat." Bertalda ist des Fischers Tochter, und so viel ist, als man hier zu wissen braucht." Das fürstliche Ehepaar ging mit der Pflegetochter fort; auf einen Wink des Herzogs folgte ihnen der Fischer mit seiner Frau. Die andern Gäste entfernten sich schweigend oder heimlich murmelnd, und Undine sank herzlich weinend in Huldbrand's Arme.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Wie sie aus der Reichsstadt abreis'ten.

Dem Herrn von Ringstetten wär' es freilich lieber gewesen, wenn sich Alles an diesem Tage anders gefügt hätte; aber auch so, wie es nun einmal war, konnte es ihm nicht unlieb sein, da sich seine reizende Frau so fromm und gutmüthig und herzlich bewies. — „Wenn ich ihr eine Seele gegeben habe," mußt' er bei sich selber sagen, „gab ich ihr wohl eine bessere, als meine eigne ist;" und nun dachte er einzig darauf, die Weinende zufrieden zu sprechen, und gleich des andern Tages einen Ort mit ihr zu verlassen, der ihr seit diesem Vorfalle zuwider sein mußte. Zwar ist es an dem, daß man sie eben nicht ungleich beurtheilte. Weil man schon früher etwas Wunderbares von ihr erwartete, fiel die seltsame Entdeckung von Bertalda's Herkommen nicht allzu sehr auf, und nur gegen diese war Jedermann, der die Geschichte und ihr stürmisches Betragen dabei erfuhr, übel gesinnt. Davon wußten aber der Ritter und seine Frau noch nichts; außerdem wäre Eins für Undinen so schmerzhaft gewesen, als das Andre, und so hatte man nichts Besseres zu thun, als die Mauern der alten Stadt bald möglichst hinter sich zu lassen.

Mit den ersten Strahlen des Morgens hielt ein zierlicher Wagen für Undinen vor dem Thore der Herberge; Huldbrand's und seiner Knappen Hengste stampften daneben das Pflaster. Der Ritter führte seine schöne Frau aus der Thür, da trat ihnen ein Fischermädchen in den Weg. „Wir brauchen Deine Waare nicht", sagte Huldbrand zu ihr, „wir reisen eben fort." Da fing das Fischermädchen bitterlich an zu weinen, und nun erst sahen die Eheleute, daß es Bertalda war. Sie traten gleich mit ihr in das Gemach zurück, und erfuhren von ihr, der Herzog und die Herzogin seien so erzürnt über ihre gestrige Härte und Heftigkeit, daß sie die Hand gänzlich von ihr abgezogen hätten, nicht ohne ihr jedoch vorher eine reiche Aussteuer zu schenken. Der Fischer sei gleichfalls wohl begabt worden, und habe noch gestern Abends mit seiner Frau wieder den Weg nach der Seespitze eingeschlagen.

„Ich wollte mit ihnen gehen," fuhr sie fort: „aber der alte Fischer, der mein Vater sein soll —"

„Er ist es auch wahrhaftig, Bertalda;" unterbrach sie Undine. „Sieh nur, der, welchen Du für den Brunnenmeister ansahst, erzählte mir's ausführlich. Er wollte mich abreden, daß ich Dich nicht mit nach Burg Ringstetten nehmen sollte, und da fuhr ihm dieses Geheimniß heraus."

„Nun denn," sagte Bertalda, „mein Vater, — wenn es denn so sein soll, — mein Vater sprach: „ich nehme Dich nicht mit, bis Du anders worden bist.

Wage Dich allein durch den verrufenen Wald zu uns hinaus; das soll die Probe sein, ob Du Dir etwas aus uns machst. Aber komm mir nicht, wie ein Fräulein; wie eine Fischerdirne komm;" — da will ich denn thun, wie er gesagt hat, denn von aller Welt bin ich verlassen, und will als ein armes Fischerkind bei den ärmlichen Aeltern einsam leben und sterben. Vor dem Wald graut es mich freilich sehr. Es sollen abscheuliche Gespenster drinnen hausen, und ich bin so furchtsam. Aber was hilft's? — Hierher kam ich nur noch, um bei der edlen Frau von Ringstetten Verzeihung dafür zu erflehen, daß ich mich gestern so ungebührlich erzeigte. Ich fühle wohl, Ihr habt es gut gemeint, holde Dame, aber Ihr wußtet nicht, wie Ihr mich verletzen würdet, und da strömte mir denn in der Angst und Ueberraschung gar manch unsinnig verwegnes Wort über die Lippen. Ach verzeiht, verzeiht! Ich bin ja so unglücklich schon. Denkt nur selbsten, was ich noch gestern in der Frühe war, noch gestern zu Anfang Eures Festes, und was nun heut!" —

Die Worte gingen ihr unter in einem schmerzlichen Thränenstrom, und gleichfalls bitterlich weinend fiel ihr Undine um den Hals. Es dauerte lange, bis die tief gerührte Frau ein Wort hervor bringen konnte; dann aber sagte sie: „Du sollst ja mit uns nach Ringstetten; es soll ja Alles bleiben, wie es früher abgeredet war; nur nenne mich wieder Du, und nicht mehr Dame und edle Frau. Sieh', wir wurden als Kin-

der mit einander vertauscht; da schon verzweigte sich unser Geschick, und wir wollen es fürder so innig verzweigen, daß es keine menschliche Gewalt zu trennen im Stande sein soll. Nur erst mit uns nach Ringstetten. Wie wir als Schwestern mit einander theilen wollen, besprechen wir dort." Bertalda sah scheu nach Huldbrand empor. Ihn jammerte des schönen, bedrängten Mägdleins; er bot ihr die Hand, und redete ihr kosend zu, sich ihm und seiner Gattin anzuvertrauen. „Euren Aeltern," sagte er, „schicken wir Botschaft, warum Ihr nicht gekommen seid;" — und noch Manches wollte er wegen der guten Fischersleute hinzusetzen, aber er sah, wie Bertalda bei deren Erwähnung schmerzhaft zusammen fuhr, und ließ also lieber das Reden davon sein. Aber unter den Arm faßte er sie, hob sie zuerst in den Wagen, Undinen ihr nach, und trabte fröhlich beiher, trieb auch den Fuhrmann so wacker an, daß sie das Gebiet der Reichsstadt und mit ihm alle trüben Erinnerungen in kurzer Zeit überflogen hatten, und nun die Frauen mit besserer Lust durch die schönen Gegenden hinrollten, welche ihr Weg sie entlängst führte.

Nach einigen Tagereisen kamen sie eines schönen Abends auf Burg Ringstetten an. Dem jungen Rittersmann hatten seine Vögte und Mannen viel zu berichten, so daß Undine mit Bertalden allein blieb. Die Beiden ergingen sich auf dem hohen Wall der Veste, und freuten sich an der anmuthigen Landschaft, die sich ringsum durch das geseegnete Schwaben aus-

breitete. Da trat ein langer Mann zu ihnen, der sie höflich grüßte, und der Bertalden beinah vorkam, wie jener Brunnenmeister in der Reichsstadt. Noch unverkennbarer ward ihr die Aehnlichkeit, als Undine ihm unwillig, ja drohend, zurück winkte, und er sich mit eiligen Schritten und schüttelndem Kopfe fortmachte, wie damals, worauf er in einem nahen Gebüsche verschwand. Undine aber sagte: „fürchte Dich nicht, liebes Bertaldchen; diesmal soll Dir der häßliche Brunnenmeister nichts zu Leide thun.“ Und damit erzählte sie ihr die ganze Geschichte ausführlich, und auch wer sie selbst sei, und wie Bertalda von den Fischersleuten weg, Undine aber dahin gekommen war. Die Jungfrau entsetzte sich anfänglich vor diesen Reden; sie glaubte, ihre Freundin sei von einem schnellen Wahnsinn befallen. Aber mehr und mehr überzeugte sie sich, daß Alles wahr sei, an Undine's zusammen hängenden Worten, die zu den bisherigen Begebenheiten so gut paßten, und noch mehr an dem innern Gefühl, mit welchem sich die Wahrheit uns kund zu geben nie ermangelt. Es war ihr seltsam, daß sie nun selbst wie mitten in einem von den Mährchen lebe, die sie sonst nur erzählen gehört. Sie starrte Undinen mit Ehrfurcht an, konnte sich aber eines Schauders, der zwischen sie und ihre Freundin trat, nicht mehr erwehren, und mußte sich beim Abendbrod sehr darüber wundern, wie der Ritter gegen ein Wesen so verliebt und freundlich that, welches ihr seit den letzten Entdeckungen mehr gespenstisch als menschlich vorkam.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Wie sie auf Burg Ringstetten lebten.

Der diese Geschichte aufschreibt, weil sie ihm das Herz bewegt, und weil er wünscht, daß sie auch Andern ein Gleiches thun möge, bittet Dich, lieber Leser, um eine Gunst. Sieh' es ihm nach, wenn er jetzt über einen ziemlich langen Zeitraum mit kurzen Worten hingeht, und Dir nur im Allgemeinen sagt, was sich darin begeben hat. Er weiß wohl, daß man es recht kunstgemäß und Schritt vor Schritt entwickeln könnte, wie Huldbrand's Gemüth begann, sich von Undinen ab- und Bertalden zuzuwenden, wie Bertalda dem jungen Mann mit glühender Liebe immer mehr entgegen kam, und er und sie die arme Ehefrau als ein frembartiges Wesen mehr zu fürchten, als zu bemitleiden schienen, wie Undine weinte, und ihre Thränen Gewissensbisse in des Ritters Herzen anregten, ohne jedoch die alte Liebe zu erwecken, so daß er ihr wohl bisweilen freundlich that, aber ein kalter Schauer ihn bald von ihr weg, und dem Menschenkinde Bertalda entgegen trieb; — man könnte dies Alles, weiß der Schreiber, ordentlich ausführen, vielleicht sollte man's auch. Aber das Herz thut ihm dabei allzu weh, denn er hat ähnliche

Dinge erlebt, und scheut sich in der Erinnerung auch noch vor ihrem Schatten. Du kennst wahrscheinlich ein ähnliches Gefühl, lieber Leser, denn so ist nun einmal der sterblichen Menschen Geschick. Wohl Dir, wenn Du dabei mehr empfangen, als ausgetheilt hast, denn hier ist Nehmen seeliger, als Geben. Dann schleicht Dir nur ein geliebter Schmerz bei solchen Erwähnungen durch die Seele, und vielleicht eine linde Thräne die Wange herab, um Deine verwelkten Blumenbeete, deren Du Dich so herzlich gefreut hattest. Damit sei es aber auch genug; wir wollen uns nicht mit tausendfach vereinzelten Stichen das Herz durchprickeln, sondern nur kurz dabei bleiben, daß es nun einmal so gekommen war, wie ich es vorhin sagte. Die arme Undine war sehr betrübt, die andern Beiden waren auch nicht eben vergnügt; sonderlich meinte Bertalda bei der geringsten Abweichung von dem, was sie wünschte, den eifersüchtigen Druck der beleidigten Hausfrau zu spüren. Sie hatte sich deshalb ordentlich ein herrisches Wesen angewöhnt, dem Undine in wehmüthiger Entsagung nachgab, und das durch den verblendeten Huldbrand gewöhnlich aufs entschiedenste unterstützt ward. — Was die Burggesellschaft noch mehr verstörte, waren allerhand wunderliche Spukereien, die Huldbranden und Bertalden in den gewölbten Gängen des Schlosses begegneten, und von denen vorher seit Menschengedenken nichts gehört worden war. Der lange, weiße Mann, in welchem Huldbrand den Oheim Kühleborn, Bertalda den gespenstischen Brunnenmeister nur allzu wohl erkannte, trat oftmals drohend vor

Beide, vorzüglich aber vor Bertalden hin, so daß diese schon einige Mal vor Schrecken krank darnieder gelegen hatte, und manchmal daran dachte, die Burg zu verlassen. Theils aber war ihr Huldbrand allzu lieb, und sie stützte sich dabei auf ihre Unschuld, weil es nie zu einer eigentlichen Erklärung unter ihnen gekommen war; theils auch wußte sie nicht, wohin sie sonst ihre Schritte richten solle. Der alte Fischer hatte auf des Herrn von Ringstetten Botschaft, daß Bertalda bei ihm sei, mit einigen schwer zu lesenden Federzügen, so wie sie ihm Alter und lange Gewöhnung verstatteten, geantwortet: „ich bin nun ein armer alter Wittwer worden, denn meine liebe treue Frau ist mir gestorben. Wie sehr ich aber auch allein in der Hütte sitzen mag, Bertalda ist mir lieber dort, als bei mir. Nur daß sie meiner lieben Undine nichts zu Leide thue! Sonst hätte sie meinen Fluch." Die letztern Worte schlug Bertalda in den Wind, aber das wegen des Wegbleibens von dem Vater behielt sie gut, so wie wir Menschen in ähnlichen Fällen es immer zu machen pflegen.

Eines Tages war Huldbrand eben ausgeritten, als Undine das Hausgesinde versammelte, einen großen Stein herbei bringen hieß, und den prächtigen Brunnen, der sich in der Mitte des Schloßhofes befand, sorgfältig damit zu bedecken befahl. Die Leute wandten ein, sie würden alsdann das Wasser weit unten aus dem Thale herauf zu holen haben. Undine lächelte wehmüthig. — „Es thut mir leid um

eure vermehrte Arbeit, liebe Kinder," entgegnete sie; „ich möchte lieber selbst die Wasserkrüge herauf holen, aber dieser Brunnen muß nun einmal zu. Glaubt es mir aufs Wort, daß es nicht anders angeht, und daß wir nur dadurch ein größeres Unheil zu vermeiden im Stande sind." — Die ganze Dienerschaft freute sich, ihrer sanften Hausfrau gefällig sein zu können; man fragte nicht weiter, sondern ergriff den ungeheuern Stein. Dieser hob sich unter ihren Händen, und schwebte bereits über dem Brunnen, da kam Bertalda gelaufen, und rief, „man solle inne halten; aus diesem Brunnen lasse sie das Waschwasser holen, welches ihrer Haut so vortheilhaft sei, und sie werde nimmermehr zugeben, daß man ihn verschließe. Undine aber blieb dies Mal, obgleich auf gewohnte Weise sanft, dennoch auf ungewohnte Weise, bei ihrer Meinung fest; sie sagte, als Hausfrau gebühre ihr, alle Anordnungen der Wirthschaft nach bester Ueberzeugung einzurichten, und Niemand habe sie darüber Rechenschaft abzulegen, als ihrem Ehegemahl und Herrn. „Seht, o seht doch," rief Bertalda unwillig und ängstlich, „das arme, schöne Wasser kräuselt sich und windet sich, weil es vor der klaren Sonne versteckt werden soll, und vor dem erfreulichen Anblick der Menschengesichter, zu deren Spiegel es erschaffen ist!" — In der That zischte und regte sich die Fluth im Borne ganz wunderlich; es war, als wollte sich etwas daraus hervor ringen, aber Undine drang nur um so ernstlicher auf die Erfüllung ihrer Befehle. Es brauchte dieses Ernstes kaum. Das Schloßgesinde war eben so

froh, seiner milden Herrin zu gehorchen, als Bertalda's Trotz zu brechen, und so ungeberdig diese auch schelten und drohen mogte, lag dennoch in kurzer Zeit der Stein über der Oeffnung des Brunnens fest. Undine lehnte sich sinnend darüber hin, und schrieb mit den schönen Fingern auf der Fläche. Sie mußte aber wohl etwas sehr Scharfes und Aetzendes dabei in der Hand gehabt haben, denn als sie sich abwandte, und die Andern näher hinzu traten, nahmen sie allerhand seltsame Zeichen auf dem Steine wahr, die Keiner vorher an denselben gesehen haben wollte.

Den heimkehrenden Ritter empfing am Abend Bertalda mit Thränen und Klagen über Undine's Verfahren. Er warf ernste Blicke auf diese, und die arme Frau sah betrübt vor sich nieder. Doch sagte sie mit großer Fassung: „mein Herr und Ehegemahl schilt ja keinen Leibeignen, bevor er ihn hört, wie minder dann sein angetrautes Weib.“ „Sprich, was Dich zu jener seltsamen That bewog;“ sagte der Ritter mit finsterm Antlitz. — „Ganz allein mögt' ich es Dir sagen!“ seufzte Undine. „Du kannst es eben so gut in Bertalda's Gegenwart;“ entgegnete er. „Ja, wenn Du es gebeutst,“ sagte Undine; „aber gebeut es nicht. O bitte, bitte, gebeut es nicht.“ Sie sah so demüthig, hold und gehorsam aus, daß des Ritters Herz sich einem Sonnenblick aus bessern Zeiten erschloß. Er faßte sie freundlich unter den Arm, und führte sie in sein Gemach, wo sie folgendermaßen zu sprechen begann:

„Du kennst ja den bösen Oheim Kühleborn, mein geliebter Herr, und bist ihm öfters unwillig in den Gängen dieser Burg begegnet. Bertalden hat er gar bisweilen zum Krankwerden erschreckt. Das macht, er ist seelenlos, ein bloßer, elementarischer Spiegel der Außenwelt, der das Innere nicht wieder zu strahlen vermag. Da sieht er denn bisweilen, daß Du unzufrieden mit mir bist, daß ich in meinem kindischen Sinne darüber weine, daß Bertalda vielleicht eben in derselben Stunde zufällig lacht. Nun bildet er sich allerhand Ungleiches ein, und mischt sich auf vielfache Weise ungebeten in unsern Kreis. Was hilft's, daß ich ihn ausschelte? Daß ich ihn unfreundlich wegschicke? Er glaubt mir nicht ein Wort. Sein armes Leben hat keine Ahnung davon, wie Liebesleiden und Liebesfreuden einander so anmuthig gleich sehen, und so innig verschwistert sind, daß keine Gewalt sie zu trennen vermag. Unter der Thräne quillt das Lächeln vor, das Lächeln lockt die Thräne aus ihren Kammern."

Sie sah lächelnd und weinend nach Huldbrand in die Höhe, der allen Zauber der alten Liebe wieder in seinem Herzen empfand. Sie fühlte das, drückte ihn inniger an sich, und fuhr unter freudigen Thränen also fort:

„Da sich der Friedenstörer nicht mit Worten weisen ließ, mußte ich wohl die Thür vor ihm zusperren. Und die einzige Thür, die er zu uns hat, ist jener Brunnen. Mit den andern Quellgeistern hier in der

Gegend ist er entzweit, von den nächsten Thälern an, und erst weiterhin auf der Donau, wenn einige seiner guten Freunde hinein geströmt sind, fängt sein Reich wieder an. Darum ließ ich den Stein über des Brunnens Oeffnung wälzen, und schrieb Zeichen darauf, die alle Kraft des eifernden Oheims lähmen, so daß er nun weder Dir, noch mir, noch Bertalden, in den Weg kommen soll. Menschen freilich können trotz der Zeichen mit ganz gewöhnlichem Bemühen den Stein wieder abheben; die hindert es nicht. Willst Du also, so thu nach Bertalda's Begehr, aber wahrhaftig, sie weiß nicht, was sie bittet. Auf sie hat es der ungezogne Kühleborn ganz vorzüglich angesehen, und wenn Manches käme, was er mir prophezeien wollte, und was doch wohl geschehen könnte, ohne daß Du es übel meintest, — ach Lieber, so wärest ja auch Du nicht außer Gefahr!"

Huldbrand fühlte tief im Herzen die Großmuth seiner holden Frau, wie sie ihren furchtbaren Beschützer so emsig aussperrte, und noch dazu von Bertalden darüber gescholten worden war. Er drückte sie daher aufs liebreichste in seine Arme, und sagte gerührt: „der Stein bleibt liegen, und Alles bleibt und soll immer bleiben, wie Du es haben willst, mein holdes Undinchen." Sie schmeichelte ihm demüthig froh über die lang' entbehrten Worte der Liebe, und sagte endlich: „mein allerliebster Freund, da Du heute so überaus mild und gütig bist, dürft' ich es wohl wagen, Dir eine Bitte vorzutragen? Sieh nur, es ist mit

Dir, wie mit dem Sommer. Eben in seiner besten Herrlichkeit setzt sich der flammende und donnernde Kronen von schönen Gewittern auf, darin er als ein rechter König und Erdengott anzusehen ist. So schiltst auch Du bisweilen, und wetterleuchtest mit Zung' und Augen, und das steht Dir sehr gut, wenn ich auch bisweilen in meiner Thorheit darüber zu weinen anfange. Aber thu das nie gegen mich auf einem Wasser, oder wo wir auch nur einem Gewässer nahe sind. Siehe, dann bekämen die Verwandten ein Recht über mich. Unerbittlich würden sie mich von Dir reißen in ihrem Grimm, weil sie meinten, daß eine ihres Geschlechts beleidigt sei, und ich müßte lebenslang drunten in den Krystallpalästen wohnen, und dürfte nie wieder zu Dir herauf, oder sendeten sie mich zu Dir herauf, o Gott, dann wär' es noch unendlich schlimmer. Nein, nein, Du süßer Freund, dahin lass' es nicht kommen, so lieb Dir die arme Undine ist."

Er verhieß feierlich, zu thun, wie sie begehre, und die beiden Eheleute traten unendlich froh und liebevoll wieder aus dem Gemach. Da kam Bertalda mit einigen Werkleuten, die sie unterdeß schon hatte bescheiden lassen, und sagte mit einer mürrischen Art, die sie sich zeither angenommen hatte: „nun ist doch wohl das geheime Gespräch zu Ende, und der Stein kann herab. Geht nur hin, Ihr Leute, und richtet's aus." Der Ritter aber, ihre Unart empört fühlend, sagte in kurzen und sehr ernstlichen Worten, „der Stein bleibt liegen;" auch verwies er Bertalden ihre Heftigkeit gegen

seine Frau, worauf die Werkleute mit heimlich vergnügtem Lächeln fortgingen, Bertalda aber von der andern Seite erbleichend nach ihren Zimmern eilte.

Die Stunde des Abendessens kam heran, und Bertalda ließ sich vergeblich erwarten. Man schickte nach ihr; da fand der Kämmerling ihre Gemächer leer, und brachte nur ein versiegeltes Blatt, an den Ritter überschrieben, mit zurück. Dieser öffnete es bestürzt, und las:

„Ich fühle mit Beschämung, wie ich nur eine „arme Fischersdirne bin. Daß ich es auf Augenblicke „vergaß, will ich in der ärmlichen Hütte meiner Aeltern büßen. Lebt wohl mit Eurer schönen Frau!"

Undine war von Herzen betrübt. Sie bat Huldbranden inbrünstig, der entflohenen Freundin nachzueilen, und sie wieder mit zurück zu bringen. Ach, sie hatte nicht nöthig zu treiben! Seine Neigung für Bertalden brach wieder heftig hervor. Er eilte im ganzen Schloß umher, fragend, ob Niemand gesehen habe, welches Weges die schöne Flüchtige gegangen sei. Er konnte nichts erfahren, und saß schon im Burghofe zu Pferde, entschlossen, aufs Gerathewohl dem Wege nachzureiten, den er Bertalden hierher geführt hatte. Da kam ein Schildbub, und versicherte, er sei dem Fräulein auf dem Pfade nach dem Schwarzthale begegnet. Wie ein Pfeil sprengte der Ritter durch das Thor, der angewiesenen Richtung nach, ohne Undine's

ängstliche Stimme zu hören, die ihm aus dem Fenster nachrief: „nach dem Schwarzthal? O dahin nicht! Huldbrand, dahin nicht! Oder um Gotteswillen, nimm mich mit!" — Als sie aber all' ihr Rufen vergeblich sah, ließ sie eilig ihren weißen Zelter satteln, und trabte dem Ritter nach, ohne irgend eines Dieners Begleitung annehmen zu wollen.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Wie Bertalda mit dem Ritter heimfuhr.

Das Schwarzthal liegt tief in die Berge hinein. Wie es jetzo heißt, kann man nicht wissen. Damals nannten es die Landleute so, wegen der tiefen Dunkelheit, welche von hohen Bäumen, worunter es vorzüglich viele Tannen gab, in die Niederung herunter gestreuet ward. Selbst der Bach, der zwischen den Klippen hinstrudelte, sah davon ganz schwarz aus, und gar nicht so fröhlich, wie es Gewässer wohl zu thun pflegen, die den blauen Himmel unmittelbar über sich haben. Nun, in der herein brechenden Dämmerung, war es vollends sehr wild und finster zwischen den Höhen geworden. Der Ritter trabte ängstlich die Bachesufer entlängst; er fürchtete bald, durch Verzögerung die Flüchtige zu weit voraus zu lassen, bald wieder, in der großen Eile sie irgendwo, dafern sie sich vor ihm verstecken wolle, zu übersehen. Er war indeß schon ziemlich tief in das Thal hinein gekommen, und konnte nun denken, das Mägdlein bald eingeholt zu haben, wenn er anders auf der rechten Spur war. Die Ahnung, daß er das auch wohl nicht sein könne, trieb sein Herz zu immer ängstlichern Schlägen. Wo sollte

die zarte Bertalda bleiben, wenn er sie nicht fand, in der drohenden Wetternacht, die sich immer furchtbarer über das Thal herein bog? Da sah er endlich etwas Weißes am Hange des Berges durch die Zweige schimmern. Er glaubte Bertalda's Gewand zu erkennen, und machte sich hinzu. Sein Roß aber wollte nicht hinan; es bäumte sich so ungestüm, und er wollte so wenig Zeit verlieren, daß er — zumal da ihm wohl ohnehin zu Pferde das Gesträuch allzu hinderlich geworden wäre, — absaß, und den schnaubenden Hengst an eine Rüster band, worauf er sich dann vorsichtig durch die Büsche hin arbeitete. Die Zweige schlugen ihm unfreundlich Stirn und Wangen mit der kalten Nässe des Abendthau's, ein ferner Donner murmelte jenseit der Berge hin, es sah Alles so seltsam aus, daß er anfing, eine Scheu vor der weißen Gestalt zu empfinden, die nun schon unfern von ihm am Boden lag. Doch konnte er ganz deutlich unterscheiden, daß es ein schlafendes oder ohnmächtiges Frauenzimmer in langen, weißen Gewändern war, wie sie Bertalda heute getragen hatte. Er trat dicht vor sie hin, rauschte an den Zweigen, klirrte an seinem Schwerdte, — sie regte sich nicht. — „Bertalda!" sprach er; erst leise, dann immer lauter, — sie hörte nicht. Als er zuletzt den theuern Namen mit gewaltsamer Anstrengung rief, hallte ein dumpfes Echo aus den Berghöhlen des Thales lallend zurück: „Bertalda!" — aber die Schläferin blieb unerweckt. Er beugte sich zu ihr nieder; die Dunkelheit des Thales und der einbrechenden Nacht ließen keinen ihrer Gesichtszüge unterscheiden. Als er sich

nun eben mit einigem gramvollen Zweifel ganz nahe zu ihr an den Boden gedrückt hatte, fuhr ein Blitz schnell erleuchtend über das Thal hin. Er sah ein abscheulich verzerrtes Antlitz dicht vor sich, das mit dumpfer Stimme rief: „gieb mir 'nen Kuß, Du verliebter Schäfer." Vor Entsetzen schreiend fuhr Huldbrand in die Höhe, die häßliche Gestalt ihm nach. — „Zu Haus!" murmelte sie; die Unholde sind wach. „Zu Haus! Sonst hab' ich Dich!" — Und es griff nach ihm mit langen weißen Armen. — „Tückischer Kühleborn," rief der Ritter, sich ermannend, „was gilt's, Du bist es, Du Kobold! Da hast Du 'nen Kuß!" — Und wüthend hieb er mit dem Schwerdte gegen die Gestalt. Aber die zerstob, und ein durchnässender Wasserguß ließ dem Ritter keinen Zweifel darüber, mit welchem Feinde er gestritten habe.

„Er will mich zurück schrecken von Bertalden," sagte er laut zu sich selbst; „er denkt, ich soll mich vor seinen albernen Spukereien fürchten, und ihm das arme, geängstete Mädchen hingeben, damit er sie seine Rache könne fühlen lassen. Das soll er doch nicht, der schwächliche Elementargeist. Was eine Menschenbrust vermag, wenn sie so recht will, so recht aus ihrem besten Leben will, das versteht der ohnmächtige Gaukler nicht." — Er fühlte die Wahrheit seiner Worte, und daß er sich selbst dadurch einen ganz erneuten Muth in das Herz gesprochen habe. Auch schien es, als trete das Glück mit ihm in Bund, denn noch war er nicht wieder bei seinem angebundenen

Rosse, da hörte er schon ganz deutlich Bertalda's klagende Stimme, wie sie unfern von ihm durch das immer lauter werdende Geräusch des Donners und Sturmwindes hinüber weinte. Beflügelten Fußes eilt' er dem Schalle nach, und fand die erbebende Jungfrau, wie sie eben die Höhe hinan zu klimmen versuchte, um sich auf alle Weise aus dem schaurigen Dunkel dieses Thales zu retten. Er aber trat ihr liebkosend in den Weg, und so kühn und stolz auch früher ihr Entschluß mogte gewesen sein, empfand sie doch jetzt nur allzu lebendig das Glück, das ihr im Herzen geliebter Freund sie aus der furchtbaren Einsamkeit erlöse, und das helle Leben in der befreundeten Burg so anmuthige Arme nach ihr ausstrecke. Sie folgte fast ohne Widerspruch, aber so ermattet, daß der Ritter froh war, sie bis zu seinem Rosse geleitet zu haben, welches er nun eilig losknüpfte, um die schöne Wandrerin hinauf zu heben, und es alsdann am Zügel sich durch die ungewissen Schatten der Thalgegend vorsichtig nachzuleiten.

Aber das Pferd war ganz verwildert durch Kühleborn's tolle Erscheinung. Selbst der Ritter würde Mühe gebraucht haben, auf des bäumenden, wildschnaubenden Thieres Rücken zu springen; die zitternde Bertalda hinauf zu heben, war eine volle Unmöglichkeit. Man beschloß also, zu Fuße heim zu kehren. Das Roß am Zügel nachzerrend, unterstützte der Ritter mit der andern Hand das schwankende Mägdlein. Bertalda machte sich so stark, als möglich, um den

furchtbaren Thalgrund schnell zu durchwandeln, aber wie Blei zog die Müdigkeit sie herab, und zugleich bebten ihr alle Glieder zusammen, theils noch von mancher überstandnen Angst, womit Kühleborn sie vorwärts gehetzt hatte, theils auch in der fortdauernden Bangigkeit vor dem Geheul des Sturmes und Donners durch die Waldung des Gebirges.

Endlich entglitt sie dem stützenden Arm ihres Führers, und auf das Moos hingesunken, sagte sie: „laßt mich nur hier liegen, edler Herr. Ich büße meiner Thorheit Schuld, und muß nun doch auf alle Weise hier verkommen vor Mattigkeit und Angst.“ „Nimmermehr, holde Freundin, verlass' ich Euch!“ rief Huldbrand, vergeblich bemüht, den brausenden Hengst an seiner Hand zu bändigen, der ärger, als vorhin, zu tosen und zu schäumen begann; der Ritter war endlich nur froh, daß er ihn von der hingesunknen Jungfrau fern genug hielt, um sie nicht durch die Furcht vor ihm noch mehr zu erschrecken. Wie er sich aber mit dem tollen Pferde nur kaum einige Schritte entfernte, begann sie auch gleich, ihm auf das allerjämmerlichste nachzurufen, des Glaubens, er wolle sie wirklich hier in der entsetzlichen Wildniß verlassen. Er wußte gar nicht mehr, was er beginnen sollte. Gern hätte er dem wüthenden Thiere volle Freiheit gegeben, durch die Nacht hinzustürmen, und seine Raserei auszutoben, hätte er nur nicht fürchten müssen, es würde in diesem engen Paß mit seinen beerzten Hufen eben über die Stelle hindonnern, wo Bertalda lag.

Während dieser großen Noth und Verlegenheit, war es ihm unendlich trostreich, daß er einen Wagen langsam den steinigen Weg hinter sich herab fahren hörte. Er rief um Beistand; eine männliche Stimme antwortete, verwies ihn zur Geduld, aber versprach, zu helfen, und bald darauf leuchteten schon zwei Schimmel durch das Gebüsch, der weiße Kärrnerkittel ihres Führers neben her, worauf sich denn auch die große weiße Leinewand sehen ließ, mit welcher die Waaren, die er bei sich führen mogte, überdeckt waren. Auf ein lautes Brr! aus dem Munde ihres Herrn standen die gehorsamen Schimmel. Er kam gegen den Ritter heran, und half ihm das schäumende Thier bändigen. — „Ich merke wohl," sagte er dabei, „was der Bestie fehlt." „Als ich zuerst durch diese Gegend zog, ging es meinen Pferden nicht besser. Das macht, hier wohnt ein böser Wassernix, der an solchen Neckereien Lust hat. Aber ich hab' ein Sprüchlein gelernt; wenn Ihr mir vergönnen wolltet, dem Rosse das ins Ohr zu sagen, so sollt' es gleich so ruhig stehen, wie meine Schimmel da." „Versucht Eu'r Heil, und helft nur bald!" — schrie der ungeduldige Ritter. Da bog der Fuhrmann den Kopf des bäumenden Pferdes zu sich herunter, und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Augenblicklich stand der Hengst gezähmt und friedlich still, und nur ein erhitztes Keuchen und Dampfen zeugte noch von der vorherigen Unbändigkeit. Es war nicht viel Zeit für Huldbranden, lange zu fragen, wie dies zugegangen sei. Er ward mit dem Kärrner einig, daß er Bertalden auf den Wagen nehmen solle, wo, seiner

Aussage nach, die weichste Baumwolle in Ballen lag, und so möge er sie bis nach Burg Ringstetten führen; der Ritter wolle den Zug zu Pferde begleiten. Aber das Roß schien von seinem vorigen Toben zu erschöpft, um noch seinen Herrn so weit zu tragen, weshalb diesem der Kärrner zuredete, mit Bertalden in den Wagen zu steigen. Das Pferd könne man ja hinten anbinden. — „Es geht bergunter,“ sagte er, „und da wird's meinen Schimmeln leicht.“ — Der Ritter nahm dies Erbieten an, er bestieg mit Bertalden den Wagen, der Hengst folgte geduldig nach, und rüstig und achtsam schritt der Fuhrmann beiher.

In der Stille der tiefer dunkelnden Nacht, aus der das Gewitter immer ferner und schweigsamer abdonnerte, in dem behaglichen Gefühl der Sicherheit und des bequemen Fortkommens, entspann sich zwischen Huldbrand und Bertalda ein trauliches Gespräch. Mit schmeichelnden Worten schalt er sie um ihr trotziges Flüchten; mit Demuth und Rührung entschuldigte sie sich, und aus Allem, was sie sprach, leuchtete es hervor, gleich einer Lampe, die dem Geliebten zwischen Nacht und Geheimniß kund giebt, die Geliebte harre noch sein. Der Ritter fühlte den Sinn dieser Reden weit mehr, als daß er auf die Bedeutung der Worte Acht gegeben hätte, und antwortete auch einzig auf jenen. Da rief der Fuhrmann plötzlich mit kreischender Stimme: „Hoch, ihr Schimmel! Hoch den Fuß! Nehmt euch zusammen, Schimmel! Denkt hübsch, was ihr seid!“ — Der Ritter beugte sich aus dem

Wagen, und sah, wie die Pferde mitten im schäumenden Wasser dahin schritten, oder fast schon schwammen, des Wagens Räder wie Mühlenräder blinkten und rauschten, der Kärrner vor der wachsenden Fluth auf das Fuhrwerk gestiegen war. — „Was soll das für ein Weg sein? Der geht ja mitten in den Strom!" rief Huldbrand seinem Führer zu. „Nein, Herr," lachte dieser zurück; „es ist grad' umgekehrt." Der Strom geht mitten in unsern Weg. Seht Euch nur um, wie Alles übergetreten ist.

In der That wogte und rauschte der ganze Thalgrund von plötzlich empörten, sichtbar steigenden Wellen. „Das ist der Kühleborn, der böse Wassernix, der uns ersäufen will!" rief der Ritter. „Weißt Du kein Sprüchlein wider ihn, Gesell?" „Ich wüßte wohl Eins," sagte der Fuhrmann, „aber ich kann und mag es nicht eher brauchen, als bis Ihr wißt, wer ich bin." „Ist es hier Zeit zu Räthseln?" schrie der Ritter. „Die Fluth steigt immer höher, und was geht es mich an, zu wissen, wer Du bist?" „Es geht Euch aber doch was an," sagte der Fuhrmann, „denn ich bin Kühleborn." Damit lachte er, verzerrten Antlitzes, zum Wagen herein, aber der Wagen blieb nicht Wagen mehr, die Schimmel nicht Schimmel; Alles verschäumte, verrann in zischenden Wogen, und selbst der Fuhrmann bäumte sich als eine riesige Welle empor, riß den vergeblich arbeitenden Hengst unter die Gewässer hinab, und wuchs dann wieder, und wuchs über den Häuptern des schwimmenden Paares, wie zu einem

feuchten Thurme an, und wollte sie eben rettungslos begraben. —

„Da scholl Undine's anmuthige Stimme durch das Getöse hin, der Mond trat aus den Wolken und mit ihm ward Undine auf den Höhen des Thalgrundes sichtbar. Sie schalt, sie drohte in die Fluthen hinab, die drohende Thurmeswoge verschwand murrend und murmelnd, leise rannen die Wasser im Mondglanze dahin, und wie eine weiße Taube sah man Undinen von der Höhe hinab tauchen, den Ritter und Bertalden erfassen, und mit sich nach einem frischen, grünen Rasenfleck auf der Höhe empor heben, wo sie mit ausgesuchten Labungen Ohnmacht und Schrecken vertrieb; dann half sie Bertalden zu dem weißen Zelter, der sie selbst hergetragen hatte, hinauf heben, und so gelangten alle Drei nach Burg Ringstetten zurück."

---

## Funfzehntes Kapitel.

### Die Reise nach Wien.

Es lebte sich seit der letzten Begebenheit still und ruhig auf dem Schloß. Der Ritter erkannte mehr und mehr seiner Frauen himmlische Güte, die sich durch ihr Nacheilen und Retten im Schwarzthale, wo Kühleborn's Gewalt wieder anging, so herrlich offenbart hatte; Undine selbst empfand den Frieden und die Sicherheit, deren ein Gemüth nie ermangelt, so lange es mit Besonnenheit fühlt, daß es auf dem rechten Wege sei, und zudem gingen ihr in der neu erwachenden Liebe und Achtung ihres Ehemannes vielfache Schimmer der Hoffnung und Freude auf. Bertalda hingegen zeigte sich dankbar, demüthig und scheu, ohne daß sie wieder diese Aeußerungen als etwas Verdienstliches angeschlagen hätte. So oft ihr Eines der Eheleute über die Verdeckung des Brunnens, oder über die Abenteuer im Schwarzthale, irgend etwas Erklärendes sagen wollte, bat sie inbrünstig, man möge sie damit verschonen, weil sie wegen des Brunnens allzu viele Beschämung und wegen des Schwarzthales allzu viele Schrecken empfinde. Sie erfuhr daher auch von Beiden weiter nichts; und wozu schien es auch nöthig zu sein? Der

Friede und die Freude hatten ja ihren sichtbaren Wohnsitz in Burg Ringstetten genommen. Man ward darüber ganz sicher, und meinte, nun könne das Leben gar nichts mehr tragen, als anmuthige Blumen und Früchte.

In so erlabenden Verhältnissen war der Winter gekommen und vorüber gegangen, und der Frühling sah mit seinen hellgrünen Sprossen und seinem lichtblauen Himmel zu den fröhlichen Menschen herein. Ihm war zu Muth, wie ihnen, und ihnen, wie ihm. Was Wunder, daß seine Störche und Schwalben auch in ihnen die Reiselust anregten! Während sie einmal nach den Donauquellen hinab lustwandelten, erzählte Huldbrand von der Herrlichkeit des edlen Stromes, und wie er wachsend durch geseegnete Länder fließe, wie das köstliche Wien an seinen Ufern empor glänze, und er überhaupt mit jedem Schritte seiner Fahrt an Macht und Lieblichkeit gewinne. — „Es müßte herrlich sein, ihn so bis Wien einmal hinab zu fahren!” brach Bertalda aus, aber gleich darauf in ihre jetzige Demuth und Bescheidenheit zurück gesunken, schwieg sie erröthend still. Eben dies rührte Undinen sehr, und im lebhaftesten Wunsch, der lieben Freundin eine Lust zu machen, sagte sie: „wer hindert uns denn, die Reise anzutreten?” — Bertalda hüpfte vor Freuden in die Höhe, und die beiden Frauen begannen sogleich, sich die anmuthige Donaufahrt mit den allerhellsten Farben vor die Sinne zu rufen. Auch Huldbrand stimmte fröhlich darin ein; nur sagte er einmal

besorgt Undinen ins Ohr: „aber weiter hin ist Kühleborn wieder gewaltig?" „Laß ihn nur kommen," entgegnete sie lachend; „ich bin ja dabei, und vor mir wagt er sich mit keinem Unheil hervor." Damit war das letzte Hinderniß gehoben, man rüstete sich zur Fahrt, und trat sie alsbald mit frischem Muth und den heitersten Hoffnungen an.

Wundert Euch aber nur nicht, Ihr Menschen, wenn es dann immer ganz anders kommt, als man gemeint hat. Die tückische Macht, die lauert, uns zu verderben, singt ihr auserkornes Opfer gern mit süßen Liedern und goldnen Mährchen in den Schlaf. Dagegen pocht der rettende Himmelsbote oftmals scharf und erschreckend an unsre Thür.

Sie waren die ersten Tage ihrer Donaufahrt hindurch außerordentlich vergnügt gewesen. Es ward auch Alles immer besser und schöner, so wie sie den stolzen fluthenden Strom weiter hinunter schifften. Aber in einer sonst höchst anmuthigen Gegend, von deren erfreulichem Anblick sie sich die beste Freude versprochen hatten, fing der unbändige Kühleborn ganz unverhohlen an, seine hier eingreifende Macht zu zeigen. Es blieben zwar blos Neckereien, weil Undine oftmals in die empörten Wellen oder in die hemmenden Winde hinein schalt, und sich dann die Gewalt des Feindseligen augenblicklich in Demuth ergab, aber wieder kamen die Angriffe, und wieder brauchte es der Mahnung Undine's, so daß die Lustigkeit der kleinen Reise-

gesellschaft eine gänzliche Störung erlitt. Dabei zischelten sich noch immer die Fährleute zagend in die Ohren, und sahen mistrauisch auf die drei Herrschaften, deren Diener selbsten mehr und mehr etwas Unheimliches zu ahnen begannen, und ihre Gebieter mit seltsamen Blicken verfolgten. Huldbrand sagte öfters bei sich im stillen Gemüthe: „das kommt davon, wenn Gleich sich nicht zu Gleich gesellt, wenn Mensch und Meerfräulein ein wunderliches Bündniß schließen." Sich entschuldigend, wie wir es denn überhaupt lieben, dachte er freilich oftmals dabei: „ich hab' es ja nicht gewußt, daß sie ein Meerfräulein war. Mein ist das Unheil, das jeden meiner Schritte durch der tollen Verwandtschaft Grillen bannt und stört, aber mein ist nicht die Schuld." Durch solcherlei Gedanken fühlte er sich einigermaßen gestärkt, aber dagegen ward er immer verdrießlicher, ja feindseeliger, wider Undinen gestimmt. Er sah sie schon mit mürrischen Blicken an, und die arme Frau verstand deren Bedeutung wohl. Dadurch, und durch die beständige Anstrengung wider Kühleborn's Listen erschöpft, sank sie gegen Abend, von der sanft gleitenden Barke angenehm gewiegt, in einen tiefen Schlaf.

Kaum aber, daß sie die Augen geschlossen hatte, so wähnte Jedermann im Schiffe, nach der Seite, wo er gerade hinaus sah, ein ganz abscheuliches Menschenhaupt zu erblicken, das sich aus den Wellen empor hob, nicht wie das eines Schwimmenden, sondern ganz senkrecht, wie auf den Wasserspiegel gerade ein-

gepfählt, aber mitschwimmend, so wie die Barke schwamm. Jeder wollte dem Andern zeigen, was ihn erschreckte, und Jeder fand zwar auf des andern Gesicht das gleiche Entsetzen, Hand und Auge aber nach einer andern Richtung hinzeigend, als wo ihm selbst das halb lachende, halb dräuende Scheusal vor Augen stand. Wie sie sich nun aber einander darüber verständigen wollten, und Alles rief: „sieh dorthin, nein dorthin!" — da wurden Jedwedem die Gräuelbilder Aller sichtbar, und die ganze Fluth um das Schiff her wimmelte von den entsetzlichsten Gestalten. Von dem Geschrei, das sich darüber erhob, erwachte Undine. Vor ihren aufgehenden Augenlichtern verschwand der misgeschaffenen Gesichter tolle Schaar. Aber Huldbrand war empört über so viele häßliche Gaukeleien. Er wäre in wilde Verwünschungen ausgebrochen, nur daß Undine mit den demüthigsten Blicken, und ganz leise bittend, sagte: „um Gott, mein Eheherr, wir sind auf den Fluthen, zürne jetzt nicht auf mich." Der Ritter schwieg, setzte sich, und versank in ein tiefes Nachdenken. Undine sagte ihm ins Ohr: „wär' es nicht besser, mein Liebling, wir ließen die thörichte Reise, und kehrten nach Burg Ringstetten in Frieden zurück?" Aber Huldbrand murmelte feindseelig: „also ein Gefangener soll ich sein auf meiner eigenen Burg? Und athmen nur können, so lange der Brunnen zu ist? So wollt' ich, daß die tolle Verwandtschaft" — Da drückte Undine schmeichelnd ihre schöne Hand auf seine Lippen. Er schwieg auch, und hielt sich still, so Manches, was ihm Undine früher gesagt hatte, erwägend.

Indessen hatte Bertalda sich allerhand seltsam umschweifenden Gedanken überlassen. Sie wußte Vieles von Undine's Herkommen, und doch nicht Alles, und vorzüglich war ihr der furchtbare Kühleborn ein schreckliches, aber noch immer ganz dunkles Räthsel geblieben; so daß sie nicht einmal seinen Namen je vernommen hatte. Ueber alle diese wunderlichen Dinge nachsinnend, knüpfte sie, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, ein goldnes Halsband los, welches ihr Huldbrand auf einer der letzten Tagereisen von einem herum ziehenden Handelsmann gekauft hatte, und ließ es dicht über der Oberfläche des Flusses spielen, sich halb träumend an dem lichten Schimmer ergötzend, den es in die abendhellen Gewässer warf. Da griff plötzlich eine große Hand aus der Donau herauf, erfaßte das Halsband, und fuhr damit unter die Fluthen. Bertalda schrie laut auf, und ein höhnisches Gelächter schallte aus den Tiefen des Stroms drein. Nun hielt sich des Ritters Zorn nicht länger. Aufspringend schalt er in die Gewässer hinein, verwünschte Alle, die sich in seine Verwandtschaft und sein Leben drängen wollten, und forderte sie auf, Nix oder Sirene, sich vor sein blankes Schwerdt zu stellen. Bertalda weinte indeß um den verlornen, ihr so innig lieben Schmuck, und goß mit ihren Thränen Oel in des Ritters Zorn, während Undine ihre Hand über den Schiffesbord in die Wellen getaucht hielt, in einem fort sacht vor sich hin murmelnd, und nur manchmal ihr seltsam heimliches Geflüster unterbrechend, indem sie bittend zu ihrem Eheherrn sprach: „mein Herzlich-

lieber, hier schilt mich nicht, schilt Alles, was Du willst, aber hier mich nicht. Du weißt ja!" — Und wirklich enthielt sich seine vor Zorn stammelnde Zunge noch jedes Wortes unmittelbar wider sie. Da brachte sie mit der feuchten Hand, die sie unter den Wogen gehalten hatte, ein wunderschönes Korallenhalsband hervor, so herrlich blitzend, daß Allen davon die Augen fast geblendet wurden. „Nimm hin," sagte sie, es Bertalden freundlich hinhaltend; „das hab' ich Dir zum Ersatz bringen lassen, und sei nicht weiter betrübt, Du armes Kind." Aber der Ritter sprang dazwischen. Er riß den schönen Schmuck Undinen aus der Hand, schleuderte ihn wieder in den Fluß, und schrie wuthentbrannt: „so hast Du denn immer Verbindung mit ihnen? Bleib bei ihnen in aller Hexen Namen mit all Deinen Geschenken, und laß uns Menschen zufrieden, Gauklerin Du!" Starren, aber thränenströmenden Blickes sah ihn die arme Undine an, noch immer die Hand ausgestreckt, mit welcher sie Bertalden ihr hübsches Geschenk so freundlich hatte hinreichen wollen. Dann fing sie immer herzlicher an, zu weinen, wie ein recht unverschuldet und recht bitterlich gekränktes liebes Kind. Endlich sagte sie ganz matt: „ach, holder Freund, ach, lebe wohl! Sie sollen Dir nichts thun; nur bleibe treu, daß ich sie Dir abwehren kann. Ach, aber fort muß ich, muß fort auf diese ganze junge Lebenszeit. O weh, o weh, was hast Du angerichtet! O weh, o weh!"

Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. — Stieg sie hinüber in die Fluth, verströmte

sie darin, man wußt' es nicht, es war wie Beides und wie Keins. Bald aber war sie in die Donau ganz verronnen; nur flüsterten noch kleine Wellchen schluchzend um den Kahn, und fast vernehmlich war's als sprächen sie: „o weh, o weh! Ach bleibe treu! O weh!" —

Huldbrand aber lag in heißen Thränen auf dem Verdecke des Schiffes, und eine tiefe Ohnmacht hüllte den Unglücklichen bald in ihre mildernden Schleier ein.

---

## Sechzehntes Kapitel.

### Von Huldbrand's förderm Ergehen.

Soll man sagen, leider! oder zum Glück! daß es mit unsrer Trauer keinen rechten Bestand hat? Ich meine, mit unsrer so recht tiefen und aus dem Borne des Lebens schöpfenden Trauer, die mit dem verlorenen Geliebten so Eines wird, daß er ihr nicht mehr verloren ist, und sie ein geweihtes Priesterthum an seinem Bilde durch das ganze Leben durchführen will, bis die Schranke, die ihm gefallen ist, auch uns zerfällt! Freilich bleiben wohl gute Menschen wirklich solche Priester, aber es ist doch nicht die erste, rechte Trauer mehr. Andre, fremdartige Bilder haben sich dazwischen gedrängt, wir erfahren endlich die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge sogar an unserm Schmerz, und so muß ich denn sagen: „leider, daß es mit unsrer Trauer keinen rechten Bestand hat!"

Der Herr von Ringstetten erfuhr das auch: ob zu seinem Heile, werden wir im Verfolg dieser Geschichte hören. Anfänglich konnte er nichts, als immer recht bitterlich weinen, wie die arme, freundliche Undine geweint hatte, als er ihr den blanken Schmuck aus der Hand riß, mit dem sie Alles so schön und

gut machen wollte. Und dann streckte er die Hand aus, wie sie es gethan hatte, und weinte immer wieder von neuem, wie sie. Er hegte die heimliche Hoffnung, endlich auch ganz in Thränen zu verrinnen, und ist nicht selbst Manchem von uns Andern in großem Leide der ähnliche Gedanke mit schmerzender Lust durch den Sinn gezogen? Bertalda weinte mit, und sie lebten lange ganz still bei einander auf Burg Ringstetten, Undine's Andenken feiernd, und der ehemaligen Neigung fast gänzlich vergessen habend. Dafür kam auch um diese Zeit oftmals die gute Undine zu Huldbrand's Träumen; sie streichelte ihn sanft und freundlich, und ging dann stillweinend wieder fort, so daß er im Erwachen oftmals nicht recht wußte, wovon seine Wangen so naß waren: kam es von ihren oder bloß von seinen Thränen?

Die Traumgesichte wurden aber mit der Zeit seltner, der Gram des Ritters matter, und dennoch hätte er vielleicht nie in seinem Leben einen andern Wunsch gehegt, als so stille fort Undine's zu gedenken, und von ihr zu sprechen, wäre nicht der alte Fischer unvermuthet auf dem Schloß erschienen, und hätte Bertalden nun alles Ernstes als sein Kind zurück geheischt. Undine's Verschwinden war ihm kund geworden, und er wollte es nicht länger zugeben, daß Bertalda bei dem unverehlichten Herrn auf der Burg verweile. — „Denn, ob meine Tochter mich lieb hat, oder nicht," sprach er, „will ich jetzt gar nicht wissen, aber die Ehrbarkeit ist im Spiel, und wo die spricht, hat nichts Andres mehr mit zu reden."

Diese Gesinnung des alten Fischers, und die Einsamkeit, die den Ritter aus allen Sälen und Gängen der verödeten Burg schauerlich nach Bertalda's Abreise zu erfassen drohte, brachten zum Ausbruch, was früher entschlummert und in dem Gram über Undinen ganz vergessen war: die Neigung Huldbrand's für die schöne Bertalda. Der Fischer hatte vieles gegen die vorgeschlagene Heirath einzuwenden. Undine war dem alten Manne sehr lieb gewesen, und er meinte, man wisse ja noch kaum, ob die liebe Verschwundene recht eigentlich todt sei. Liege aber ihr Leichnam wirklich starr und kalt auf dem Grunde der Donau, oder treibe mit den Fluthen ins Weltmeer hinaus, so habe Bertalda an ihrem Tode mit Schuld, und nicht gezieme es ihr, an den Platz der armen Verdrängten zu treten. Aber auch den Ritter hatte der Fischer sehr lieb; die Bitten der Tochter, die um vieles sanfter und ergebner geworden war, wie auch ihre Thränen um Undinen, kamen dazu, und er mußte wohl endlich seine Einwilligung gegeben haben, denn er blieb ohne Widerrede auf der Burg, und ein Eilbote ward abgesandt, den Pater Heilmann, der in frühern glücklichen Tagen Undinen und Huldbranden eingeseegnet hatte, zur zweiten Trauung des Ritters nach dem Schlosse zu holen.

Der fromme Mann aber hatte kaum den Brief des Herrn von Ringstetten durchlesen, so machte er sich in noch viel größerer Eile nach dem Schlosse auf den Weg, als der Bote von dorten zu ihm gekommen war. Wenn ihm auf dem schnellen Gange der Athem

fehlte, oder die alten Glieder schmerzten vor Müdigkeit, pflegte er zu sich selber zu sagen: „vielleicht ist noch Unrecht zu hindern; sinke nicht eher, als am Ziele, du verdorrter Leib!" — Und mit erneuter Kraft riß er sich alsdann auf, und wallte und wallte, ohne Rast und Ruh, bis er eines Abends spät in den belaubten Hof der Burg Ringstetten eintrat.

Die Brautleute saßen Arm in Arm unter den Bäumen, der alte Fischer nachdenklich neben ihnen. Kaum nun, daß sie den Pater Heilmann erkannten, so sprangen sie auf, und drängten sich bewillkommend um ihn her. Aber er, ohne viele Worte zu machen, wollte den Bräutigam mit sich in die Burg ziehen; als indessen dieser staunte, und zögerte, den ernsten Winken zu gehorchen, sagte der fromme Geistliche: „was halte ich mich denn lange dabei auf, Euch in Geheim sprechen zu wollen, Herr von Ringstetten? Was ich zu sagen habe, geht Bertalden und den Fischer eben so gut mit an, und was einer doch irgend einmal hören muß, mag er lieber gleich so bald hören, als es nur möglich ist. Seid Ihr denn so gar gewiß, Ritter Huldbrand, daß Eure erste Gattin wirklich gestorben ist? Mir kommt es kaum so vor. Ich will zwar weiter nichts darüber sprechen, welch' eine wundersame Bewandtniß es mit ihr gehabt haben mag, weiß auch davon nichts gewisses. Aber ein frommes, vielgetreues Weib war sie, so viel ist außer allem Zweifel. Und seit vierzehn Nächten hat sie in Träumen an meinem Bette gestanden, ängstlich die zarten Händlein ringend, und in einem fort seufzend: „ach,

hindr' ihn, lieber Vater! Ich lebe noch! Ach, rett' ihm den Leib! Ach rett' ihm die Seele!" — Ich verstand nicht, was das Nachtgesicht haben wollte; da kam Euer Bote, und nun eilt' ich hierher, nicht zu trauen, wohl aber zu trennen, was nicht zusammen gehören darf. Laß von ihr, Huldbrand! Laß von ihm, Bertalda! Er gehört noch einer Andern, und siehst Du nicht den Gram um die verschwundene Gattin auf seinen bleichen Wangen? So sieht kein Bräutigam aus, und der Geist sagt es mir: „ob Du ihn auch nicht lässest, doch nimmer wirst Du seiner froh.

Die Drei empfanden im innersten Herzen, daß der Pater Heilmann die Wahrheit sprach, aber sie wollten es nun einmal nicht glauben. Selbst der alte Fischer war nun bereits so bethört, daß er meinte, anders könne es gar nicht kommen, als sie es in diesen Tagen ja schon oft mit einander besprochen hätten. Daher stritten sie denn Alle mit einer wilden, trüben Hast gegen des Geistlichen Warnungen, bis dieser sich endlich kopfschüttelnd und traurig aus der Burg entfernte, ohne die dargebotene Herberge auch nur für diese Nacht annehmen zu wollen, oder irgend eine der herbei geholten Labungen zu genießen. Huldbrand aber überredete sich, der Geistliche sei ein Grillenfänger, und sandte mit Tagesanbruch nach einem Pater aus dem nächsten Kloster, der auch ohne Weigerung verhieß, die Einsegnung in wenigen Tagen zu vollziehen.

## Siebzehntes Kapitel.

### Des Ritters Traum.

Es war zwischen Morgendämmerung und Nacht, da lag der Ritter halb wachend, halb schlafend, auf seinem Lager. Wenn er vollends einschlummern wollte, war es, als stände ihm ein Schrecken entgegen, und scheuchte ihn zurück, weil es Gespenster gäbe im Schlaf. Dachte er aber sich alles Ernstes zu ermuntern, so wehte es um ihn her, wie mit Schwanenfittigen, und mit schmeichelndem Wogenklang, davon er allemal wieder in den zweifelhaften Zustand angenehm bethört zurück taumelte. Endlich aber mogte er doch wohl ganz entschlafen sein, denn es kam ihm vor, als ergreife ihn das Schwanengesäusel auf ordentlichen Fittigen, und trage ihn weit fort über Land und See, und singe immer aufs anmuthigste dazu. „Schwanenklang! Schwanengesang!" mußte er immerfort zu sich selbst sagen; „das bedeutet ja wohl den Tod?" Aber es hatte vermuthlich noch eine andere Bedeutung. Ihm ward nämlich auf einmal, als schwebe er über dem Mittelländischen Meer. Ein Schwan sang ihm gar tönend in die Ohren, dies sei das Mittelländische Meer. Und während er in die Fluthen hinunter sah,

wurden sie zu lauterm Krystalle, daß er hinein schauen konnte bis auf den Grund. Er freute sich sehr darüber, denn er konnte Undinen sehen, wie sie unter den hellen Krystallgewölben saß. Freilich weinte sie sehr, und sah viel betrübter aus, als in den glücklichen Zeiten, die sie auf Burg Ringstetten mit einander verlebt hatten, vorzüglich zu Anfang, und auch nachher, kurz ehe sie die unseelige Donaufahrt begannen. Der Ritter mußte an alle das sehr ausführlich und innig denken, aber es schien nicht, als werde Undine seiner gewahr. Indessen war Kühleborn zu ihr getreten, und wollte sie über ihr Weinen ausschelten. Da nahm sie sich zusammen, und sah ihn vornehm und gebietend an, daß er fast davor erschrak. „Wenn ich hier auch unter den Wassern wohne," sagte sie, „so hab' ich doch meine Seele mit herunter gebracht. Und darum darf ich wohl weinen, wenn Du auch gar nicht errathen kannst, was solche Thränen sind. Auch die sind seelig, wie alles seelig ist, dem, in welchem treue Seele lebt." Er schüttelte ungläubig mit dem Kopfe, und sagte nach einigem Besinnen: „und doch, Nichte, seid Ihr unseren Elementar-Gesetzen unterworfen, und doch müßt Ihr ihn richtend ums Leben bringen, dafern er sich wieder verehelicht, und Euch untreu wird." „Er ist noch bis diese Stunde ein Wittwer," sagte Undine, „und hat mich aus traurigem Herzen lieb." „Zugleich ist er aber auch ein Bräutigam," lachte Kühleborn höhnisch, „und laßt nur erst ein Paar Tage hingehen, dann ist die priesterliche Einseegnung erfolgt, und dann müßt

Ihr doch zu des Zweiwelbrigen Tode hinauf." „Ich kann ja nicht," lächelte Undine zurück. „Ich habe ja den Brunnen versiegelt, für mich und meines Gleichen fest." „Aber wenn er von seiner Burg geht," sagte Kühleborn, „oder wenn er einmal den Brunnen wieder öffnen läßt! Denn er denkt gewiß blutwenig an alle diese Dinge." „Eben deshalb," sprach Undine, und lächelte noch immer unter ihren Thränen, „eben deshalb schwebt er jetzt im Geiste über dem Mittelmeer, und träumt zur Warnung dies unser Gespräch. Ich hab' es wohlbedächtig so eingerichtet." Da sah Kühleborn ingrimmig zu dem Ritter hinauf, dräuete, stampfte mit den Füßen, und schoß gleich darauf pfeilschnell unter den Wellen fort. Es war, als schwelle er vor Bosheit zu einem Wallfisch auf. Die Schwäne begannen wieder zu tönen, zu fächeln, zu fliegen; dem Ritter war es, als schwebe er über Alpen und Ströme hin, schwebe endlich zur Burg Ringstetten herein, und erwache auf seinem Lager.

Wirklich erwachte er auf seinem Lager, und eben trat sein Knappe herein, und berichtete ihm, der Pater Heilmann weile noch immer hier in der Gegend; er habe ihn gestern zu Nacht im Forste getroffen, unter einer Hütte, die er sich von Baumästen zusammen gebogen habe, und mit Moos und Reisig belegt. Auf die Frage, was er denn hier mache? denn einseegnen wolle er ja doch nicht! sei die Antwort gewesen: „es giebt noch andere Einseegnungen, als die am Traualtar, und bin ich nicht zur Hochzeit gekommen,

so kann es ja doch zu einer andern Feier gewesen sein. Man muß Alles abwarten. Zudem ist ja Trauen und Trauern gar nicht so weit auseinander, und wer sich nicht muthwillig verblendet, sieht es wohl ein."

Der Ritter machte sich allerhand wunderliche Gedanken über diese Worte und über seinen Traum. Aber es hält sehr schwer, ein Ding zu hintertreiben, was sich der Mensch einmal als gewiß in den Kopf gesetzt hat, und so blieb denn auch Alles beim Alten.

---

## Achtzehntes Kapitel.

### Wie der Ritter Huldbrand Hochzeit hielt.

Wenn ich Euch erzählen sollte, wie es bei der Hochzeitfeier auf Burg Ringstetten zuging, so würde Euch zu Muthe werden, als sähet Ihr eine Menge von blanken und erfreulichen Dingen aufgehäuft, aber drüber hin einen schwarzen Trauerflor gebreitet, aus dessen verdunkelnder Hülle hervor die ganze Herrlichkeit minder einer Lust gliche, als einem Spott über die Nichtigkeit aller irdischen Freuden. Es war nicht etwa, daß irgend ein gespenstisches Unwesen die festliche Geselligkeit verstört hätte, denn wir wissen ja, daß die Burg vor den Spukereien der dräuenden Wassergeister eine gefreite Stätte war. Aber es war dem Ritter und dem Fischer und allen Gästen zu Muth, als fehle noch die Hauptperson bei dem Feste, und als müsse diese Hauptperson die allgeliebte freundliche Undine sein. So oft eine Thür aufging, starrten Aller Augen unwillkührlich dahin, und wenn es dann weiter nichts war, als der Hausmeister mit neuen Schüsseln, oder der Schenk mit einem Trunk noch edlern Weins, blickte man wieder trüb vor sich hin, und die Funken, die etwa hin und her von Scherz und Freude aufge-

blickt waren, erloschen in dem Thau wehmüthigen Erinnerns. Die Braut war von Allen die Leichtsinnigste, und daher auch die Vergnügteste; aber selbst ihr kam es bisweilen wunderlich vor, daß sie in dem grünen Kranze und den goldgestickten Kleidern an der Oberstelle der Tafel sitze, während Undine als Leichnam starr und kalt auf dem Grunde der Donau liege, oder mit den Fluthen forttreibe ins Weltmeer hinaus. Denn, seit ihr Vater ähnliche Worte gesprochen hatte, klangen sie ihr immer vor den Ohren, und wollten vorzüglich heute weder wanken noch weichen.

Die Gesellschaft verlor sich bei kaum eingebrochner Nacht; nicht aufgelös't durch des Bräutigams hoffende Ungeduld, wie sonsten Hochzeitversammlungen, sondern nur ganz trüb und schwer auseinander gedrückt, durch freudlose Schwermuth und Unheil kündende Ahnungen. Bertalda ging mit ihren Frauen, der Ritter mit seinen Dienern, sich auszukleiden: von dem scherzend fröhlichen Geleit der Jungfrauen und Junggesellen bei Braut und Bräutigam war an diesem trüben Feste die Rede nicht.

Bertalda wollte sich aufheitern: sie ließ einen prächtigen Schmuck, den Huldbrand ihr geschenkt hatte, sammt reichen Gewanden und Schleiern, vor sich ausbreiten, ihren morgenden Anzug aufs schönste und heiterste daraus zu wählen. Ihre Dienerinnen freueten sich des Anlasses, Vieles und Fröhliches der jungen Herrin vorzusprechen, wobei sie nicht ermangelten, die Schönheit der Neuvermählten mit den lebhaftesten

Worten zu preisen. Man vertiefte sich mehr und mehr in diese Betrachtungen, bis endlich Bertalda, in einen Spiegel blickend, seufzte: „ach, aber seht ihr wohl die werdenden Sommersprossen hier seitwärts am Halse?" Sie sahen hin, und fanden es freilich, wie es die schöne Herrin gesagt hatte, aber ein liebliches Mahl nannten sie's, einen kleinen Flecken, der die Weiße der zarten Haut noch erhöhe. Bertalda schüttelte den Kopf, und meinte, ein Makel bleib' es doch immer. „Und ich könnt' es los sein," seufzte sie endlich. „Aber der Schloßbrunnen ist zu, aus dem ich sonst immer das köstliche, hautreinigende, Wasser schöpfen ließ. Wenn ich doch heut nur eine Flasche davon hätte!" „Ist es nur das?" lachte die behende Dienerin, und schlüpfte aus dem Gemach. „Sie wird doch nicht so toll sein," fragte Bertalda wohlgefällig erstaunt, „noch heut Abend den Brunnenstein abwälzen zu lassen?" Da hörte man bereits, daß Männer über den Hof gingen, und konnte aus dem Fenster sehen, wie die gefällige Dienerin sie gerade auf den Brunnen los führte, und sie Hebebäume und anderes Werkzeug auf den Schultern trugen. „Es ist freilich mein Wille," lächelte Bertalda; „wenn es nur nicht zu lange währt." Und, froh, im Gefühl, daß ein Wink von ihr jetzt vermöge, was ihr vormals so schmerzhaft geweigert worden war, schaute sie auf die Arbeit in den mondhellen Burghof hinab.

Die Männer hoben mit Anstrengung an dem großen Stein; bisweilen seufzte wohl Einer dabei, sich erinnernd, daß man hier der geliebten vorigen Herrin

Werk zerstöre. Aber die Arbeit ging übrigens viel leichter, als man gemeint hatte. Es war, als hülfe eine Kraft aus dem Brunnen heraus, den Stein empor bringen. „Es ist ja," sagten die Arbeiter erstaunt zu einander, „als wäre das Wasser drinnen zum Springborne worden." Und mehr und mehr hob sich der Stein, und fast ohne Beistand der Werkleute rollte er langsam mit dumpfem Schallen auf das Pflaster hin. Aber aus des Brunnens Oeffnung stieg es gleich einer weißen Wassersäule feierlich herauf; sie dachten erst, es würde mit dem Springbrunnen Ernst, bis sie gewahrten, daß die aufsteigende Gestalt ein bleiches, weißverschleiertes Weibsbild war. Das weinte bitterlich, das hob die Hände ängstlich ringend über das Haupt, und schritt mit langsam ernstem Gange nach dem Schloßgebäu. Auseinander stob das Burggesind vom Brunnen fort, bleich stand, Entsetzens starr, mit ihren Dienerinnen, die Braut am Fenster. Als die Gestalt nun dicht unter deren Kammern hinschritt, schaute sie winselnd nach ihr empor, und Bertalda meinte, unter dem Schleier Undine's bleiche Gesichtszüge zu erkennen. Vorüber aber zog die Jammernde, schwer, gezwungen, zögernd, wie zum Hochgericht. Bertalda schrie, man solle den Ritter rufen; es wagte sich keine der Zofen aus der Stelle, und auch die Braut selber verstummte wieder, wie vor ihrem eigenen Laut erbebend.

Während Jene noch immer bang' am Fenster standen, wie Bildsäulen regungslos, war die seltsame Wandrerin in die Burg gelangt, die wohlbekannten

Treppen hinauf, die wohlbekannten Hallen durch, immer in ihren Thränen still. Ach, wie so anders war sie einstens hier umher gewandelt! —

Der Ritter aber hatte seine Diener entlassen. Halb ausgekleidet, im betrübten Sinnen, stand er vor einem großen Spiegel; die Kerze brannte dunkel neben ihm. Da klopfte es an die Thür mit leisem, leisem Finger. Undine hatte sonst wohl so geklopft, wenn sie ihn freundlich necken wollte. „Es ist Alles nur Phantasterei!" sagte er zu sich selbst. „Ich muß ins Hochzeitbett." „Das mußt Du, aber in ein kaltes!" hörte er eine weinende Stimme draußen vor dem Gemache sagen, und dann sah er im Spiegel, wie die Thüre aufging, langsam, langsam, und wie die weiße Wandrerin hereintrat, und sittig das Schloß wieder hinter sich zudrückte. „Sie haben den Brunnen aufgemacht," sagte sie leise, „und nun bin ich hier, und nun mußt Du sterben." Er fühlte in seinem stockenden Herzen, daß es auch gar nicht anders sein könne, deckte aber die Hände über die Augen, und sagte: „mache mich nicht in meiner Todesstunde durch Schrecken toll. Wenn Du ein entsetzliches Antlitz hinter dem Schleier trägst, so lüfte ihn nicht, und richte mich, ohne daß ich Dich schaue." „Ach," entgegnete die Wandrerin, „willst Du mich denn nicht noch ein einziges Mal sehen? Ich bin schön, wie als Du auf der Seespitze um mich warbst." „O, wenn das wäre!" seufzte Huldbrand; „und wenn ich sterben dürfte an einem Kusse von Dir." „Recht gern, mein Liebling," sagte sie. Und ihre Schleier schlug

sie zurück, und himmlisch schön lächelte ihr holdes Antlitz daraus hervor. Bebend vor Liebe und Todesnähe neigte sich der Ritter ihr entgegen, sie küßte ihn mit einem himmlischen Kusse, aber sie ließ ihn nicht mehr los, sie drückte ihn inniger an sich, und weinte, als wolle sie ihre Seele fortweinen. Die Thränen drangen in des Ritters Augen, und wogten im lieblichen Wehe durch seine Brust, bis ihm endlich der Athem entging, und er aus den schönen Armen als ein Leichnam sanft auf die Kissen des Ruhebettes zurück sank.

„Ich habe ihn todt geweint!" sagte sie zu einigen Dienern, die ihr im Vorzimmer begegneten, und schritt durch die Mitte der Erschreckten langsam nach dem Brunnen hinaus.

---

## Neunzehntes Kapitel.

### Wie der Ritter Huldbrand begraben ward.

Der Pater Heilmann war auf das Schloß gekommen, sobald des Herrn von Ringstetten Tod in der Gegend kund geworden war, und just zur selben Stunde erschien er, wo der Mönch, welcher die unglücklichen Vermählten getraut hatte, von Schreck und Grausen überwältigt, aus den Thoren floh. — „Es ist schon recht," entgegnete Heilmann, als man ihm dieses ansagte: „und nun geht mein Amt an, und ich brauche keines Gefährten." Darauf begann er, die Braut, welche zur Wittwe worden war, zu trösten, so wenig Frucht es auch in ihrem weltlich lebhaften Gemüthe trug. Der alte Fischer hingegen fand sich, obzwar von Herzen betrübt, weit besser in das Geschick, welches Tochter und Schwiegersohn betroffen hatte, und während Bertalda nicht ablassen konnte, Undinen Mörderin zu schelten und Zauberin, sagte der alte Mann gelassen: „es konnte nun einmal nicht anders sein. Ich sehe nichts darin, als die Gerichte Gottes, und es ist wohl Niemandem Huldbrand's Tod mehr zu Herzen gegangen, als der, die ihn verhängen mußte, der armen, verlassnen Undine!" Dabei half er die Begräbnißfeier anordnen, wie es dem Range des Todten geziemte.

Dieser sollte in einem Kirchdorfe begraben werden, auf dessen Gottesacker alle Gräber seiner Ahnherren standen, und welches sie, wie er selbst, mit reichlichen Freiheiten und Gaben geehrt hatten. Schild und Helm lagen bereits auf dem Sarge, um mit in die Gruft versenkt zu werden, denn Herr Huldbrand von Ringstetten war als der Letzte seines Stammes verstorben, die Trauerleute begannen ihren schmerzvollen Zug; Klagelieder in das heiter stille Himmelblau hinauf singend, Heilmann schritt mit einem hohen Crucifix voran, und die trostlose Bertalda folgte, auf ihren alten Vater gestützt. — Da nahm man plötzlich in mitten der schwarzen Klagefrauen in der Wittib Gefolge, eine schneeweiße Gestalt wahr, tief verschleiert, und die ihre Hände inbrünstig jammernd empor wand. Die, neben welchen sie ging, kam ein heimliches Grauen an, sie wichen zurück oder seitwärts, durch ihre Bewegung die Andern, neben die nun die weiße Fremde zu gehen kam, noch sorglicher erschreckend, so daß schier darob eine Unordnung unter dem Trauergefolge zu entstehen begann. Es waren einige Kriegsleute so dreist, die Gestalt anreden, und aus dem Zuge fortweisen zu wollen, aber denen war sie wie unter den Händen fort, und ward dennoch gleich wieder mit langsam feierlichem Schritte unter dem Leichengefolge mitziehend gesehen. Zuletzt kam sie während des beständigen Ausweichens der Dienerinnen bis dicht hinter Bertalda. Nun hielt sie sich höchst langsam in ihrem Gange, so daß die Wittib ihrer nicht gewahr ward, und sie sehr demüthig und sittig hinter dieser ungestört fortwandelte.

Das währte, bis man auf den Kirchhof kam, und der Leichenzug einen Kreis um die offne Grabstätte schloß. Da sah Bertalda die ungebetene Begleiterin, und halb in Zorn, halb in Schreck auffahrend, gebot sie ihr, von der Ruhestätte des Ritters zu weichen. Die Verschleierte aber schüttelte sanft verneinend ihr Haupt, und hob die Hände, wie zu einer demüthigen Bitte gegen Bertalda auf, davon diese sich sehr bewegt fand, und mit Thränen daran denken mußte, wie ihr Undine auf der Donau das Korallenhalsband so freundlich hatte schenken wollen. Zudem winkte Pater Heilmann, und gebot Stille, da man über dem Leichnam, dessen Hügel sich eben zu häufen begann, in stiller Andacht beten wolle. Bertalda schwieg und kniete, und alles kniete, und die Todtengräber auch, als sie fertig geschaufelt hatten. Da man sich aber wieder erhob, war die weiße Fremde verschwunden; an der Stelle, wo sie gekniet hatte, quoll ein silberhelles Brünnlein aus dem Rasen, das rieselte und rieselte fort, bis es den Grabhügel des Ritters fast ganz umzogen hatte; dann rannte es fürder, und ergoß sich in einen stillen Weiher, der zur Seite des Gottesackers lag. Noch in späten Zeiten sollen die Bewohner des Dorfes die Quelle gezeigt, und fest die Meinung gehegt haben, dies sei die arme, verstoßene Undine, die auf diese Art noch immer mit freundlichen Armen ihren Liebling umfasse.

---

5

# Ausgewählte
# Novellen, Erzählungen, Schauspiele und Gedichte

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Erster Theil.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Ausgewählte Werke

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand.

## Neunter Band.

Novellen, Erzählungen, Schauspiele und Gedichte.

Erster Theil.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Ausgewählte

# Novellen, Erzählungen, Schauspiele und Gedichte

von

**Friedrich Baron de La Motte Fouqué.**

**Erster Theil.**

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Ausgewählte Werke

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand.

## Neunter Band.

Novellen, Erzählungen, Schauspiele und Gedichte.

Erster Theil.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

# Die

# beiden Hauptleute.

# Erstes Kapitel.

Ein milder Abend stieg aus den Seefluthen an dem Gestade von Malaga herauf, die Guitarren vieler heitern Sänger in den Hafenschiffen sowohl, als in den städtischen Häusern und zierlichen Gartenwohnungen erweckend. Wetteifernd mit den Stimmen der Vögel, begrüßte jenes melodische Geschwirre die erquickende Kühle, und schwebte, zugleich mit dem frischen Nebelgedüft aus Wasser und Wiesen, über der paradiesischen Gegend. Einige Haufen Fußvolk, die am Strande lagen, und dort, um mit dem frühesten Morgen zum Einschiffen fertig zu sein, die Nacht verbringen wollten, vergaßen vor den Reizen der anmuthigen Abendzeit, daß sie diese letzten Stunden auf europischem Boden noch recht behaglich dem sichern Schlafe hinzugeben gemeint hatten; sie fingen an, Soldatenlieder zu singen, einander die mit feurigem Xereswein gefüllten Feldflaschen zuzutrinken, und den großmächtigen Kaiser Karl den Fünften leben zu lassen, welcher jetzt eben

belagernd vor dem Seeräuberneste Tunis lag, und dem sie zur Unterstützung nachzuschiffen bestimmt waren. — Das vergnügte Kriegsvolk war nicht allzumal eines Stammes. Nur zwei Fähnlein desselben bestanden aus Spaniern; das dritte bildeten lauter deutsche Landsknechte, und es hatte wohl hin und her unter den verschiedenen Kampfgenossen wegen Verschiedenheit der Sitten und Sprache Neckereien gesetzt. Nun aber zog die Gemeinschaft der nahen Seereise und rühmlichen Gefahr, zusammt der gleichen Erquickung, welche der linde, südliche Abend durch alle Seelen und Leiber ergoß, das Band der Kameradschaft in völliger, ungestörter Eintracht zusammen. Die Deutschen versuchten castilisch zu reden, die Hispanier, deutsch, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, von den vorkommenden Sprachfehlern und Verwirrungen Aufhebens zu machen. Man half sich gegenseitig ein, nichts anders beachtend, als den guten Willen des Gefährten dem Gefährten in dessen eigener Sprache näher zu kommen.

Etwas entfernt von dem lustigen Getümmel hatte sich ein junger deutscher Hauptmann, Herr Heimbert von Waldhausen genannt, unter einem Korkbaume niedergelassen, mit angestrengten Blicken nach den Sternbildern hinauf sehend, und auf diese Weise dem frischen, lustigen Gesellschaftssinne, den seine Kameraden sonst an ihm kannten und liebten, wie ganz entfremdet geworden. Da machte sich der spanische Hauptmann Don Fadrique Mendez zu ihm, Jüngling, wie er, aller Waffenübungen gewandter Freund wie er, aber gewöhnlich eben so strengen und nachdenklichen

Sitten, als Heimbert freudigen und milden ergeben. — „Verzeiht, Señor," hub der feierliche Spanier an, „wenn ich Euch in Euren Betrachtungen störe. Da ich Euch aber als einen gar muthigen Kämpfer und höchst getreuen Waffenbruder in manchen heißen Stunden zu erkennen öfters die Ehre gehabt habe, mögte ich wohl vor allen Andern Euch gern um einen Ritterdienst ersuchen, wenn es mit Euren eignen Entwürfen und Vorsätzen für diese Nacht bestehen kann." — „Lieber Herr," entgegnete der freundliche Heimbert, „ich habe wohl allerdings vor Sonnenaufgang noch Wichtiges zu schaffen, aber bis Mitternacht bin ich vollkommen frei, und Euch zu jeder waffenbrüderlichen Hülfe bereit." — „Das genügt," sagte Fadrique, „denn um Mitternacht müssen die Töne schon längst verklungen sein, mit denen ich von dem Theuersten, was ich vordem in dieser meiner Vaterstadt kannte, Abschied zu nehmen gedenke. Damit ihr aber von der ganzen Angelegenheit so unterrichtet sein möget, wie es einem edlen Genossen zukommt, so höret mich auf einige Augenblicke achtsam an."

„Geraume Zeit, bevor ich Malaga verließ, um in unsers großen Kaisers Heeren die Glorie seiner Waffen durch Italien ausbreiten zu helfen, diente ich nach der Weise junger Ritter einem schönen Fräulein dieser Stadt, welches Lucila geheißen ist. Sie stand damals noch kaum an der Gränze, wo sich die Kindheit von der erwachsenen Jungfräulichkeit absondert, und so wie ich — ein nur eben waffenfähig gewordner Knabe, — meine Huldigungen in freundlich kindischem Sinne dar-

brachte, wurden sie von meiner jungen Herrin gleichfalls auf freundlich kindische Weise empfangen. Ich zog endlich darüber nach Italien, und wie Ihr wohl, da wir seitdem Genossen wurden, selbsten wißt, durch manch ein heißes Gefecht, und durch manch eine zauberisch lockende Gegend jenes erquicklichen Landes. Unter allen den Verwandlungen hielt ich meiner zarten Gebieterin Bildniß unwandelbar in mir fest, und setzte meine ehrerbietigen Dienstleistungen gegen dasselbe zu keiner Stunde aus, ob ich es zwar gegen Euch nicht verschweigen kann, daß ich mehr damit dem Worte, welches ich bei meiner Abreise verpfändet hatte, Genüge that, als irgend einem treibenden und sogar unmäßig glühenden Gefühle meines Herzens. Als wir nun endlich aus so mannigfach fremden Landen vor einigen Wochen wieder in meine Vaterstadt einrückten, fand ich meine Herrin an einen vornehmen und reichen Ritter dieses Ortes verheirathet. Heißer, als bisher die Liebe, spornte mich nun die Eifersucht — dieses beinahe allmächtige Kind des Himmels und der Höllen — an, Lucilen auf allen Schritten und Tritten nachzugehen: von ihrer Wohnung nach der Kirche, von dort bis vor die Thür irgend einer Freundin, von dort wieder bis an ihre Heimath oder in einen edlen Cirkel von Damen und Rittern, und so unermüdet überall hin, so weit es sich irgend nur thun ließ. Als ich mir aber endlich die Ueberzeugung verschaffte, es diene ihr kein andrer junger Ritter, und sie gehöre mit ganzem Gemüthe einzig nur dem ihr von den Aeltern erkorenen, nicht aber selbst ersehnten, Ehemanne an, gab

ich mich vollkommen zufrieden, und würde auch Euch in diesem Augenblicke nicht beschwerlich fallen, nur daß Lucila mir vorgestern nahe trat, mir ins Ohr flüsternd, ich solle ihren Herrn nicht reizen, denn er sei sehr zornig und kühn; ihr zwar drohe keine Gefahr, auch nicht die mindeste, dabei, weil er sie über Alles liebe und ehre, auf mich aber werde sich sein Grimm desto furchtbarlicher entladen. Da seht Ihr denn leichtlich ein, viel edler Waffenbruder, daß ich nicht umhin konnte, meine Verachtung aller eignen Gefahr dadurch zu bewähren, daß ich Lucilen nun gar nicht mehr von den Fersen wich, und ihr allnächtlich Serenaden vor den blumigen Fenstern sang, bis der Morgenstern die Meeresfluth zu seinem Spiegel zu machen begann. Heute Nacht reiset Lucila's Gemahl um die zwölfte Stunde nach Madrid, und von da an will ich die Straße, drinnen er wohnt, auf alle Weise meiden, bis dahin aber, sobald es dunkel genug geworden ist, um mit Anstand eine Serenade zu beginnen, unaufhörlich vor seinem Hause Liebesromanzen erschallen lassen. Freilich habe ich Spuren, daß nicht nur er, sondern auch Lucila's Brüder gegen mich ihre Degen gewetzt halten, und eben deshalb, Señor, habe ich Euch ersucht, mir auf dieser kurzen Wanderung mit Eurer tapfern Klinge Gesellschaft zu leisten."

Heimbert faßte mit freudiger Zusicherung des Spaniers Hand, und sagte dabei: „Euch zu beweisen, lieber Herr, wie gern ich thue, was Ihr von mir begehrt, will ich, Euch Vertrauen mit Vertrauen erwiedernd, eine anmuthige Geschichte erzählen, die mir in

dieser Stadt begegnet ist, und Euch nach Mitternacht auch um einen kleinen Gegendienst bitten. Meine Geschichte ist kurz, und wird uns nicht länger aufhalten, als wir ohnehin warten müßten, bis die Dämmerung tiefer und schattiger herein gesunken ist."

„Am Tage, nachdem wir hier eingerückt waren, hatte ich meine Lust daran, mich in den schönen Gärten zu ergehen, die es hier giebt. Ich bin nun schon lange in den südlichen Landen, aber beinahe muß ich glauben, die Träume, welche mich allnächtlich nach Deutschland heim führen, sind daran Schuld, daß mir das ganze Wesen hier so fremd und erstaunenswürdig bleibt. Wenigstens alle Morgen, wenn ich erwache, verwundre ich mich aufs neue, als wäre ich eben erst angekommen. So ging ich auch damals wie bethört an den Aloestauden, unter den Lorbeer- und Oleanderbäumen umher. Plötzlich schreit es neben mir auf, und eine weißgekleidete schlanke Dame fliegt ohnmächtig in meinen Arm, während da und dort ihre Gespielinnen neben uns vorbei aus einander laufen. Wie denn nun doch immer ein Soldat ziemlich schnell seine Sinne zusammen zu fassen weiß, werde ich auch bald gewahr, daß ein wüthender Stier hinter der Schönen drein ist. Schnell schwinge ich sie über einen blühenden Heckenzaun hinüber, und mich ihr nach, worauf das Unthier, zornblind, an uns vorbei setzt, von dem ich nachher weiter nichts erfahren habe, als daß einige junge Ritter auf einem benachbarten Hofe damit eine Vorübung zum Stiergefecht hatten beginnen wollen,

weshalb es denn so wüthig durch die Gärten gebrochen war."

„Ich stand nun ganz allein, die ohnmächtige Dame in meinem Arm, die so wunderlieblich anzuschauen war, daß ich mich in meinem Leben nicht wohler gefühlt habe, aber auch nicht weher. Ich legte sie endlich auf den Rasen nieder, und besprengte ihr die Engelsstirn mit Wasser aus einem nahen Springbrönnelein. Wohl kam es mir in den Sinn, daß man Ohnmächtigen die Kleider lüften solle, aber Du Gott! wie hätte ich das wagen mögen bei diesem himmelreinen Bild. Sie kam auch so wieder zu sich, und als die Klarheit ihrer seeligen Augen aufging, meinte ich ahnen zu können, wie den verklärten Geistern zu Muthe sei."

„Sie dankte mit eben so anmuthigen als sittigen Worten, und hieß mich ihren Ritter, aber ich konnte in der seeligen Verzauberung keinen Ton über die Lippen bringen, und sie muß mich wohl beinahe für stumm gehalten haben. Endlich lösete sich mir dennoch die Rede, und da strömte auch gleich die Bitte vom Herzen mit fort, das holde Frauenbild wolle sich doch ja noch öfter in diesem Garten schauen lassen; in wenigen Wochen treibe mich der Dienst des Kaisers in das heiße Afrika hinein, bis dahin solle sie mir den seeligen Anblick gönnen. Sie sah mich halb lächelnd, halb weichmüthig an, und sagte Ja. Auch hat sie Wort gehalten, und ist mir fast täglich erschienen, ohne daß wir eben viel dabei mit einander gesprochen hätten. Denn ob sie bisweilen auch ganz allein war, konnte ich doch nicht viel Andres beginnen, als stau=

nend und verzückt neben ihr hergehen. Manchmal sang sie dann wohl ein Lied, und ich auch eines. Als ich ihr nun gestern kund that, daß unsre Abfahrt so nahe sei, war es, als trete es wie Thau in ihre himmlischen Augen. Ich mogte wohl auch ganz wehmüthig aussehen, denn sie sagte wie tröstend zu mir: „o Ihr frommer, kindlicher Kriegsmann, Euch darf man vertrauen, wie man einem Engel vertraut. Nach Mitternacht, ehe die Dämmerung zu Eurer Fahrt anbricht, vergönne ich es Euch, Abschied von mir zu nehmen an eben dieser Stelle. Könnt Ihr aber einen treuen, verschwiegnen Gefährten finden, der jedes Eintreten von der Gasse her verhindert, so ist es gut. Denn manch ein Kriegsmann sonst mögte wohl im wildern Muthe von einem Abschiedsschmause kommend, durch die Stadt hinziehen." — „Nün hat mir Gott einen solchen Gefährten beschieden, und ich gehe noch um Eins so freudig zu der holden Maid."

„Mögte nur der Gang, zu welchem Ihr mich fordert, reicher sein an Gefahr, entgegnete Fadrique, damit ich Euch thätiger bezeigen könnte, wie ich mit Blut und Leben der Eurige bin. Aber kommt, edler Genosse; die Stunde zu meinem Abenteuer ist erschienen."

Und in ihre Mäntel gehüllt, schritten die Jünglinge eilig in die Stadt hinauf, nachdem Fadrique noch vorher eine schöne Guitarre unter den Arm genommen hatte.

---

# Zweites Kapitel.

Die Nachtviolen vor Lucila's Fenster begannen schon ihren erquickenden Duft auszuströmen, als Fabrique, gegenüber, in den Winkel eines alten, weit schattenden Kirchengebäudes gelehnt, sein Instrument zu stimmen begann. Heimbert hatte sich unfern von ihm hinter einen Pfeiler gestellt, die bloße Klinge unter dem Mantel, und ließ die klaren, blauen Augen, zwei wachthaltenden Sternen gleich, ruhig und durchdringend umher leuchten. Fabrique sang:

„Auf den frühlingshellen Wiesen
Stand ein Blümlein hell im Maien,
Weiß und röthlich, schlank und zart,
Mir, dem Jüngling, Augenweide,
Das ich oftmal angesungen,
Sein gepflegt mit sitt'gem Schmeicheln. —
Fernhin zog ich seit hinaus,
Auf gewagte blut'ge Reise,
Und nun ich zurück gekommen,
Steht nicht Blümlein mehr im Freien,
Hat ein Gärtner es verpflanzt,
Hegt es in verschloss'nen Kreisen,
Hat's verzäunt mit goldnen Gittern,
Will, ich soll das Blümlein meiden.
Und ich gönn' ihm seine Gitter,
Gönn' ihm seiner Riegel Eisen,

Doch, ringsum durch's Kühle wandelnd,
Rühr' ich meiner Zither Saiten,
Strebe nach wie vor, des Blümleins
Wundersüße Huld zu preisen,
Und der Gärtner darf mir nimmer
So bescheid'ne Lust verweigern."

„Es kommt drauf an, Señor;" sagte ein Mann, dicht, und wie er meinte, unvermuthet, vor Fadrique hintretend, aber dieser war durch einen Wink seines achtsamen Genossen bereits von der Annäherung des Fremden unterrichtet, und konnte diesem also mit desto größerer Kaltblütigkeit erwiedern: „wenn Ihr gewillt seid, Señor, meiner Guitarre den Prozeß zu machen, so hat sie auf solche Fälle eine stählerne Zunge bei sich, die ihr schon einige Mal ganz vortreffliche Advokatendienste geleistet hat. Mit wem beliebt Euch nun eigentlich zu sprechen; mit der Zither oder mit dem Advokaten?"

Während nun der fremde Mann noch etwas verlegen schwieg, hatte sich Heimbert zwei verhüllten Gestalten genähert, welche einige Schritte davon standen, wie um seinem Genossen, falls er flüchtig zu werden gedenke, den Paß abzuschneiden. — „Ich glaube, liebe Herren," sagte Heimbert sehr freundlich, „wir treiben hier das gleiche Geschäft, indem wir zu verhindern bemüht sind, daß Niemand das Gespräch jener beiden Edelleute störe. Wenigstens, was mich betrifft, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß Jeder, welcher sich zwischen die Verhandlung mischen will, meinen Stoßdegen im Herzen hat. Seid also nur gutes Mu-

thes, ich denke, wir wollen unsre Schuldigkeit allzumalen rechtschaffen thun.“ — Die Verhüllten neigten sich mit höflicher Verlegenheit und schwiegen still.

Ueberhaupt waren vor der kaltblütigen Ruhe, mit welcher die zwei Soldaten die ganze Verhandlung betrieben, ihre drei Gegner in große Verwirrung gerathen, und wußten nicht recht, wie sie den Streit anfangen sollten. Da griff endlich Fabrique wieder stimmend in die Saiten, und schickte sich an, ein neues Liedchen zu beginnen. Dieses Zeichen von Verachtung, gleichsam als sei von gar keiner Gefahr, oder auch nur Bedenklichkeit, die Rede gewesen, erbitterte endlich den Gemahl Lucila's, — denn er war es, welcher seinen Stand bei Don Fabrique genommen hatte, — dergestalt, daß er ohne weiteres seine Klinge aus der Scheide riß, mit von Wuth unterdrückter Stimme rufend: „zieht, oder ich stoße Euch unerwartet nieder!“ — „Recht sehr gern, Señor,“ entgegnete Fabrique ruhig. „Ihr habt nicht nöthig, mir deshalb zu drohen. Ihr könnt mir das ja wohl in allem Guten sagen.“ — Und damit legte er seine Guitarre sorgsam in eine Mauerblende der Kirche, faßte den Degen, seinen Widersacher zierlich grüßend, in die Rechte, und das Gefecht hub an.

Anfänglich hielten sich die beiden Verhüllten, Lucila's Brüder, an Heimbert's Seite ganz ruhig, aber als Fabrique begann, ihren Schwager siegreich und heftig im Kreise umher zu treiben, machten sie Miene, an dem Kampfe Theil nehmen zu wollen. Da ließ Heimbert seine gewaltige Klinge im Mondenschein fun-

keln, und sagte: „ei liebe Herren, Ihr werdet mir doch nicht zumuthen, daß ich eben gegen Euch ausführen soll, was ich vorhin versicherte? Bitt' Euch sehr, wollet mich nicht dazu zwingen, aber wenn es nicht anders ist, halte ich ehrlich mein Wort, darauf könnt Ihr Euch sonder allen Zweifel verlassen." — Die beiden jungen Leute blieben hierauf regungslos stehen, überrascht sowohl von der Festigkeit, als von der treuherzigen Freundlichkeit, welche aus Heimbert's Worten klang.

Derweile hatte Don Fadrique, obgleich den Gegner drängend, dennoch sich großmüthig gehütet, ihn zu verletzen, und ihm endlich mit einem gewandten Fechtergriff das Schwerdt aus der Faust gewunden, so daß Lucila's Gemahl vor dem unvermutheten Anlauf, und im Schreck der Entwaffnung, einige Schritte zurück taumelte. Aber Fadrique warf den genommenen Degen mit einer geschickten Wendung in die Luft, fing die Klinge nahe an der Spitze wieder, und sagte, dem Gegner das Gefäß verbindlichen Anstandes entgegen haltend: „nehmt hin Señor, und ich hoffe, unsre Ehrensache ist nun ausgemacht, da ich Euch unter diesen Umständen gestehen kann, daß ich blos hier bin, um zu beweisen, daß ich mich vor keiner Degenspitze in der Welt fürchte. Zudem schlägt die Glocke so eben vom alten Dome zwölf, und ich gebe Euch mein Ehrenwort als Ritter und Soldat, daß weder Doña Lucila im geringsten mit meiner Aufwartung zufrieden ist, noch ich auch von jetzt an, und bleibe ich auch hundert Jahre in Malaga, an dieser Stätte liebeln

und singen werde. Laßt immerhin Euren Reisewagen vorfahren, und somit Gott befohlen." — Dann grüßte er nochmals seinen verlegnen Besiegten mit ernster, feierlicher Höflichkeit, und entfernte sich. Heimbert folgte ihm, nachdem er noch den beiden Jünglingen freundlich die Hände geschüttelt hatte, sprechend: „nein, liebe junge Herren, das muß Euch ja nimmermehr in den Sinn kommen, Euch einzumischen, wo zwei andre einen ehrlichen Zweikampf mitsammen halten. Hört Ihr wohl?"

Bald darauf hatte er seinen Gefährten eingeholt, und wandelte nun voll heißer Erwartung, in freudigem, und dennoch so wehmüthigem Herzklopfen neben ihm her, daß er kein einziges Wort hervor zu bringen wußte. Auch Don Fadrique Mendes hielt sich still; nur als Heimbert an der zierlichen Gartenpforte stehen blieb und heiter auf die früchtereich herab hangenden Pomeranzenzweige wies, sprechend: „wir sind zur Stelle, lieber Genoß!" nur da that der Spanier seinen Mund wie zu einer Frage auf, wandte sich aber gleich darauf ab, und sagte blos: „versteht sich, daß ich Euch den Eingang hüte, bis ans Morgenroth. Ihr habt mein Ehrenwort." — Damit fing er an, wie eine Schildwacht, gezückten Schwerdtes, vor der Pforte auf und ab zu wandeln, und Heimbert schlüpfte seelig zitternd in die würzig dunkelnden Laubgänge hinein.

---

# Drittes Kapitel.

Er durfte nicht lange suchen nach dem holden Sternbilde, von welchem er wohl fühlte, daß es fortan den Lauf seines ganzen Lebens zu leiten erkoren sei. Die zarte Frauengestalt schritt ihm unfern von dem Eingange entgegen, leise weinend, wie es ihm der eben aufsteigende Vollmond offenbarte, und dennoch in so unendlicher Anmuth lächelnd, daß die Thränen mehr einem feierlichen Perlenschmuck, als einem Schleier des Schmerzens, zu vergleichen waren. Im tiefen, endlosen Wohl und Weh gingen die beiden Liebenden schweigend neben einander durch die blühenden Hecken hin; bisweilen streifte ein im Nachthauche wehender Zweig die Zither in der Dame Arm, daß ein leises Schwirren daraus hervor ging, sich in das Getöne der Nachtigallen mischend, oder die zarte Rechte des Fräuleins bebte auch selbst in fliegenden Accorden über die Saiten hin. Wenn die Sterne schossen, war es, als schwängen sie sich den verflognen Zitherklängen nach. O wahrhaft seelig war diese Nacht dem Jüngling und der Jungfrau zu nennen, denn kein verwegenes Wollen, kein unreines Wünschen drang auch nur leise in ihr Gemüth. Sie gingen neben einander her, vergnügt, daß es der liebe Gott ihnen also vergönnte, und so

wenig irgend eines andern Glückes begehrend, daß auch die Vergänglichkeit des gegenwärtigen milde verschwimmend in den Hintergrund ihrer Gedanken zurück sank.

In der Mitte des schönen Gartengeheges fand sich ein großer freier Rasenplatz, mit schlanken, weißen Bildsäulen geziert, einen lieblich plätschernden Springbrunnen umfassend. An dessen Rande ließen sich die beiden Liebenden nieder, ihr frommes Auge bald an den mondlich funkelnden Wasserlichtern, bald Jedes an der reinen Schönheit des andern weidend und erquickend. Die Jungfrau rührte ihre Guitarre, und Heimbert sang, von ihm fast unverstandner Sehnsucht getrieben, ungefähr folgende Worte dazu:

„Ich hab' ein süßes Leben,
Weiß seinen Namen nicht.
Ach, wollt's mir Kunde geben,
Daß meiner Lippen Leben
In rechten feinen, leisen
Lied'sklängen dürfte preisen,
Was doch mein Herz ohn' Ende spricht."

Er schwieg plötzlich, und ward sehr roth, weil er befürchtete, viel zu dreist geworden zu sein. Die Dame erröthete auch, tändelte halb abgewendet auf den Zithersaiten fort, und sang endlich wie träumend hinein:

„An dem Brunnen, Mondeslichter,
Auf den Wasserlichtern wankend,
Ach, wer sitzt an Jünglings Seite
Singend auf dem weichen Rasen?

Soll die Jungfrau gar sich nennen,
Da schon ungenannt ihr wallen
Gluth der Schaam im bangen Herzen,
Gluth der Schaam auf heißen Wangen?
Erst soll man den Ritter nennen,
Der am allerschönsten Tage,
Wo Castilien jemals siegte:
Der, ein sechzehnjähr'ger Knabe,
Vor Pavia schon gefochten,
Lust der Spanier, Schreck der Franken.
Heimbert ist der Held geheißen,
Siegreich in viel prächt'gen Schlachten,
Und bei solchem tapfern Ritter
Sitzend auf dem weichen Rasen,
Kündend ihm des Namens Laute,
Schämt sich nicht mehr Doña Clara."

„O mein Gott," sagte Heimbert, von einem andern Rothe, als vorhin, übergossen, „o mein Gott, Doña Clara, das bei Pavia war ja nur ein lustig siegreiches Waffenspiel, und wenn mir auch nachher bisweilen ein Treffen etwas schwer aufgelegen hat, wie mogte ich denn ja so überschwängliche, recht himmlische Herrlichkeit damit verdienen, als diese hier! O so weiß ich denn nun, wie Ihr heißt, und darf Euch künftig bei Namen nennen, Ihr engelsholde Doña Clara, Ihr seelig leuchtende Doña Clara! — Nun sagt mir doch aber auch, wer Euch von meinem bischen Fechten so Günstiges vorerzählt hat, so will ich ihn auf Händen tragen forthin."

„Meint denn der edle Heimbert von Waldhausen," entgegnete Clara, „die edelsten Geschlechter Spaniens hätten nicht ihre Söhne eben dahin gesendet,

wo er stand in der heißen Schlacht? Ihr habt sie ja neben Euch fechten sehen, wie sollte nicht irgend ein Verwandter mir Eure Herrlichkeit verkünden?" —

Indem läutete ein kleines silberhelles Glöcklein aus einem nahen Palaste hervor, und Clara flüsterte: „es ist die höchste Zeit. Mit Gott, mein Held!" — Und durch hervor stürzende Thränen lächelte sie den Jüngling an, und neigte sich gegen ihn, und es war ihm fast, als fühlte er einen blumenduftigen Kuß über seine Lippen hinhauchen. Als er sich recht besann, war Clara verschwunden, die Morgenwolken begannen zu röthen, und Heimbert, einen Himmel voll stolzen Liebesglückes im Herzen, ging nach der Pforte zu seinem wartenden Freunde zurück.

---

# Viertes Kapitel.

„Ist es gefällig?" fragte Fabrique, als Heimbert aus dem Garten trat, und hielt ihm sein gezücktes Schwerdt in Fechterstellung entgegen. — „Ei, Ihr irrt Euch, mein lieber Genosse," lächelte der Deutsche zurück. „Ich bin es ja, den Ihr vor Euch habt." — „Glaubt nicht, Ritter Heimbert von Waldhausen," sagte Fabrique, „daß ich Euch verkenne. Aber mein Wort ist gelöst, meine Stunden als Schildwach' hab' ich ehrlich gehalten, und nun bitt' ich Euch ohne weitre Umstände, legt Euch aus und fechtet mit mir auf Tod und Leben, so lange noch das Herzblut durch unser beider Adern rinnt." — „Daß Gott!" seufzte Heimbert, „ich habe wohl schon oftmalen davon gehört, daß es in südlichen Landen Hexen geben soll, die den Leuten mit Zauberspruch und Zaubergebräuchen die Sinne verwirren. Aber erlebt hab' ich es bis auf den heutigen Tag noch nimmermehr. Faßt Euch, mein lieber, guter Kamerad, und geht mit mir an den Strand zurück." — Fabrique lachte grimm auf, und sagte: „lasset doch ab von Eurem albernen Wahn, und wenn man Euch denn alles sogar von Wort zu Wort vorsagen muß, auf daß Ihr es verstehet, so wisset, daß die Dame, welche Euch dort im Laub-

gange dieses meines Gartens entgegen kam, Doña Clara Mendes, meine einzige leibliche Schwester ist. Nun frisch also, und ohne fernere Vorrede an das Werk!" — „Da sei Gott vor!" rief der deutsche Jüngling, seine Klinge nicht anrührend. „Mein Schwager sollt Ihr werden, Fadrique, nicht aber mein Mörder, und noch minder ich der Eurige." — Fadrique schüttelte blos unwillig den Kopf, und rückte mit gemessenen Kampfesritten gegen seinen Genossen an. Dieser aber blieb noch immer unbeweglich stehen, und sagte: „nein, Fadrique, ich kann Dir nun und nimmermehr was zu leide thun. Dann noch obenein, daß ich deine Schwester liebe, bist Du gewißlich auch der gewesen, der ihr so Herrliches und Ehrendes von meinen Kriegszügen in Welschland erzählt hat." — „Als ich das that," entgegnete Fadrique in dumpfer Wuth, „war ich ein Thor. Du aber, liebelnder Feigling, heraus mit der Klinge, oder —"

Fadrique hatte noch nicht völlig so weit gesprochen, als Heimbert schon mit dem Ausrufe: „ei, das halte der Teufel länger aus!" zornglühend das Schwerdt aus der Scheide riß, und nun beide junge Hauptleute voll entschloßner Heftigkeit einander auf das grimmigste anfielen.

Das ward hier viel ein anderer Zweikampf, als der, welchen Fadrique vorhin mit Lucila's Gemahl gefochten hatte. Die zwei jungen Soldaten verstanden ihr Fechten gut, kühn vorwärts strebte Brust ge=

gen Brust, wie Lichtstrahlen schwirrten die Klingen um einander her, nun jene, nun diese, mit blitzschnellem Stoße geradaus fahrend, und mit eben so blitzschneller Gewandtheit von dem Gegner seitwärts geschlendert. Fest drängten sich die linken Füße, wie gewurzelt in den Boden ein, die rechten schritten bald zum kühnen Anfall stampfend aus, bald zogen sie sich wieder leicht in die sichre vertheidigende Stellung zurück. Aus der Besonnenheit und dem stillen unnachlaßlichem Zorne, mit welchem beide fochten, ließ sich abnehmen, daß einer von ihnen unter den überhangenden, jetzt morgenröthlich angestrahlten Zweigen dieser Orangenbäume seinen Tod umarmen werde, und so hätte es auch ohne Zweifel kommen müssen, nur daß plötzlich ein Kanonenschuß vom Hafen her durch die schweigende Dämmerung herüber klang.

Die Fechter hielten, wie auf ein gemeinschaftlich geltendes Befehlswort, inne, horchend, und vor sich hin zählend, und als jeder dreißig ausgesprochen hatte, donnerte der zweite Schuß. — „Es ist das Signal der nahen Abfahrt, Señor," sagte Don Fadrique. „Wir sind jetzt in des Kaisers Dienst, und aller Streit fällt weg, der nicht gegen die Feinde Karl des Fünften geht." — „Versteht sich," entgegnete Heimbert. „Aber wenn es mit Tunis und dem ganzen Kriege zu Ende ist, werde ich wissen, Euch wegen des liebelnden Feiglings Genugthuung abzufordern." — „Und ich Euch wegen des Umgangs mit meiner Schwester," sagte Fadrique. „Auch das versteht sich von selbst." —

Damit eilten die zwei Hauptleute an den Strand hinab, sorgten für das Einschiffen ihrer Schaaren, und die Sonne, über das Meer herauf steigend, erblickte sie schon auf einem und demselben Fahrzeuge hoch in See.

---

# Fünftes Kapitel.

Die Schiffenden hatten geraume Zeit lang mit widrigen Winden zu kämpfen, und als man endlich die barbarischen Küsten ins Auge bekam, dunkelte der Abend schon so tief über die Meeresfluth herein, daß kein Steuermann des kleinen Geschwaders sich es traute, an dem flachen Strande vor Anker zu gehen. Man kreuzte, den Morgen erwartend, auf den stiller gewordnen Wassern, und das Kriegsvolk, der Kampf- und Ehrliebe voll, stand ungeduldig auf den Verdecken gedrängt, seiner künftigen Thaten Schauplatz mit verlangenden Blicken überspähend.

Derweile donnerte von der Veste Goleta her das schwere Geschütz der Angreifenden und der Angegriffenen unaufhörlich, und so wie die Nacht schwärzere Wolken über die Gegend hin deckte, blitzte auch die Flamme der losgebrannten Stücke sichtbarlicher auf, wurden die Feuerbahnen der glührothen Kugeln in vielfach kreuzenden Schwingungen erkennbarer, und ihre Wirkungen in Brand und Zerschmetterung grauenvoller anzuschauen. Die Muselmänner mußten wohl einen Ausfall versuchen, denn ein lebhaftes Feuer aus kleinem Gewehr brach urplötzlich zwischen dem Kanonengebrülle durch. Das Gefecht näherte sich den christ-

lichen Laufgräben, und man war uneins auf den Schiffen, ob die Schanzen der Belagernden in Gefahr geriethen, oder nicht. Endlich sah man, daß die Türken wieder in die Veste getrieben wurden, die Christen ihnen nachdrangen, und hörte, wie ein lautes Victoria aus dem spanischen Lager emporjubelte. Goleta war ersiegt!

Wie die Besatzung der Schiffe, aus jungen, kriegsgeübten Männern bestehend, glühte, und ihre Herzen schlugen vor dem feierlichen Schauspiele, braucht Niemandem beschrieben zu werden, der auch ein kühnes Herz im Busen trägt, und bei andern Leuten wäre jegliche Beschreibung verloren.

Heimbert und Fabrique standen neben einander. „Ich weiß nicht," sagte der letztere vor sich hin, „mir ist, als müsse ich morgen mein Fähnlein siegend auf jene Höhe pflanzen, die dort eben im Scheine der Feuerkugeln und des Brandes in Goleta so purpurroth leuchtet." — „So ist mir eben auch zu Muthe," sprach Heimbert. Dann aber schwiegen die beiden erzürnten Hauptleute wieder, und kehrte sich einer von dem andern ingrimmig ab.

Der ersehnte Morgen dämmerte endlich herauf, die Schiffe naheten sich dem Ufer, und das Landen der Truppen begann, während ein Offizier unmittelbar in das Lager gesendet ward, um dem mächtigen Feldobersten Alba die Meldung von der Ankunft der Verstärkung zu bringen. Eilig reiheten sich am Ufer die Schaaren, schmückten sich und ihre Waffen, und standen bald im kriegerischen Glanze da, ihres großen

Heerführers gewärtig. Ein Staub erhub sich im Frühlicht, der zurück eilende Offizier meldete die Nähe des Generals, und weil in castilischer Sprache die Morgenröthe Alba heißt, jubelten die Spanier laut über solch ein Zusammentreffen, als über ein günstiges Zeichen; denn mit dem herannahenden Reitergefolg wurden auch die ersten Strahlen der Sonne sichtbar.

Die ernste, sehr hagre Gestalt des Feldherrn zeigte sich auf einem hohen, andalusischen Hengste von tief schwarzer Farbe. Einmal die Linie hinauf und herunter galoppirt, hielt der mächtige Held vor der Mitte, sah mit wohlgefälligem Ernste über die Reihen hin, und sagte: „Ihr steht gut zur Musterung aufmarschirt. Das ist recht; so hab' ich es gern. Man sieht, daß Ihr allzumal troz Eurer Jugend versuchte Soldaten seid. Und Musterung auch wollen wir erst halten. Dann werd' ich Euch zu etwas Lustigerem führen."

Damit saß er ab, schritt gegen den rechten Flügel hin, und begann ein Geschwader nach dem andern auf das allergenaueste durchzugehen, den jedesmaligen Hauptmann zur Seite, ihm genaue Rechenschaft über die geringste Kleinigkeit abnehmend. Einige verflogene Kugeln von der Festung her pfiffen bisweilen über die Köpfe der Gemusterten hin. Dann pflegte Alba still zu stehen, und einen scharfen Blick auf die Kriegsleute zu werfen. Weil nun aber an keinem auch nur eine Augenwimper zuckte, legte sich jedes Mal ein zufriednes Lächeln über sein strenges, bleiches Gesicht.

Als er beide Glieder durchgegangen war, bestieg er wieder sein Roß, sprengte nochmals vor die Mitte, und sprach, den lang herabwallenden Bart mit der Rechten streichelnd: „Ihr seid in guter Ordnung, Soldaten, und deshalben sollt Ihr Antheil haben an dem glorreichen Tage, der eben anbricht für unsre ganze christliche Armada. Wir greifen den Barbarossa an, Soldaten. Hört Ihr schon die Trommeln und Pfeifen im Lager? Seht Ihr ihn heraus rücken, dem Kaiser entgegen? Jene Seite seiner Stellung ist für Euch!"

„Vivat Carolus Quintus!" jubelte es durch die Reihen.

Alba winkte die Hauptleute zu sich heran, und theilte jeglichem seine Arbeit aus. Gewöhnlich mischte er deutsche und spanische Geschwader zusammen, um den Muth der Fechter durch Wetteifer noch höher zu entflammen. So traf es sich denn auch, daß Heimbert und Fadrique eine und dieselbe Höhe zu erstürmen bekamen, welche sie im Funkeln des Morgenroths für die in der vergangnen Nacht ihnen so feurig leuchtende und verheißende alsobald erkannten.

Die Kanonen donnerten, die Trommeln wirbelten, lustig flogen die Fahnen; die Führer riefen: „Marsch!" die Truppen traten von allen Seiten zum Angriff an.

---

## Sechstes Kapitel.

Dreimal hatten Fadrique und Heimbert sich, fast bis zu dem Wallgange einer Verschanzung der Höhe hinan, den Weg gebahnt, und dreimal waren sie wieder von der Türken wüthiger Gegenwehr hinab gestürzt mit ihren Schaaren in den Thalgrund. Die Muselmannen jubelten gellend den rückgetriebenen Feinden nach, klirrten siegsfreudig ihre Waffen aneinander, und winkten mit lachendem Hohn, ob man nicht wieder hinauf wolle, Herz und Hirn den Sichelschwerdtern bietend, und das Gebein den herab rollenden Balken. Die beiden Hauptleute ordneten zähnknirschend aufs neue ihre Reihen, die nun schon, nach den drei vergeblichen Angriffen, sehr zusammen rücken mußten, um die Lücken der Gebliebenen und tödtlich Verwundeten zu füllen. Derweile lief ein Gemurmel durch das christliche Heer, es kämpfe eine Hexe unter den Feinden, und helfe ihnen siegen.

Herzog Alba kam an diese Stelle geritten. Scharfen Blickes sah der Feldherr nach der Bresche hinauf. „Auch hier noch nicht den Feind durchbrochen," sagte er kopfschüttelnd. „Das wundert mich. Von Euch

zwei Jünglingen und Euren Geschwadern hätt' ich's gedacht." — „Hört Ihr's? Hört Ihr's?" riefen die beiden Hauptleute, und schritten, die Worte des Helden wiederholend, durch ihre Reihen hin. Da jubelten die Kriegsmänner laut, und verlangten, gegen den Feind geführt zu werden, selbst von den tödtlich Verwundeten riefen welche mit letzter Anstrengung: „vorwärts Kameraden!" — Alsbald war der große Alba wie ein Pfeil vom Rosse, hatte einem Erschlagenen die Partisane aus der starren Hand gewunden, und sprach, urplötzlich vor den beiden Schaaren stehend: „ich will Theil haben an Eurer Glorie. In Gottes und der heiligen Jungfrau Namen: vorwärts Kinder!"

Und es ging freudig den Hügel hinauf, zuversichtlich schlugen aller Herzen, der Feldruf schallte siegverkündend himmelan; Victoria! Victoria! begannen schon einige zu rufen; die Muselmannen stutzten und wankten. Da trat plötzlich, gleich der Erscheinung eines zürnenden Engels, in der Türken Reihen eine Jungfrau, von goldgewirkten Purpurgewanden umwallt, und die schon Erschreckten jubelten wieder zu ihrem Allah auf, und riefen mit seinem Namen zugleich: Zelinda! Zelinda!" — Die Jungfrau aber zog ein Kästlein unter dem Arme hervor, öffnete es, hauchte hinein, und schleuderte es gegen die Christen hinab. Wild brach ein Tosen aus dem verderblichen Gefäße los, ein ganzes Feuer stäubendes und Funken sprühendes Heer von Raketen, Granaten und andern

zerstörenden Boten des Todes. Die überraschten Schaaren hielten inne im Sturm. „Drauf!“ rief Alba; „Drauf!“ riefen die beiden Hauptleute; aber ein flammender Pfeil haftete an des Herzogs federumwalltem Hut, und begann ein Zischen und Krächen, daß der Feldherr ohnmächtig den Hügel hinab stürzte. Da flohen unaufhaltsam deutsche und spanische Fußknechte von der furchtbaren Höhe zurück. Abgeschlagen war abermals der Sturm. Die Muselmannen jubelten. Einem verderblichen Stern ähnlich, leuchtete Zelinda's Schönheit in Mitten der siegenden Schaaren.

Als Alba die Augen aufschlug, richtete sich so eben Heimbert über ihm in die Höhe, mit verbranntem Mantel, Arm und Antlitz vom Feuer gezeichnet, das er nicht nur eben an des Feldherrn Haupte gelöscht, sondern ihm auch durch sein Darüberwerfen abgewehrt hatte, als eine zweite Flammenmasse in derselben Richtung herunter gerollt war. Der Herzog wollte dem rettenden Jüngling danken; da kamen Kriegsleute gesprengt, die ihn suchten, mit der Meldung, die sarazenische Macht beginne einen Anfall auf den entgegengesetzten Flügel des Heeres. Alba warf sich, ohne ein Wort zu verlieren, auf das erste ihm vorgeführte Pferd, und jagte dahin, wo die bedrohendste Gefahr ihn rief.

Fadrique starrte glühenden Auges nach dem Wallgange hinauf, wo die leuchtende Jungfrau einen zweigespitzten Speer, zum Wurfe bereit, mit schneeweißem

Arme in die Luft schwang, und bald zu den Muselmannen aufmunternd in arabischer Zunge, bald höhnend zu den Christen in castilischer, herunter sprach. Da rief mit Eins Don Fadrique Mendes: „o der Thörin! sie denkt mich zu schrecken, und stellt sich doch selbst vor mich hin, ein unwiderstehlich lockender Siegespreis!"

Und, als seien Wunderflügel aus seinen Schultern hervor gesproßt, begann er die Höhe hinan zu fliegen mit solcher schnellen Gewalt, daß Alba's Sturmflug von vorhin dagegen ein zögernder Schneckentritt schien. Eh' es sich irgend Jemand versah, stand er auf dem Hügel, hatte die Jungfrau, Speer und Schild ihr entwindend, in seine Arme gefaßt, und rang, sie zu den Seinen hinunter zu tragen, während Zelinda sich in ängstlicher Verzweiflung mit beiden Händen um eine Pallisade klammerte. Ihr Rufen um Hülfe blieb sonder Erfolg, denn theils wähnten die Türken durch die beinah wunderähnliche That des Jünglings die magische Kraft der Jungfrau vertilgt, theils auch hatte der getreue Heimbert, seines Genossen Wagestück schnell beachtend, die beiden Schaaren zum erneuerten Sturmlaufe nachgeführt, und stand bereits wieder droben, im hitzigen Handgemenge mit den Vertheidigern. Dies Mal vermogte der Grimm der Muselmannen, durch Aberglauben und Ueberraschung gebrochen, nichts gegen das heldenmäßige Andringen der christlichen Soldaten. Die Spanier und Deutschen brachen den Feind alsbald, von achtsamen Geschwadern der Ihrigen unterstützt.

Im entsetzten Geheul stoben die Muhamedaner auseinander, die Schlacht rollte ihren Siegesstrom immer weiter, und die Panner des heiligen deutschen Reiches, und des Königshauses Castilien, weheten vereint beim feierlichen Victoria auf dem glorwürdigen Schlachtfelde vor den Wällen von Tunis.

---

## Siebentes Kapitel.

Zelinda hatte sich im Gedränge der Siegenden und Besiegten aus Fadrique's Armen gewunden, und floh darauf so pfeilschnell vor ihm hin, daß sie dem Jüngling, wie sehr auch Liebe und Verlangen ihn beflügelten, dennoch in den ihr wohlbekannten Gegenden bald aus den Augen war. Um so heftiger entloderte der Zorn des gereizten Spaniers gegen den irrgläubigen Feind. Wo noch irgend Haufen zum Widerstande sich reiheten, eilte er den Schaaren voran, die sich um ihn, den allerwärts Bahn machenden, versammelten, als um ein Siegespanier, während Heimbert ihm immer zur Seiten blieb, wie ein getreues Schild, vielfach die Gefahren abwehrend, denen der sieg- und zorntrunkene Jüngling sich oft ohne alle Ueberlegung hingab. Des andern Tages vernahm man Barbarossa's Flucht aus der Stadt, und die siegenden Schaaren drangen ohne Widerstand durch die Tunischen Thore. Fadrique's und Heimbert's Geschwader waren abermals beisammen.

Dichte Rauchwolken begannen sich durch die Gassen zu wirbeln; die Krieger mußten glühende, umherstäubende Flocken, von ihren Mänteln und den reichbefiederten Sturmhauben losschütteln, wo es öfters

bereits zu glimmen begann. — „Daß nur nicht der Feind in Verzweiflung irgendwo Feuer an ein Gebäu voll Pulver gelegt hat!" rief der besonnene Heimbert aus, und Fadrique, durch Wort und Wink sich mit ihm einverstanden zeigend, eilte der Gegend zu, von wo der Rauch herüber quoll; muthig drangen die Schaaren nach.

Die plötzliche Wendung einer Gasse stellte sie vor einen prächtigen Palast, aus dessen schön geordneten Fenstern die Flammen hervor leckten, und mit ihrem wechselnden Schein, Todesfackeln vergleichbar, den köstlichen Bau in der Stunde seines Unterganges auf das feierlichste beleuchteten, bald diese, bald jene seiner riesenhaften Massen sonnenhell überstrahlend, und sie dann wieder mit Rauch und Dampf in ein schauerliches Dunkel zurück senkend.

Und wie eine tadellose Bildsäule, des ganzen Prachtwerkes Zier, stand Zelinda auf einem schwindlig hohen Vorsprunge, welchen die glühenden Zungen von unten her umkränzten, und rief nach Glaubensgenossen aus, die ihr helfen sollten, die Weisheit vieler Jahrhunderte, in diesem Gebäude aufbewahrt, zu erretten. Der Vorsprung begann vor der Gluth, die unter ihm tos'te, zu schwanken, einzelne Steine fielen bereits herab, angstvoll schrie Fadrique nach der bedrohten Herrin empor, und noch kaum hatte sie die schönen Füße zurück gestellt, so brach ihr bisheriger Standpunkt krachend aus den Fugen, und rasselte zermalmend auf das Pflaster herab. Zelinda ver-

schwand im Innern des brennenden Palastes, und Fadrique stürzte dessen Marmorsteigen hinan; Heimbert, sein treulich schützender Genosse, hinter ihm her.

In hohe, hallende Säle trug sie ihre Eil; zu kühnen Bogen verschlang sich das Bauwerk über ihren Häuptern, und fast labyrinthisch drehte sich ein Gemach in das andre hinein. Die Wände prangten von allen Seiten mit prächtigen Schränken, in denen man aufgehäufte Rollen von Pergament, Papyrus und Palmenblättern wahrnahm, zum Theil mit den Schriftzügen längst verschwundner Jahrhunderte beschrieben, und nun an das Ziel ihres Daseins gelangt. Denn die Flammen knisterten schon verzehrend darin, und streckten schlangenartig ihre rothen Häupter von einem zum andern Behältniß hinüber, entzündet durch die rohe Wuth einiger spanischen Soldaten, die hier zu plündern gehofft hatten, und nun, in dem reichen Gebäu nur beschriebne Rollen findend, ihre getäuschte Erwartung in Grimm wandelten, um so mehr, da sie unter den Schriftzügen nichts, als dämonische Hexenwerke anzutreffen meinten. Fadrique flog wie im Traum durch die seltsamen, schon halb in Brand lodernden Hallen, nur immer Zelinda! rufend, und nichts beachtend und nichts erwägend, als nur die zauberische Geliebte ganz allein. Lange blieb ihm Heimbert zur Seite, bis die Beiden endlich eine Zederntreppe, in ein noch höheres Stockwerk empor führend, erreichten, wo Fadrique horchend stehen blieb, und vor sich hin sagte: „sie spricht oben! sie spricht laut!

sie bedarf meiner Hülfe!" — Und hinan sprang er die schon in Funken glimmenden Stufen. Heimbert zögerte einen Augenblick; er sah die Treppe bereits schwanken, und dachte, den Genossen warnend zu errufen, aber im selben Augenblick krachte auch schon die zierlich leichte Bahn in ausbrechenden Gluthen zusammen. Nur eben noch sah er, wie Fadrique noch oben einige eherne Gitterstäbe erfaßte, und sich an ihnen hinauf schwang; die Bahn zum Nachfolgen war vernichtet. Schnell besonnen verlor Heimbert keine Zeit mit müßigem Nachstarren, und eilte, in den benachbarten Sälen eine andre Steige zu suchen, die ihn dem entschwundnen Freunde nachführen könne.

Derweile war Fadrique, der lockenden Stimme nach, bis in eine Gallerie gekommen, deren in der Mitte eingestürzter Fußboden einen tiefen Flammenabgrund bildete, während zu beiden Seiten die Säulengänge noch standen. Sich gegenüber nahm der Jüngling die ersehnte Gestalt wahr, wie sie sich mit einer Hand an einem Pfeiler festhielt, mit der andern zurück drohte nach spanischen Soldaten, die in jedem Augenblicke bereit schienen, nach ihr zu fassen, und wie schon die zarten Füßchen gleitend schwankten über den glühenden Trümmern der Tiefe. Zu ihr hinüber konnte Fadrique nicht; des trennenden Schlundes Breite machte jeden Sprung unmöglich. Zitternd, daß sein Rufen die Jungfrau in Schreck oder verzweifelndem Zorn den Abgrund hinunter stürzen möge, erhub er seine Stimme nur ganz leise, wie mit bloßem

Hauchen über den flammenden Graben hinsprechend: „o Zelinda, Zelinda, ergebt Euch keinen schrecklichen Gedanken! Euer Retter ist hier." — Die Jungfrau wandte das königliche Haupt, und so wie Fadrique sie gefaßt und besonnen sah, rief er mit allem Donner seiner Kriegsstimme nach den Soldaten hinüber: „zurück, Ihr frechen Plündrer! Wer sich der Dame nur mit einem Schritte nähert, ist der Rache meines Armes verfallen!" — Sie stutzten, und schienen sich abwenden zu wollen. Aber da sagte einer unter ihnen: „verschlingen wird uns der Ritter eben nicht; dazu ist der Schlund zwischen uns ein wenig zu breit. Und was das Hinabstürzen der Schönen betrifft, — es sieht beinah aus, als sei der junge Ritter ihr Galan, und wer einen Galan hat, ist wohl mit dem Hinabstürzen nicht so rasch." — Darüber lachten sie alle, und schritten wieder vor; Zelinda schwankte am Rande des Abgrundes. Aber mit Löwenwuth hatte Fadrique seine Tartsche bereits vom Arme gerissen, sie in der Rechten empor wirbelnd, und nun flog sie nach den Soldaten hinüber, so sichern Wurfes, daß der frevle Rädelsführer, hart am Kopfe getroffen, in Ohnmacht auf den Boden niederstürzte. Die andern blieben wieder stehen. — „Hinweg mit Euch!" rief Fadrique gebietend, „oder mein Dolch trifft den Nächsten in eben so sicherm Schwung, und dann will ich in alle Ewigkeit verloren sein, wenn ich raste, bis ich die übrigen Räubergesichter allzumal gefunden habe, und geschlachtet meinem Zorn." — Der Dolch funkelte in des Jünglings Hand, gräßlicher noch die Wuth in

seinen Augen; die Soldaten flohen. Da neigte sich Zelinda freundlich gegen ihren Erretter, nahm einige Rollen von Palmenblättern auf, die zu ihren Füßen lagen, und ihr vorhin entglitten sein mogten, und verlor sich dann eilig durch eine Seitenthür der Gallerie. Vergebens suchte Fadrique nach ihr in dem brennenden Palaste.

---

# Achtes Kapitel.

Der große Alba hielt auf einem freien Platze sammt den vornehmsten Obersten, mitten in der gewonnenen Stadt, und ließ durch einige Dolmetscher an mehrere gefangne Osmannen Frage auf Frage ergehen, was aus dem wunderlichen Weibsbild geworden sei, die man auf den Wällen so furchtbar begeisternd erblickt habe, und für eine der schönsten Zauberinnen halten müsse, welche je die Erde getragen. Es kam aus den Antworten nicht viel Vernehmliches heraus, denn ob die Befragten zwar allzumal von der schönen Zelinda wußten, sie sei geheimen Zaubers stark, und als eine verehrte Herrin vom ganzen Volke anerkannt, so wußten sie doch eben so wenig anzugeben, von wo sie bei ihren seltnen Besuchen in Tunis herüber gekommen sei, als wohin sie sich auch jetzt geflüchtet haben möge. Man fing an, die für widerspenstig gehaltnen zu bedrohen, da drängte sich ein alter Derwisch, den man bis jetzt übersehen hatte, hervor, und sagte mit finsterm Lächeln: „wer sie zu suchen Lust hat, mag sich immerhin auf den Weg machen. Ich werde ihm nichts verhehlen, was ich von dessen Richtung weiß, und ich weiß einiges. Aber vorher muß man mir versprechen, daß ich nicht zur Begleitung gezwungen werden soll.

Außerdem bleiben meine Lippen verschlossen; man mag dann auch mit mir anfangen was man will."

Er sah ganz aus, wie einer, der Wort zu halten gedenkt, und Alba, ohnehin mit der seinem eignen Geiste verwandten Festigkeit des Mannes zufrieden, gab ihm die begehrte Versicherung, worauf der Derwisch seinen Bericht anhub. Er sei, hieß es, einstmalen in die fast endlose Wüste Sahara eingedrungen, vielleicht von vorwitziger Neugier getrieben, vielleicht auch aus höhern Gründen, und da habe er sich verirrt, und sei endlich, zum Tode matt, an eine von den fruchttragenden Inseln des Sandmeeres, welche man Oasen zu nennen pflegt, gelangt. Nun folgte, mit orientalischer Lebhaftigkeit hervor gesprüht, eine Beschreibung der wunderlichen Dinge, welche man dort erblicke, davor bald die Herzen der Zuhörer in süßem Verlangen schwollen, bald sich ihre Haarlocken entsetzt in die Höhe richteten, obgleich man bei der ungewohnten Aussprache des Erzählenden, und der stromähnlichen Schnelligkeit seiner Worte, kaum die Hälfte derselben vernahm. Es ergab sich endlich aus dem Allen, Zelinda wohne auf jenem Blüthen-Eiland, mitten unter den pfadlosen Sandsteppen der Wüste, von schauderhafter Zaubergesellschaft umgeben, und sei auch, wie es der Derwisch unbezweifelt wisse, seit etwa einer halben Stunde wieder auf dem Wege dorthin. Die fast höhnenden Worte, mit welchen er seine Rede beschloß, gaben zu erkennen, daß er nichts lebhafter wünsche, als daß sich einige Christen verleiten ließen, eine Fahrt zu unternehmen, die ihnen unfehlbares Verderben brin-

gen müsse. Zugleich aber fügte er einen hochtheuern Schwur hinzu, daß sich alles wahrhaft so verhalte, wie er es hier kund thue, fest und feierlich, wie ein Mann, der nichts andres beschwöre, als was er für die ungezweifeltste Wahrheit erkennt. Staunend und nachdenklich hielt der Kreis der Obersten um ihn her.

Da trat Heimbert hervor, mit bittender Verneigung, jetzt eben durch die Strenge des Dienstes aus dem brennenden Schlosse, wo er noch immer seinen Freund gesucht hatte, abgerufen, und auf diesen Platz beschieden, weil es galt, hier die Schaaren, für jeden möglichen Aufstand in der eroberten Hauptstadt, zu ordnen. — „Was wär' Euch lieb, junger Degen?" sagte Alba, sich gegen den freundlichen Jüngling herab neigend. „Ich kenne Euch noch wohl, mit Eurem lächelnden, blühenden Antlitz. Ihr lagt jüngsthin als ein Schutzengel über mir. Weil Ihr nun gar nichts andres, als etwas ehrliches und ritterliches bitten könnt, ist Euch jede mögliche Forderung im voraus gewährt." — „Mein großer Herzog," entgegnete Heimbert, in holder Beschämung erglühend, „wenn ich denn um etwas bitten darf und soll, so wollet mir die Erlaubniß gewähren, noch in dieser Stunde der schönen Zelinda nachjagen zu dürfen, auf den Wegen, die uns jener wunderliche Derwisch angezeigt hat." — Der große Feldhauptmann neigte gewährend sein Haupt, und fügte hinzu, „man könne so edles Abenteuer nicht edlerem Ritter anvertrauen."

„Das weiß ich nicht!" scholl eine trotzige Stimme aus dem Gedränge hervor. „Aber wohl weiß ich, daß

mir vor allen andern Menschen das Abenteuer angehört, auch wenn es als Preis für die Eroberung von Tunis ausgetheilt wird. Denn wer war der Erste auf dem Hügel und in der Stadt?" — „Der war Don Fadrique Mendes;" sagte Heimbert, den Sprechenden bei der Hand hervor führend, und ihn vor den Feldobersten hinstellend. „Wenn ich nun seinetwillen meines schon gewährten Lohnes verlustig gehen soll, muß ich mich in Geduld fassen, denn er hat ihn um das ganze Heer und um des Kaisers Waffen besser verdient, als ich."

„Es soll keiner von Euch seines Lohnes verlustig gehen," sagte der große Alba. „Jeder hat von diesem Augenblick an Vergunst, die Jungfrau zu suchen, auf welchen Pfaden es ihm am gerathensten dünkt."

Und blitzschnell flogen beide junge Hauptleute nach entgegen gesetzten Seiten aus dem Kreise fort.

---

## Neuntes Kapitel.

Ein bis an den fernsten Horizont hin gedehntes Sandmeer, jegliches bezeichnenden Gegenstandes auf der ungeheuern Fläche ermangelnd, weiß und immer weiß, öde und immer öde, thut sich die fürchterliche Wüste Sahara dem Auge des Wandrers kund, der sich bis in diese schreckensvollen Regionen verloren hat. Auch darin gleicht sie dem Meere, daß sie Wellen wirft, und daß oftmalen ein nebelartiger Duft über ihrer Fläche liegt. Aber es ist nicht das linde, alle Küsten der Erde verbindende Wogenspiel, wo jede anrollende Welle Dir Botschaft zu bringen scheint von den allerfernsten und allerblühendsten Inselreichen, und dann, wie mit Deiner Antwort, wieder zurück rollt in den liebefluthenden Tanz, — es ist nur das traurige Necken der heißen Winde mit dem treulosen Staube, der immer wieder niederfällt in sein freudleeres Becken, und doch nimmer zur Ruhe des sichern Bodens gelangen kann, wo glückliche Menschen wohnen. Es ist nicht der holde, kühlende Meeresduft, drinnen freundliche Feien ihr anmuthiges Getändel treiben, ihn gestaltend wie zu blühenden Gärten und prangenden

Säulenpalästen — es ist der erstickende Brodem, rebellisch zurück prallend von dem unfruchtbaren Sande gegen die glühende Sonne.

Dort waren die beiden Jünglinge zu gleicher Zeit angelangt, und starrten nun schaudernd in das pfadlose Chaos vor ihnen hinaus. Zelinda's Spur, die sich nicht so leicht verbergen oder verlieren ließ, hatte sie bis dahin gezwungen, meist immer beisammen zu bleiben, so unzufrieden Fadrique damit war, und so ingrimmige Blicke er auf den unwillkommnen Begleiter fallen ließ. Jeder hatte gehofft, Zelinda noch vor dem Sandmeere einzuholen, wohl fühlend, wie fast unmöglich es sein würde, sie wieder aufzufinden, wenn sie einmal in dessen Wirbel untergetaucht sei. Und nun war es so gekommen, und ob man gleich von den nächst wohnenden Barbaresken erforscht hatte, wenn ein Wandrer immer südwärts den Sternen nachgehe in die Wüste hinein, wolle die Sage behaupten, er komme endlich auf eine wundersam blühende Oasis, den Wohnsitz einer himmlisch schönen Zauberin: so schien doch das alles im Angesicht der wogenden Staublawinen höchst unsicher und abschreckend.

Die Jünglinge warfen trübe Blicke dahinein, ihre Rosse schnaubten ängstlich, wie vor tückischem Triebsande, vor der entsetzlichen Ebene zurück, es war, als wandle die Reiter selbst ein Zweifeln und Zagen an. — Da sprangen sie plötzlich, wie auf ein und dasselbe Commandowort, aus den Satteln, gürteten

die Rosse los, entzügelten sie, und ließen die in der Wüste ohnehin nicht zu erhaltenden los, daß sie den Rückweg suchten in eine glücklichere Heimath. Dann nahmen sie aus den Mantelsäcken etwas Getränk und Speise; luden es auf ihre Schultern, schleuderten von den beschuhten Füßen die schweren Reiterstiefeln ab, und stürzten sich, zwei muthigen Schwimmern vergleichbar, in das unendliche Spurlose hinein.

---

# Zehntes Kapitel.

Wo einzig und allein die Sonne Leiterin war, und bei Nacht die Heerschaar der Gestirne, kamen die beiden Hauptleute einander bald aus den Augen, um so mehr, da Fabrique den ihm Verhaßten absichtlich mied. Heimbert dagegen trug nichts, als die Erreichung seines Zieles im Sinne, und schritt voll freudiger Hoffnung auf Gottes Beistand seines Weges in mittäglicher Richtung fürder.

Es war darüber mehrere Male Nacht geworden und wieder Tag, und Heimbert stand endlich eines Abends mit einbrechendem Dunkel ganz einsam in dem endlosen Sandmeere, unfähig, eines einzigen festen Gegenstandes ringsum ansichtig zu werden. Geleert war die leichte Flasche, die er mit sich trug, und der Abend brachte, statt der gehofften Kühlung, mit seinen Lüften erstickende Sandwirbel herauf, so daß der erschöpfte Wandrer noch genöthigt war, sein glühendes Antlitz fest an den glühenden Boden anzudrücken, um nur jenen tödtlichen Wolken einigermaßen zu entgehen. Bisweilen hörte er etwas bei sich vorüber traben, oder wie mit weiten Mänteln vorüber rauschen; dann richtete er sich voll ängstlicher Hast in die Höhe, aber er sah nur, was er in diesen Tagen schon allzuoft ge-

sehen hatte, die wilden Thiere der Wüste, in lustiger Freiheit durch den öden Raum streifend. Bald waren es häßliche Kameele, bald langhälsige, wie ganz verhältnißlose Giraffen, bald wieder der hochbeinige, mit den Flügeln seegelnde, ängstlich eilende Strauß. Sie schienen ihn allesammt zu höhnen, und er nahm sich schon vor, kein Auge mehr aufzuschlagen, und zu verschmachten, ohne daß jene so gräßlichen als ungewohnten Creaturen in der Todesstunde seinen Geist verstören dürften.

Da kam es wieder an ihn heran, wie mit Rosseshufen und mit Rossesschnauben, und plötzlich hielt es dicht an seinem Haupte, und es war, als drängen Menschenlaute in sein Ohr. Halb widerwillig, konnte er es doch nicht lassen, sich matt empor zu richten, und vor sich sah er einen Reiter in arabischer Tracht auf schlankem arabischen Hengste. Ueberwältigt von der Freude, sich in menschlicher Nähe zu finden, rief er aus: „o Mensch in dieser gräßlichen Einöde, sei willkommen, und labe, wenn Du kannst, deinen Mitmenschen, der sonst verschmachtet vor Durst!" — Und gleich darauf sich besinnend, daß der Ton der lieben deutschen Muttersprache in diesen freudlosen Gegenden unvernehmbar sei, wiederholte er dieselben Worte in der gemischten Mundart, die man Lingua Romana zu nennen pflegt, und wodurch gewöhnlich Heiden, Muhamedaner und Christen, in den Welttheilen, wo sie sich am mehrsten berühren, einander verständlich werden.

Der Araber hielt noch immer still, und sah wie hohnlächelnd auf seinen seltsamen Fund herab. End-

lich erwiederte er in derselben Mundart: „ich war auch in der Barbarossaschlacht, Ritter, und wenn mich damals unsre Niederlage bitter empört hat, finde ich einen nicht schlechten Ersatz darin, von den Siegern Jemanden so erbärmlich vor mir am Boden zu sehen." — „Erbärmlich?" fragte Heimbert zürnend, und indem ihm sein verletztes Ehrgefühl für einen Augenblick alle Kräfte zurück gab, fuhr er, das blanke Schwerdt in der Rechten, schlagfertig empor. — „Oho," lachte der Araber, „zischt die christliche Natter noch so stark? da käm' es ja nur auf mich an, meinem Lichtbraunen die Schenkel anzudrücken, und davon fliegend Dich hier in der Wüste verschmachten zu lassen, Du irre gekrochner Wurm!" — „Reite zum Teufel, Du heidnischer Hund!" rief Heimbert zurück. „Eh' ich von Dir auch nur ein Brosamen erbitte, will ich hier untergehen, dafern mir der liebe Gott nicht Manna in der Wüste bescheert."

Und der Araber sprengte sein flüchtiges Roß an, ein paar hundert Schritte lang mit lautem Hohngelächter weg galoppirend. Dann hielt er, sah sich nach Heimbert um, und rief, wieder heran trabend: „Du kommst mir doch zu gut vor, um hier in Durst und Hunger zu vergehen. Gieb Acht! Mein rühmlicher Säbel wird Dich treffen."

Heimbert, der sich abermals in Hoffnungslosigkeit über den glühenden Sand hingestreckt hatte, war bei diesen Worten schnell wieder auf den Füßen, das

Schwerdt zur Hand, und wie schnell auch des Arabers Roß in plötzlichem Sprunge auf ihn einflog, stand der kräftige deutsche Fechter doch bereits mit ausgelegter Stoßklinge da, den Hengst von sich wegscheuchend, und den Hieb, welchen dessen Reiter nach muhamedanischer Weise mit der Sichelklinge rückwärts gegen ihn führte, fest und sicher ausparirend.

Mehrere Mal sprengte der Araber auf ähnliche Weise hin und her, vergeblich hoffend, seinem Widersacher den Todeshieb beizubringen. Endlich übernahm ihn die Ungeduld, er nahete sich so dreist, daß Heimbert, indem er die drohende Klinge wegschlug, Zeit gewann, den Reiter mit der linken Hand am Gürtel zu fassen, und ihn herunter zu reißen von dem rasch weiter galoppirenden Hengste. Vor der heftigen Bewegung stürzte Heimbert mit zu Boden, aber er lag über dem Bezwungenen, ihm einen Dolch, den er gewandt aus einer Scheide an der Hüfte zu reißen wußte, dicht vor die Augen haltend. — „Willst Du Erbarmen?" sprach er, „oder willst Du den Tod?" — Der Araber schlug bebend seine Blicke vor dem nahe blitzenden Mordmesser nieder, und sagte: „übe Gnade an mir, Du gewaltiger Fechter. Ich ergebe mich in Deine Huld." — Da gebot ihm Heimbert, den Säbel, den er noch in der rechten Hand hielt, von sich zu werfen. Es geschah, und beide Kämpfer erhoben sich, gleich darauf wieder in den Sand niedersinkend; denn der Sieger fühlte sich noch um ein großes Theil matter, als der Besiegte.

Das gute Pferd des Arabers war derweile wieder heran getrabt, nach der Sitte jener edlen Thiere, die auch den gefallnen Herrn nimmer zu verlassen pflegen. Es stand hinter den beiden Männern, und sah mit seinem langen, schlanken Halse freundlich über sie herein.

„Araber," sagte Heimbert, mit erschöpfter Stimme, „nimm von Deinem Rosse, was Du an Speise und Trank mit Dir führst, und stelle es hier vor mich hin." — Der Bezwungne that in Demuth, was ihm geheißen war, jetzt eben so bestimmt dem Willen seines Ueberwinders ergeben, als er sich ihm vorhin in Zorn und Rachegluth zuwider gezeigt hatte. — Nach einigen Zügen Palmweines aus dem Schlauche, sah Heimbert mit neu belebten Augen den Jüngling neben sich an, dann genoß er noch einige Früchte, trank wieder vom Palmweine, und sagte endlich: „Du wolltest wohl noch weiter reiten in dieser Nacht, junger Mensch?"

„Ja freilich;" entgegnete trüben Auges der Araber. „Auf einer sehr fernen Oasis wohnt mein alter Vater und meine blühende Braut. Nun — und ließest Du mir auch völlige Freiheit — müßte ich doch wohl in der öden Hitze des Sandmeeres ohne Lebensmittel verschmachten, bevor ich an mein holdes Ziel gelangte."

„Ist es wohl," fragte Heimbert, „die Oasis, auf welcher das gewaltige Zaubermädchen Zelinda wohnt?"

„Behüte mich Allah davor!" schrie der Araber, seine Hände zusammen schlagend. „Zelinda's Wunder-

eiland bietet keinen andern, als Zaubermenschen ein wirthliches Ufer. Tief liegt es in den sengenden Mittag hinein; unsre freundliche Insel hingegen erhebt sich gegen die kühlende Abendseite."

„Nun, ich fragte nur, ob wir etwa Reisegesellen sein mögten," sagte Heimbert freundlich. „Wenn sich das nicht thun läßt, müssen wir allerdings theilen, denn ich werde ja doch nicht wollen, daß ein so braver Rittersmann, als Ihr, vor Durst und Hunger verkomme."

Und damit fing der junge Hauptmann an, Trank und Speise in zwei verschiedene Theile zu ordnen, zu seiner Linken das größere, zur Rechten das kleinere stellend, und hieß endlich den Araber jenes mit sich nehmen, wobei er zu dem darüber Staunenden sagte: „seht, lieber Herr, ich habe entweder gar nicht mehr weit, oder ich muß doch in der Wüste verderben; das sagt mir mein Gefühl. Zudem so kann ich auch zu Fuße bei weitem nicht so viel fortbringen, als Ihr zu Pferde."

„Herr, siegreicher Herr!" rief der erstarrte Muselmann, „soll ich denn auch mein Roß behalten?"

„Es wäre ja wohl Sünde und Schande," lächelte Heimbert zurück, „so treues Pferd von so gewandtem Reiter zu trennen. Reitet in Gottes Namen und kommt gesund zu den Eurigen."

Damit war er ihm noch beim Aufsitzen behülflich, und der Araber wollte ihm eben einige dankende

Worte sagen, da schrie dieser plötzlich auf: „die Zauberjungfrau!" — Und windschnell flog er über die stäubende Ebene davon, Heimbert aber, sich zur andern Seite wendend, erblickte dicht neben sich im nun hell aufgestiegnen Mondlicht eine leuchtende Gestalt, die er augenblicklich für Zelinda erkannte.

---

## Elftes Kapitel.

Die Jungfrau sah lange starr in des jungen Kriegsmannes Augen, und schien auf Worte zu sinnen, um ihn anzusprechen, während es ihm, gegenüber der so lange Gesuchten und nun so unerwartet Gefundnen, nicht anders erging. Endlich sagte sie in castilischer Sprache: „Du wunderliches Räthsel, ich bin Zeuge gewesen von Allem, was zwischen Dir und dem Araber vorging, und diese Begegnisse wirren mir unvernommen, wie ein Wirbelwind, durch das Haupt. Sprich dann unverzüglich, daß ich wissen möge, ob Du ein Wahnsinniger seist, oder ein Engel."

„Ich bin Keines von Beiden, liebe Dame," entgegnete Heimbert mit seiner gewohnten Freundlichkeit. „Ich bin nur ein verirrter Wandrer, der jetzt eben eines der Gebote seines lieben Herrn Jesu Christi in Ausübung gebracht."

„Setze Dich," sagte Zelinda, „und erzähle mir von Deinem Herrn, der ein gar unerhörter sein muß, wenn er dergleichen Diener hat. Die Nacht ist kühl und still, und an meiner Seite hast Du von den Gefahren der Wüste überhaupt nichts zu befürchten."

„Dame," lächelte Heimbert, „ich bin eben nicht furchtsamer Natur, und wenn ich von meinem lieben Heiland spreche, weiß ich vollends von Aengstlichkeit nicht das mindeste zu sagen."

Damit ließen sich die Zwei auf den jetzt abgekühlten Sand nieder, und begannen ein wundersames Gespräch, während der Vollmond wie eine goldene Zauberlampe hoch vom tiefblauen Himmel auf sie herunter leuchtete.

Heimbert's Worte, der göttlichen Liebe, Wahrheit und Einfalt voll, senkten sich wie linde Sonnenstrahlen still und beseeligend in Zelinda's Geist, die unheimliche Zauberwelt, welche darinnen wogte, zurück drängend, und einer holderen Macht die Herrschaft auf dem edlen Gebiete erringend. Als der Morgen herauf zu dämmern begann, sagte sie: „Du wolltest vorhin kein Engel sein, aber Du bist doch wahrhaftig einer. Denn was sind die Engel anders, als Boten des höchsten Gottes." — „In dem Sinne," entgegnete Heimbert, „kann ich es mir wohl gefallen lassen, denn des lieben Gottes Bote verhoffe ich allerdings zu sein. Ja, wenn er mir fürder Kraft und Gnade schenkt, kann es mir wohl gelingen, daß auch Ihr noch meine Genossin werdet in dem frommen Amte." — „Nicht unmöglich!" sagte Zelinda nachdenklich. „Du mußt aber mit mir kommen in meine Insel, und da sollst Du Dich erlaben, wie es einem solchen Gesandten ziemt, um ein Großes besser, als hier auf

dem öden Sande an dem mühsam erstiegten, ärmlichen Palmenwein." — „Verzeiht," erwiederte Heimbert, „es wird mir schwer, Damen eine Bitte unerfüllt zu lassen, aber dies Mal geht es nicht anders. Seht, auf Eurem Eilande ist wohl durch Eure verbotne Kunst viel Herrliches zusammen beschworen, und umgewandelt sind die holden Gestalten, welche der liebe Gott erschaffen hat. Das mögte mir den Sinn verwirren, wohl gar am Ende bethören. Wenn Ihr also das Beste und Reinste vernehmen wollt, was ich Euch zu sagen weiß, so kommt lieber heraus zu mir auf den öden Sand. Der Palmenwein und die Datteln des Arabers reichen wohl noch auf einige Tage für mich hin." — „Ihr thätet besser, mitzukommen," sagte Zelinda, den Kopf mit etwas höhnendem Lächeln hin und her wiegend. „Zum Einsiedler seid Ihr doch einmal weder geboren, noch erzogen, und es sieht auf meiner Oasis nicht so störend aus, wie Ihr wohl denken mögt. Was ist es denn weiter, daß Sträuche, Blumen und Thiere aus verschiednen Welttheilen dorten zusammen gekommen sind, und daß sich das Alles ein wenig seltsam verschlingt, jegliches etwas von der Natur des andern annehmend, auf ähnliche Art, wie Ihr es wohl schon in unsern arabischen Bildwerken angedeutet sahet. Eine wandelnde Blume, ein dem Zweig entblühheter Vogel, ein mit feurigen Funken leuchtender Springborn, ein singendes Reis — es sind fürwahr keine häßlichen Dinge." — „Bleibe von der Versuchung, wer nicht in ihr untergehen will," sagte Heimbert sehr ernst. „Ich lobe mir das Sand-

meer. Gefällt es Euch wieder zu mir heraus zu kommen?" — Zelinda schaute etwas misvergnügt vor sich nieder. Dann sagte sie plötzlich mit tiefer Neigung des Hauptes: „ja. Gegen Abend bin ich wieder hier." — Und sie wandte sich, alsbald in den aufwallenden Sturmwirbeln der Wüste verschwindend.

---

## Zwölftes Kapitel.

Mit dem herein dunkelnden Abend kehrte der holde weibliche Gast zurück, und verwachte die Nacht in Gesprächen mit dem gottbegeisterten Jüngling, demüthiger, reiner und frommer scheidend am Morgen, und so ging es mehrere Tage hinter einander fort. — „Dein Palmenwein und Deine Datteln gehen Dir aus;" sagte einstmalen Zelinda, und bot dem Jüngling ein Fläschlein edlen Weines und einige köstliche Früchte dar. Er aber wehrte die Gabe sanft ab, und sagte: „edle Dame, ich nähme es wohl von Herzen gern, aber ich fürchte, es haftet irgend etwas von Euren Zauberkünsten daran. Oder könnt Ihr mir das Gegentheil betheuern, bei dem, welchen Ihr jetzt zu erkennen beginnt?" — Zelinda schlug in schweigender Beschämung die Augen nieder, und nahm ihre Geschenke wieder zurück. Am nächsten Abende jedoch brachte sie ähnliche Gaben mit, und leistete zuversichtlich lächelnd die begehrte Versicherung. Da genoß Heimbert ohne Bedenken davon, und von nun an sorgte die Schülerin hausmütterlich für den Unterhalt des Lehrers in der Wüste.

Und so, wie tiefer und inniger die seelige Erkenntniß der Wahrheit in Zelinda's Seele drang, daß sie

oft noch im hohen Morgenroth mit hellglühenden Wangen, fliegendem Haar, Wonne leuchtenden Augen und gefaltnen Händen dem Jüngling gegenüber saß, und gar nicht mehr fort konnte von seinen Reden, so wußte er es ihr beim Scheiden und Kommen oft fühlbar zu machen, wie nur Fabrique's Liebesgluth ihn, seinen Freund, ihr nachgetrieben habe in das tödtliche Sandmeer, und so für sie das theure Mittel zu Erlangung des höchsten Gutes geworden sei. Sie gedachte des schönen, furchtbaren Hauptmannes noch wohl, der den Hügel ersiegte, um sie in seine Arme zu schließen, und erzählte auch ihrem Freunde, wie derselbe Held sie nachher in den flammenden Büchersälen errettet habe. Da wußte denn Heimbert immer viel Anmuthiges von Fabrique zu sagen, von seinem adligen Rittermuth, seinen ernsten, edlen Sitten und von seiner Liebe zu Zelinden, die sich in der Nacht nach dem Treffen vor Tunis nicht mehr in der entzündeten Brust wollte bergen lassen, und sich in Schlaf und Wachen durch tausend unbewachte Aeußerungen dem jungen Deutschen verrieth. So senkte sich mit göttlicher Wahrheit zugleich das edle Bild des liebenden Helden in Zelinda's Herz, und schlug dort eben so zarte, als unzerreißbare Wurzeln. Heimbert's Nähe, und die fast anbetende Bewundrung, mit welcher seine Schülerin zu ihm hinauf blickte, störte jenes Gedeihen nicht, denn vom ersten Augenblick hatte seine Erscheinung etwas Reines und Himmlisches für sie gehabt, das die Gedanken einer irdischen Liebe fern hielt. Wenn Heimbert allein war, lächelte er oftmals vergnüglich vor

sich selbst, in seiner lieben deutschen Mundart sprechend: „es ist doch hübsch, daß ich nun dem Fodrique bewußter Weise den nämlichen Dienst zurück gebe, den er mir bei seiner engelholden Schwester unbewußt gethan." — Und dann sang er sich ein deutsches Liedchen von Clara's frommer Huld und Schönheit, daß es in seltsamer Anmuth durch die Wüste hin tönte, und ihm auch seine einsamen Stunden gar erfreulich vergingen.

Als einstmalen Zelinda in den Abendlichtern daher gewandelt kam, voll anmuthiger Gewandtheit und Zier, einen Korb mit Lebensmittel für Heimbert auf dem schönen Haupte tragend, lächelte dieser sie kopfschüttelnd an, und sagte: „unbegreiflich ist es mir, holde Jungfrau, warum Ihr Euch noch immer die Mühe gebt, zu mir heraus zu wandern in die Wüste. An den Zauberspielen mögt Ihr doch wohl nicht Gefallen mehr finden, seit der Geist der Wahrheit und der Liebe in Euch wohnt. Ihr könntet ja nur die Oasis umwandeln in die Gestalt, in welche der liebe Gott sie geschaffen hat, und ich käme mit Euch dorthin, und der Zeit zu frommen Gesprächen würde viel mehr." — „Herr," entgegnete Zelinda, „Ihr redet wahr. Auch ich denke seit einigen Tagen daran, und es wäre schon Alles ins Werk gerichtet, aber ein seltsamer Besuch hemmt meine Macht. Der Derwisch, den Ihr in Tunis sahet, ist bei mir, und weil wir in frühern Zeiten viele Zauberstücke gegen einander ausgetauscht haben, mögte er wieder den alten Ton angeben. Er

merkt meine Verwandlung, und dringt um so heftiger und gefährlicher in mich."

„Der muß vertrieben werden oder bekehrt," sagte Heimbert, indem er sein Wehrgehenke fester gürtete, und seine Tartsche vom Boden aufnahm. „Habt nur gleich die Güte, liebe Jungfrau, mich nach der Zauberinsel zu führen."

„Ihr scheutet sie ja sonst so sehr," sagte das staunende Mädchen, „und sie ist noch ganz unverwandelt in ihrer abenteuerlichen Gestalt."

„Früher wär' es Vorwitz gewesen, mich dahin zu wagen," entgegnete Heimbert. „Ihr kamet ja zu mir heraus, und das war für uns Beide besser. Jetzt aber könnte Euch der Alte Schlingen legen, vor denen wieder zusammen fiele, was der Herr in Euch aufgebaut hat, und da ist es Ritterpflicht, dieses Weges zu gehen. Mit Gott nur an das Werk."

Und sie schritten eilig neben einander über die immer tiefer dunkelnde Oede, dem blühenden Eilande zu.

---

# Dreizehntes Kapitel.

Zauberische Düfte begannen um die Schläfe der Wandernden zu spielen; im eben aufblitzenden Sternenschimmer zeigte sich aus der Weite ein vor leisen Winden auf- und niederwogendes Gebüsch. Da schlug Heimbert seine Augen gegen den Boden, und sagte: „gehet mir nur voran, holde Jungfrau, und leitet meinen Pfad gerade dahin, wo ich den bedrohlichen Derwisch finde. Ohne Noth will ich nichts von den berückenden Zaubergestalten ins Auge fassen.“

Zelinda that nach seinem Begehr, und so hatte sich denn das Verhältniß der Beiden für einen Augenblick umgewandelt; die Jungfrau war die Wegweiserin geworden, Heimbert derjenige, der sich voll freundlichen Zutrauens auf unbetretnen Bahnen leiten ließ.

Zweige schlugen bereits wie neckend und liebkosend an seine Wangen, Wundervögel, aus dem Gebüsch erblüht, sangen frohlockend darein; über den sammet-rasigen Boden hin, auf den Heimbert noch immer seine Augen geheftet hielt, strichen goldgrün leuchtende Schlangen mit goldnen Krönlein, und Edelgesteine blüheten vom Moosteppich herauf. Wenn die Schlangen sie berührten, gab es einen silberhellen Klang. Der Wandrer ließ die Schlangen ziehen, die Edelsteine funkeln,

ohne sich weiter um sie zu bekümmern, einzig bestrebt, den Tritten seiner Geleiterin eilig zu folgen.

„Wir sind zur Stelle;" sagte diese mit gedämpfter Stimme, und aufblickend sah er in ein leuchtendes Grotten- und Muschelgeklüft hinein, und gewahrte drinnen eines schlafenden Mannes, von einem goldnen Schuppenharnisch auf altnumidische Weise ganz überdeckt. „Ist das auch ein Gaukelbild, der in der Fischhaut von Golderz?" fragte Heimbert lächelnd; aber Zelinda sah sehr ernst aus, und erwiederte: „ach nein; es ist der Derwisch selbst, und daß er sich diesen, mit magischem Drachenblut gehärteten Panzer übergezogen hat, beweis't, wie er durch seinen Zauber unsres Vorhabens kundig geworden ist." — „Nun, was thut das?" sagte Heimbert. „Einmal mußte er es ja doch erfahren." — Und zugleich begann er mit freudiger Stimme zu rufen: „wacht auf, alter Herr, wacht auf! Es ist ein Bekannter hier, der Euch nothwendig sprechen muß."

Und so wie der Derwisch die großen, rollenden Augen aufschlug, fing alles im Zauberhaine sich zu regen an, die Wasser zu tanzen, die Zweige sich im wilden Wettkampfe mit einander zu verschlingen, und zugleich ertönte das Gestein sammt den Korallen und Muscheln in wunderlichen, verwirrenden Melodieen.

„Rollt und windet Euch nur, donnert und flötet nur!" rief Heimbert, festen Blickes in das Gewitter hinein schauend. „Ihr sollt mich nun auf meinen guten Wegen nicht irre machen, und, das Getöse zu überschreien, hat mir unser Herrgott auch eine tüchtige,

weithallende Soldatenstimme gegeben." — Dann wandte er sich zu dem Derwisch, und sagte: „alter Herr, es scheint, daß Ihr schon alles wisset, was sich zwischen Zelinda und mir ereignet hat. Sollte das aber doch nicht der Fall sein, so will ich Euch nur in Kurzem erzählen, wie sie schon so gut als eine Christin ist, und eines edlen Spanierritters Braut. Legt nur dem frommen Vorsatze nichts in den Weg; das wird für Euch sehr gut sein. Aber noch weit besser wird es für Euch sein, wenn Ihr selbst ein Christ werden wollt. Beredet Euch mit mir deshalb, und laßt vorher dies tolle Teufelsspektakel schweigen. Seht, lieber Herr, unsre Lehre hegt viel zu zarte und zu himmlische Dinge, als daß man immer alles so kriegesrauh und heftig aus der Brust hervor schreien könnte."

Aber der Derwisch, in glühendem Christenhaß entzündet, hatte schon die letzten Worte des Ritters nicht mehr vernommen, und drang mit gezücktem Sichelschwerdte auf ihn ein. Heimbert hielt nur blos noch seinen Stoßdegen vor, sprechend: „nehmt Euch in Acht, Herr! ich hörte vorhin so etwas, als sei Euer Gewaffen verhext; doch vor dieser Klinge hält dergleichen nicht aus. Sie ist an heiligen Orten geweiht."

Wild flog der Derwisch vor der Klinge zurück, aber eben so wilden Sprunges hatte er auch von der andern Seite seinen Feind gefaßt, der nur mühsam mit der Tartsche den entsetzlichen Sichelhieb auffing. Gleich einem goldgeschuppten Drachen schwang sich der Muhamedaner immer um den Gegner her, mit einer Behendigkeit, die durch den lang hervor wallenden

Greisenbart etwas Entsetzliches und Gespensterhaftes gewann. Heimbert bot ihm in besonnener Fertigkeit auf allen Seiten Stand, immer scharfen Auges nach einer Stelle spähend, wo sich die Schuppen vor den heftigen Bewegungen verschieben mögten. Es geschah endlich nach seiner Hoffnung; zwischen Arm und Brust ward auf der linken Seite das dunkle Gewand des Derwisches sichtbar, und blitzschnell fuhr des Deutschen sichre Stoßklinge hinein. Da schrie der Greis laut auf: „Allah! Allah! Allah!" und stürzte, noch in seinem Falle gräßlich, nach vorwärts, entseelt zu Boden.

„Doch Schade um ihn!" seufzte Heimbert, sich auf sein Schwerdt stützend, und zu dem Gefällten niederschauend. „Er hat ehrlich gefochten, und noch im Tode nach seinem Allah gerufen, womit er wohl den lieben Gott meinen mag. Nun, an einem ordentlichen Grabe soll's ihm nicht fehlen." — Darauf höhlte er mit dem breiten Sichelschwerdte seines Feindes eine Gruft aus, legte den Leichnam hinein, deckte Rasen drüber, und blieb, in stillem, herzinnigem Gebete für die Seele des Erschlagnen, an der Stätte knien.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Heimbert richtete sich von seinem frommen Geschäffte in die Höhe, und sein erster Blick fiel auf die an seiner Seite stehende, lächelnde Zelinda, sein zweiter auf die ganz umgewandelte Gegend. Verschwunden waren Felskluft und Grotte, verschwunden die fratzenhaften, halb reizenden, halb schreckenden Gestalten von Thier und Baum; eine milde Hügelwiese senkte sich im anmuthigsten Grün von dem Gipfelpunkte, wo Heimbert stand, auf allen Seiten gegen das Sandmeer hinab, Quellen rieselten in lieblicher Frische hier und dort hervor, Dattelgesträuche neigten sich über die kleinen Wege, Alles, im eben aufgehenden Morgenroth, voll süßen, einfältigen Friedens lächelnd.

„O mein Gott," sagte Heimbert zu seiner Gefährtin, „nun fühlt Ihr es doch gewiß recht fertig, wie unser lieber Vater Alles unendlich holder, und größer, und schöner erschafft, als es auch die höchste menschliche Kunst umzuwandeln versteht. Ihm nachzuhelfen in seinen freundlichen Werken, das hat der himmlische Gärtner uns, seinen geliebten Kindern, aus überschwenglicher Milde verstattet, damit wir noch um Vieles froher und besser werden; aber hüten sollen wir uns, daß wir nichts nach frecher, willkührlicher

Laune verwandeln wollen; sonst ist es, als trieben wir uns selbst zum zweiten Mal aus dem Paradiese."

„Es soll nicht wieder geschehen;" sagte Zelinda, demüthig vor dem Jünglinge geneigt. „Aber dürftet Ihr nun mir Neugebornen in dieser einsamen Gegend, wo wir sobald keinen Priester unsres Glaubens erreichen können, nicht ohne Weitres die Wohlthat der heiligen Taufe gewähren?"

Heimbert entgegnete nach einigem Bedenken: „ich hoffe, ich darf es. Und wenn ich irre, wird mir Gott verzeihen. Es geschieht ja in dem Eifer, ihm eine recht himmlische Seele so frühe als möglich, zuzuführen."

Dann schritten sie Beide still betend und seelig lächelnd zu einer der anmuthigsten Quellen der Oasis hinab, und indem sie den Bord erreicht hatten, und sich zu dem heiligen Werke anschickten, ging die Sonne wie bestätigend und verherrlichend gerade vor ihnen auf, so daß die zwei angestrahlten Gesichter im verklärenden Schimmer freudig und zuversichtlich einander begegneten. Heimbert hatte nicht darüber nachgedacht, mit welchem der christlichen Namen er seinen Täufling benennen wolle, aber indem er das Wasser schöpfte, und das Sandmeer so still feiernd und morgenröthlich um ihn her lag, mußte er des heiligen Einsiedlers Antonius in seiner egyptischen Wüstenei gedenken, und taufte die holde Bekehrte: Antonia.

Sie verbrachten den Tag in frommen Gesprächen, und Antonia zeigte ihrem Freunde eine kleine Höhlung, in welcher sie zu Anfang ihres Wohnens auf der Oasis allerhand Vorrath für ihren Unterhalt verborgen hatte. —

„Denn," sagte sie, „der liebe Gott ist mein Zeuge, daß ich hierher kam, einzig um ihn und seine Schöpfung besser zu verstehen in Abgeschiedenheit, ohne damals von irgend einem zauberischen Hülfsmittel das Geringste zu wissen. Erst späterhin kam der Derwisch versuchend zu mir, und mit seinen entsetzlichen Lehren traten die Schauer der Wüste in einen furchtbaren Bund, und Alles, was mir verlockende Geister nach und nach in Traum und Wachen gezeigt."

Heimbert trug kein Bedenken, sich mit dem, was noch an Wein und getrockneten Früchten tauglich war, für die Reise zu belasten, und Antonia versicherte, sie würden auf dem geraden, ihr bekannten Weg, in wenigen Tagen des wasserlosen Meeres blühenden Strand erreicht haben. So traten denn Beide mit Einbruch des kühlenden Abends ihre Wandrung an.

---

# Funfzehntes Kapitel.

Die Reisenden mogten bereits die bahnlosen Ebenen fast durchmessen haben, da erblickten sie eines Tages von weitem eine umher wankende Menschengestalt, wie sich denn in der öden Sahara schon aus ganz verschwindender Ferne jedweder Gegenstand kund giebt, wenn ihn nicht gerade die Staubwirbel mit ihrem erstickenden Spiele verhüllen. Der Wandrer schien irre umher zu ziehen, bald die, bald jene Richtung erwählend, und Antonia wollte mit ihren morgenländischen Falkenblicken bemerken, es sei kein Araber, sondern ein Mann in ritterlicher Tracht. — „O liebe Schwester," rief Heimbert voll ängstlicher Freudigkeit aus, „so ist es der arme Fadrique, der Dich sucht. Laß uns doch um Gotteswillen eilen, eh' er in der unermeßlichen Wüste uns, und wohl endlich gar sein eignes Leben, verliert." — Sie strengten auch all' ihre Kräfte an, den Entfernten zu erreichen, aber weil es noch hoch am Tage war, und die Sonne glühheiß herunter brannte, vermogte Antonia nicht lange das schnelle Fortschreiten zu ertragen; zudem erhoben sich bald die furchtbaren Staubwirbel, und die kaum erblickte Gestalt

verdämmerte vor den Augen der Suchenden, wie ein Nebelgebild im Herbste.

Beim Anbruch der mondhellen Nacht begannen sie aufs neue, ihre Wandrung zu beflügeln, zu rufen nach dem Verirrten, weiße Tücher als leitende und lockende Flaggen an ihren Wanderstäben flattern zu lassen in das tiefe Himmelblau empor, aber alles vergebens. Was verschwunden war, blieb verschwunden. Nur die Giraffen sprangen scheuer an ihnen vorüber und die Strauße beschleunigten wilder den seegelnden Lauf.

Da stand endlich in der Morgendämmerung Antonia still, und sagte: „verlassen kannst Du mich nicht, Bruder, in dieser Einsamkeit, und weiter gehen kann ich auch nicht um einen Schritt. Gott wird den edlen Fadrique schirmen. Wie mögte der Vater ein so holdes, ritterliches Bild verlassen?" — „Die Schülerin beschämt den Lehrer;" entgegnete Heimbert, sein kummervolles Gesicht zu einem sanften Lächeln erheiternd. „Wir haben das Unsre gethan und da dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß Gott unsern mangelnden Kräften schon zu Hülfe kommen wird, hinzufügend, was nöthig ist." — Zugleich breitete er seinen Mantel auf den Sand hin, damit Antonia fester und bequemer ruhen möge. Aber plötzlich fuhr er wieder in die Höhe, rufend: „Herr, mein Gott! da liegt ein Mensch, vom Sande ganz überstäubt. Wenn es nur nicht gar schon ein Todter ist!"

Und zugleich begann er, Wein aus einer Flasche auf des Hingesunknen Stirne zu träufeln, und seine Schläfe damit zu reiben.

Der schlug langsam die Augen empor, und sagte: „ich wollte, der Morgenthau hätte mich nicht wieder angesprüht, und ich wäre unbekannt und unbeklagt hier in der Wüste verdorben, wie es ja endlich doch wohl kommen muß." — Damit schloß er die Augen, wie ein Schlaftrunkner, aufs neue, aber Heimbert fuhr unermüdlich mit seinen Hülfsleistungen fort, und endlich richtete sich der Ermunterte staunend mit halbem Leibe in die Höhe.

Er blickte von Heimbert auf dessen Gefährtin, von dieser wieder nach Heimbert zurück, und rief plötzlich, die Zähne knirschend, aus: „ha, so war es gemeint! Ich sollte nicht einmal dahin sterben, im dumpfen Glücke der stillen Verlassenheit! Schauen noch sollte ich vorher den Sieg meines Nebenbuhlers, und meiner Schwester Verhöhnung!" Zugleich auch war er mit gewaltiger Anstrengung auf den Füßen, und drang, die Klinge schlagfertig gezückt, gegen Heimbert an. Dieser rührte nicht Schwerdt, nicht Arm, und sagte blos freundlich: „so ermattet, wie Du jetzt bist, kann ich Dir unmöglich etwas zu leide thun, außerdem muß ich auch hier die Dame erst in Sicherheit bringen." — Antonia, den Zürnenden anfänglich mit großer Bewegung anstarrend, trat nun plötzlich zwischen die beiden Männer, und rief aus: „o Fadrique,

weder Elend noch Zorn kann Euch doch gänzlich entstellen. Aber was hat Euch mein edler Bruder gethan?" — „Bruder?" sagte Fadrique staunend. — „Oder Taufvater, oder Taufzeuge," entgegnete Heimbert. „Wie Du willst. Nenne sie nur nicht etwa Zelinda, denn sie heißt jetzt Antonia, ist eine Christin, und Deine Braut." — Fadrique stand wie in völliger Erstarrung, aber Heimbert's treuherzige Worte und Antonia's holdes Erröthen lös'ten ihm das beseeligende Räthsel bald. Er sank in süßer Entzückung vor dem ersehnten Bilde nieder, und mitten aus der unwirthbaren Oede blühte ein reicher Strauß der Liebe, des Dankes, und des Vertrauens himmelan.

Die Spannung des überraschenden Glückes gab endlich der leiblichen Erschöpfung nach. Antonia neigte die holden Glieder auf den nun schon heißer brennenden Grund, wie eine ermattete Blume, und schlummerte unter dem Schutze des Geliebten und des erkornen Bruders ein. — „Schlafe Du nur auch," sagte Heimbert leise zu Fadrique. „Du mußt wohl recht wild und mühsam umher geirrt sein, denn die Erschöpfung drückt bleiern auf Deine Augenlieder. Ich bin recht munter, und will derweile wachen." — „Ach Heimbert," seufzte der edle Castilier, „meine Schwester ist Dein, Du himmlischer Bote; das versteht sich von selbst. Aber nun unsre Ehrensache." — „Natürlich," sagte Heimbert sehr ernst, „daß Du mir die schuldige Genugthuung giebst für jenes übereilte Wort, sobald wir wieder in Spanien sind. Bis dahin bitte

ich mir's aber aus, daß davon die Rede nicht ist. Unbeendigte Ehrensache giebt kein gutes Gespräch."

Fabrique legte sich wehmüthig in den Sand, vom lang entbehrten Schlummer überwältigt, und Heimbert kniete freudig nieder, dem lieben Gott für so vieles schöne Gelingen dankend, und ihm das Künftige voll freudiger Zuversicht anheim stellend.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Am Tage darauf gelangten die drei Reisegenossen an das Ufer der Einöde, und erquickten sich fast eine Woche lang in einem nahe gelegnen Dörfchen, das, von Bäumen umschattet, von Rasen umgrünt, gegen die freudlose Sahara wie ein kleines Paradies abstach. Vorzüglich Fadrique's Zustand machte diese Rast nothwendig. Er hatte in der ganzen Zeit die Wüste nicht verlassen, mühsam seinen Unterhalt streifenden Arabern abkämpfend, und oftmals dem gänzlichen Mangel an Speise und Trank fast erliegend. Zuletzt war er so gar verirrt gewesen, daß ihn auch die Sterne nicht mehr auf den rechten Pfad zu leiten vermogten, und er sich trüb und zwecklos umtrieb, wie die Staubwirbel des Sandmeeres um ihn her.

Wenn er jetzt bisweilen nach dem Mittagsmahle einschlummerte, und Antonia und Heimbert seinen Schlaf hüteten, wie zwei lächelnde Engel, pflegte er wohl zusammenschreckend in die Höhe zu fahren, mit entsetzten Blicken umher zu starren, und erst, als wenn er sich an den zwei befreundeten Gesichtern erlabt hätte,

wieder in die erquickende Ruhe zurück zu sinken. Beim vollen Erwachen darüber befragt, erwiederte er, in seinem Umherirren sei ihm nichts schrecklicher gewesen, als die täuschenden Träume, die ihn bald in das heimathliche Haus, bald in seiner Genossen lustiges Lager, bald wohl gar in Zelinda's Nähe, getragen hätten, um ihn alsdann beim Verschwinden doppelt hülflos und elend in der entsetzlichen Oede zurück zu lassen. Daher sei ihm noch immer jegliches Erwachen etwas furchtbares, und auch den Schlaf treibe oftmals ein dunkles Bewußtsein vergangener Schrecken zuckend von ihm aus. — „Ihr könnt es Euch nicht so denken," setzte er hinzu. „Aus den wohlbekannten Wänden urplötzlich in die endlose Wüstenei gebannt! Wohl gar statt des ersehnten, ganz nahe vorgezauberten Antlitzes der Geliebten, ein häßliches Kameelhaupt am langen Halse neugierig über mich hingebeugt, und mit noch häßlicherem Scheuen vor meinem Aufrichten zurück prallend!"

Das, zusammt andern Nachwehen des überstandnen Unheils, verlor sich bald gänzlich aus Fadrique's Gemüth, und man trat die Reise nach Tunis heiter an. Freilich lag das Bewußtsein seines Unrechts gegen Heimbert und der unvermeidlichen Folge davon oftmals wie ein weiches Thaugewölk über des edlen Spaniers Brauen, aber eben dadurch milderte sich die angeborne, stolze Strenge seines Wesens, und Antonia konnte ihr liebendes Herz desto inniger und zarter dem seinen anschließen.

Tunis, welches früher Zelinda's Zauberkraft und christenfeindliche Begeisterung angestaunt hatte, sah jetzt an neu geweihter Stätte Antonia's feierliche Taufe, und bald darauf schifften sich die drei Gefährten mit günstigem Winde nach Malaga ein.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

An dem Bronnen, wo sie von Heimbert geschieden war, saß eines Abends Doña Clara in tiefem Sinnen. Die Zither auf ihrem Schooße tönte von einzelnen Accorden, welche ihr die schönen Hände wie träumend entlockten, und die sich endlich zu einer Melodie gestalteten, während folgende Worte von den nur halb geöffneten Lippen leise hervor rieselten:

Ferne, wo vor Tunis Wällen
Spanier und Germanen stritten
Mit den grimmen Heidenschaaren,
Sagt, wer hat aus blut'gen Lilien,
Wer aus bleichen Todesrosen,
Sich gepflückt den Preis des Sieges?
Fragt den Alba, fragt den Alba,
Und er nennt alsbald zwei Ritter;
Einer war mein tapfrer Bruder,
Einer war mein Herzgeliebter!
Und ich dachte mich zu kränzen,
Zwiefach hell in Freudenlichtern,
Sieh, da fällt ein Wittwenschleier
Zwiefach mir auf Aug' und Stirne,
Denn die Ritter sind verschollen,
Niemand kann sie wieder finden.

Und die Zither schwieg, und zarte Thautropfen fielen aus den himmlischen Augen.

Heimbert, unter den nahen Orangenbäumen verborgen, fühlte begleitende Zähren über seine Wangen rollen, und Fadrique, der ihn und Antonien dahin geführt hatte, konnte den Freudenkelch des Wiedersehens nicht länger ungenossen lassen, sondern trat an der Hand der beiden holden Gestalten wie mit einem Engelsgruße zu der Schwester heraus.

Die Anschauung solcher Augenblicke der höchsten überraschenden Lust, gleichsam des immer geahnten und so selten hernieder thauenden Himmelsseegens, malt sich am besten Jeglicher auf eigne Weise aus, und man erzeigt ihm nur einen schlechten Dienst, wenn man ihm vorerzählen will, was Eines gethan und das Andre gesprochen habe. Färbe denn auch Du, lieber Leser, Dir das Bild nach Deinem Behagen, was Du gewiß am besten kannst, wenn die zwei Paare meiner Geschichte Dir lieb geworden sind, und heimisch angeeignet. Wäre das aber nicht der Fall, wozu dann noch mehr der unnützen Worte verlieren? — Für die, welche mit Lust und Innigkeit bei dem Wiederfinden der Geschwister und der Liebenden verweilen konnten, fahre ich in erhöhter Vertraulichkeit fort.

Obgleich sich Heimbert, einen bedeutenden Blick auf Fadrique werfend, entfernen wollte, sobald Antonia in Doña Clara's Schutz getreten war, gab es der edle Spanier dennoch nicht zu. Er hielt den Waffen-

genossen mit eben so zierlichen, als brüderlich zutraulichen Bitten zur Abendtafel fest, bei welcher sich einige Verwandte des Hauses Mendes einstellten, in deren Gegenwart Fadrique den tapfern Heimbert von Waldhausen für Doña Clara's Bräutigam erklärte, das Verlöbniß mit den feierlichsten Worten besiegelnd, so daß es unzerreißbar bleibe, es möge auch von nun an eintreten, was da irgend dem Bunde feindlich scheinen könne. Die Zeugen waren etwas erstaunt über diese seltsamen Vorsichtsmaßregeln, gaben jedoch auf Fadrique's Begehr ungeweigert ihr Wort, Alles demgemäß durchzuführen, um so ungeweigerter, da der Herzog von Alba, wegen einiger Marinegeschäffte gerade in Malaga anwesend, die ganze Stadt mit dem Heldenruhm der beiden jungen Hauptleute angefüllt hatte.

Wie nun eben der edelste Wein in hohen Krystallgläsern um die Tafel ging, trat Fadrique hinter Heimbert's Stuhl, und flüsterte ihm zu: „wenn es Euch gefällt, Señor, — der Mond ist eben aufgegangen, und scheint tageshell, — so bin ich bereit, Euch die nothwendige Genugthuung zu geben." — Heimbert nickte freundlich mit dem Kopfe, und die beiden Jünglinge verließen den Saal, von den holden Grüßen der nichts Böses ahnenden Bräute begleitet.

Während man durch des Gartens duftige Gehege hinschritt, seufzte Fadrique: „wir könnten sehr freudig hier wandeln, wenn ich meine Uebereilung nicht gethan hätte!" — „Ja wohl," sagte Heimbert, „aber es

ist nun einmal so, und kann nicht anders werden, dafern wir Beide fortfahren wollen, einander als Soldaten und Edelleute zu achten." — „Versteht sich!" entgegnete Fadrique, und sie beeilten sich, nach einer fernen Stelle des Gartens zu gelangen, von wo das Geklirre der zusammen treffenden Degen nicht bis in den heitern Verlobungssaal hinüber schwirren konnte.

---

# Achtzehntes Kapitel.

Einhegend und verschwiegen standen ringsher blühende Gebüsche, man hörte keinen Laut mehr von der freudigen Gesellschaft, keinen Laut aus den belebten Straßen der Stadt herüber, nur hoch vom Himmel her schaute der Vollmond herein, den feierlichen Rund mit klarem Schein erhellend, es war der rechte Platz. Da zogen beide Hauptleute ihre leuchtenden Klingen aus der Scheide, und traten einander schlagfertig gegenüber. Doch ehe sie noch zum Kampfe ausfielen, zog ein schöneres Gefühl Einen in des Andern Arme; sie senkten zu gleicher Zeit die Klingen, und drückten brüderlich umarmend Brust an Brust. Dann aber machten sie sich entschlossen los, und der furchtbare Zweikampf begann.

Das waren nicht Waffenbrüder, nicht Freunde, nicht Schwäger mehr, die nun ihre blitzenden Stoßklingen gegen einander richteten. Mit der entschlossensten Kühnheit, aber auch mit der besonnensten Kaltblütigkeit, fiel man den Widersacher feindlich an, und schirmte zugleich die eigene Brust. Nach einigen heißen und gefahrdrohenden Gängen mußten die Fechter ruhen, und sahen sich während dem mit vermehrter Liebe an, Jedweder froh, den theuren Genossen so

rüstig und rühmlich zu erproben. Dann begann der verderbliche Wettstreit aufs neue.

Heimbert schleuderte mit der linken Hand Fabrique's Klinge, die ihm bei einem Terzstoß begegnete, seitwärts, aber die haarscharfe Schneide drang dabei durch den ledernen Handschuh, und jugendlich rasch stürzte sich das rosige Blut ihr nach. „Halt!" rief Fabrique, und sie untersuchten die Wunde, aber bald sie nur für unbedeutend erkennend, und sie mit einem Tuche verbindend, huben Beide mit unverminderten Kräften das Gefecht wieder an.

Nicht lange währte es, da fuhr Heimbert's Klinge gegen Fabrique's rechte Schulter, und der Deutsche, wohl fühlend, daß sein Stoß sitze, rief nun seinerseits Halt. Erst wollte Fabrique nichts von Verletzung wissen, aber bald tröpfelte auch ihm das Blut hervor, und er sah sich genöthigt, des Freundes sorgfältige Hülfsleistungen anzunehmen, doch zeigte sich die Wunde gleichfalls unbedeutend, der edle Spanier fühlte noch volle Kraft zur Führung des Degens in Faust und Arm, und nochmals erhub sich der Tod drohende Ehrenstreit in ritterlicher Gluth.

Da klirrte die nicht sehr entfernte Gartenpforte, und es trabte durch das Gesträuch heran wie Rossestritt. Beide Fechter ließen von ihrem ernsten Geschäfft ab, und wandten sich dem unwillkommnen Störer entgegen. Der ward im Augenblick auf einem hohen Streithengste zwischen den schlanken Pinien sichtbar, durch Tracht und Anstand einen Krieger zu erkennen gebend, und Fabrique nahm, als Wirth des Hauses,

das Wort, sprechend: „Señor, wie Ihr dazu kommt, so geradewegs in einen fremden Garten herein zu reiten, wollen wir ein ander Mal untersuchen. Für jetzt muß ich Euch nur bitten, uns jedweder weiteren Störung durch Eure augenblicklichste Entfernung zu überheben, und allenfalls mir Euren Namen zurück zu lassen." — „Wegreiten werde ich nicht," entgegnete der Fremde, „aber wie ich heiße, will ich Euch gern sagen. Ich bin der Herzog von Alba." — Und zugleich fiel durch eine Wendung des Rosses der helle Mondstrahl auf das lange bleiche Gesicht, aller Größe, Würde und Furchtbarkeit Wohnsitz. Die beiden Hauptleute neigten sich tief, und senkten ihre Waffen.

„Ich soll Euch kennen," fuhr Alba fort, sie mit seinen funkelnden Augen überblitzend. „Ja, wahrhaftig, ich kenne Euch gut, Ihr beiden jungen Helden aus der Schlacht vor Tunis. Gott sei gelobt und gepriesen, daß zwei so wackre Kriegsleute, die ich schon fast verloren gegeben hatte, noch am Leben sind; sagt mir nun aber, welche Ehrensache Eure tapfern Klingen wider einander gerichtet hat. Denn vor mir Eure ritterliche Angelegenheit zu offenbaren, werdet Ihr hoffentlich kein Bedenken tragen."

Es geschah nach des großen Herzogs Willen. Jeder von den edlen Jünglingen erzählte den Hergang, vom Abend vor der Einschiffung an, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, während Alba im schweigenden Nachdenken, fast regungslos, wie eine Ritterbildsäule, in ihrer Mitte hielt.

# Neunzehntes Kapitel.

Die Hauptleute hatten ihren Bericht schon lange geendet, und der Herzog schwieg noch immer, in tiefem Nachdenken, unbeweglich still. Endlich erhub er seine Stimme, und redete folgender Gestalt:

„So soll mir Gott helfen und sein heiliges Wort, als ich nach meinem besten Wissen und Gewissen Eure Ehrensache für rein ausgefochten halte, Ihr jungen Ritter. Zwei Mal habt Ihr wegen jenes empörenden Wortes, von Don Fadrique Mendes Lippen geflogen, wider einander in Waffen gestanden, und wenn freilich die unbedeutenden Wunden, die Ihr bis jetzt empfangen habt, nicht ausreichen, jenen entsetzlichen Ausdruck zu vergüten, so tritt doch Euer gemeinschaftliches Fechten vor Tunis, und die Rettung, welche Herr Heimbert von Waldhausen dem Don Fadrique Mendes in der Wüste angedeihen ließ, nachdem er ihm seine Braut erkämpft hatte, dermaßen ein, daß Ritter Waldhausen ermächtigt ist, einem Gegner, dem er sich so

herzlich erzeigte, jedwede Beleidigung zu verzeihen. Die alten römischen Historien erzählen uns von zwei Hauptleuten des großen Julius Cäsar, welche einen Ehrenstreit beilegten, und eine herzinnige Brüderschaft mit einander knüpften durch kühnes geselliges Fechten, und einander aushalfen in Mitten eines gallischen Heeres. Ich aber behaupte, Ihr Zwei habt mehr für einander gethan, und somit erkläre ich Eure Ehrensache für abgemacht und zu Ende. Steckt die Degen ein, und umarmt Euch in meiner Gegenwart."

Gehorsam dem Gebote ihres Feldhauptmanns, steckten die jungen Ritter ihr Gewehr für jetzt ein, aber ängstlich besorgt für jeden möglichen Schatten, der auf ihre Ehre fallen könne, zögerten sie mit der aussöhnenden Umarmung noch.

Da blickte sie der große Alba etwas unwillig an, und sagte: „vermeint Ihr denn, Ihr jungen Herren, ich könne das Leben zweier Kriegshelden auf Kosten ihrer Ehre erhalten wollen? Da hätte ich sie ja erst ganz unwiederbringlich todt geschlagen, und zwar alle Beide zugleich. Ich sehe aber wohl, daß man mit solchen Starrköpfen zu andern Maßregeln greifen muß."

Und alsbald war er vom Pferde, hatte es schnell an einen Baum gebunden, und trat nun, das gezückte Siegerschwerdt in der Rechten, zwischen die beiden Hauptleute, ausrufend: „wer irgend etwas dawider zu sagen hat, daß die Ehrensache Herrn Heim=

bert's von Waldhausen mit Don Fadrique Mendes ehrlich und rühmlich ausgefochten ist, hat es mit dem Herzog von Alba zu schaffen, auf Leben und Tod, und sollten die gegenwärtigen Ritter selbst etwas einzuwenden haben, so mögen sie sich melden; ich stehe als Verfechter meiner Ueberzeugung hier."

Da neigten sich die Jünglinge ergeben vor dem großen Ehrenrichter, und sanken einander in die Arme. Der Herzog aber umfaßte sie Beide mit einer liebevollen Innigkeit, die um so erquickender, ja bezaubernder, leuchtete, je seltner sie aus diesem strengen Gemüthe hervor brach. Dann führte er die Versöhnten zu ihren Bräuten zurück, und als diese, nach dem ersten freudigen Erstaunen über die Gegenwart des geehrten Feldherrn, vor den Blutstropfen auf den Kleidern der Jünglinge zurück bebten, sagte der Herzog lächelnd: „o Ihr künftigen Soldatenfrauen, Ihr müßt nicht erschrecken vor solchen Juwelen der Ehre. Eure Geliebten könnten Euch kein schöneres Geschenk zur Hochzeit bringen."

Der große Alba ließ es sich nicht nehmen, beider glücklichen Paare Brautvater zu sein, und ihnen noch am nächsten Tage das Fest ihrer Verbindung auszurichten. Alle lebten von da an in ungestörter, freudiger Eintracht, und wenn auch den Ritter Heimbert das deutsche Vaterland bald nachher zusammt der holden Gemahlin in seinen Schooß zurück rief, blieb man doch einander durch Briefe und Grüße nahe, und

noch späthin rühmten sich die Nachkommen des Herrn von Waldhausen ihrer Verwandtschaft mit dem edlen Geschlechte der Mendes, während dieses die Sage von dem tapfern und großmüthigen Heimbert immerdar feiernd bei sich erhielt.

---

# Das

# Galgenmännlein.

In Venezia, die weit und breit berühmte wälsche Handelsstadt, zog eines schönen Abends ein junger deutscher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Gesell. Es gab eben zu der Zeit in deutschen Landen mannigfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen; deshalben war der junge Handelsmann, der sich gern einen lustigen Tag machte, ganz besonders damit zufrieden, daß ihn seine Geschäffte auf einige Zeit nach Wälschland riefen, wo es nicht so gar kriegerisch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köstlichen Wein, und viele der besten und wohlschmeckendsten Früchte antreffen sollte, noch der vielen wunderschönen Frauen zu geschweigen, von welchen er ein absonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie sie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia statt der ordentlichen gepflasterten Straßen giebt, und hatte seine große Lust an den schönen Häusern, und den noch viel schöneren Weibsgestalten, die er oftmals daraus hervor blicken sah. Als er endlich gegen ein höchst

prächtiges Gebäu heran kam, in dessen Fenstern wohl zwölf der alleranmuthigsten Frauenzimmer lagen, sprach der gute junge Gesell zu einem der Gondolier, die sein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal so wohl werden sollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderschönen Fräulein sprechen dürfte!" „Ei," sagte der Gondolier, „ist es weiter nichts als das, so steigt nur aus, und geht kecklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden." Der junge Reichard aber sprach: „Du hast wohl Deine Lust daran, fremde Leute zu necken, und meinest, in mir so einen groben Gesellen zu treffen, der nach Deinen thörichten Worten thäte, und droben im Schlosse dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamst't obendrein?" „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen," sagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl sein laßt, und nehmen sie Euch nicht mit offnen, schönen Armen auf, so will ich meines Fährlohnes quitt und verlustig gehen."

Das schien dem jungen Burschen des Versuchens schon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdseelig auf, sondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönste aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo sie ihn mit den auserlesensten Trink- und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei sich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigste

und wunderbarste Land gekommen, so es auf dem Erdboden giebt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugsamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Person und meines Geistes, vermittelst deren ich den fremden Damen so sehr gefalle."

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funzig Dukaten ab, und weil er sich darüber verwunderte, sagte sie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der schönsten Courtisane aus ganz Venedig so gar umsonst erfreut zu haben? Zahlt nur immer frisch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß sich den Preis gefallen lassen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wieder kommen, so gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es Euch heute gekostet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben."

Ach, wie verdrießlich es doch sein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzessin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlschaft war, und ihm noch eine so erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Gesell aber bewies sich nicht so ergrimmt, als wohl ein Andrer meinen sollte. Es war ihm mehr um eine gute Pflege seines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in seiner Historie, deshalben er sich denn nach geleisteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herum zog.

Da nun der fröhliche Bursch auf solchen Wegen war, mogte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Gesellschaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwischen lauter lustigen Gesichtern; ein einziges ausgenommen, das einem hispanischen Hauptmann zugehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard sich begeben hatte, beiwohnte, aber meist ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltsamen Unruhe auf allen Zügen seines finstern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Ansehen und Vermögen, der sich nichts daraus machte, die ganze Gesellschaft oft mehre Abende hinter einander frei zu halten.

Dessen ohngeachtet, und ob sich der junge Reichard gleich nicht mehr so arg beschatzen ließ, wie am Tage seiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehen, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein so unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müsse, dafern er nicht mit seinem vielen Verlustiren zuletzt all seines Geldes verlustig gehen wolle.

Die Andern wurden seiner Trübseeligkeit inne, zugleich auch der Ursache dazu, — wie sie denn dergleichen Fälle sehr häufig in ihrem Kreise erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht lassen konnte, durch die Reste seines Seckels von dem anmuthigen Fliegengifte zu naschen. Da nahm ihn eines Abends der Hispanier bei Seite, und führte ihn mit unerwar=

teter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Gesellen wollte schier angst dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen ist, weiß der Kumpan, und an meine Haut, dafern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erst die seinige setzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird.“

Der hispanische Hauptmann aber, sich auf die Grundmauer eines alten, verfallenen Gebäudes setzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben sich, und hub folgendermaßen zu sprechen an: „es will mich fast bedünken, mein lieber, höchst jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derselben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Last wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbei zu schaffen, und so fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andre Gaben in den Kauf lasse ich Euch für ein billiges Geld ab.“

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verschaffen, los werden wollt?“ fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewisse kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es sind schwarze Teufelchen in Gläslein eingeschlossen. Wer ein solches besitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er sich nur Ergötzliches im Leben wünschen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt sich das Galgenmännlein die Seele seines Be-

fitzers für seinen Herrn Luzifer aus, wofern der Besitzer stirbt, ohne sein Galgenmännlein in andre Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geschehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines kostet mir zehn Dukaten; wollt Ihr nun neun dafür geben, so ist es Eu'r."

Während der junge Reichard sich noch besann, sprach der Hispanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen, und es ihm für irgend ein andres Gläslein und Spielwerk in die Hände schaffen, wie mich denn selbsten ein gewissenloser Handelsmann auf gleiche Weise in dessen Besitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewissen nicht noch mehr zu beschweren, und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr seid noch jung und lebenslustig, und gewinnt wohl mannigfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, dafern es Euch zur Last werden sollte, wie es mir heute solches ist."

„Lieber Herr," sagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, so mögte ich Euch klagen, wie oft ich in dieser Stadt Venezia bereits angeführt worden bin."

„Ei, Du junger, thörichter Gesell!" rief der Hispanier zornig, „Du darfst nur an mein Fest von gestern Abend zurück denken, um zu wissen, ob ich um Deiner lausigen neun Dukaten willen betrügen werde, oder nicht."

„Wer viel gastirt, verbraucht auch viel," versetzte der junge Kaufmann sittig, und nur ein Handwerk,

nicht aber ein Geldseckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euren letzten Dukaten gestern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb sein."

„Entschuldige es, daß ich Dich nicht todtsteche," sagte der Hispanier. „Es geschieht, weil ich hoffe, Du werdest mir noch von meinem Galgenmännlein los helfen, und dann auch, dieweil ich gesonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf solche Weise nur erschwert und vergrößert würde."

„Mögten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt sein?" fragte der junge Kaufherr auf das vorsichtigste."

„Wie ginge das an?" versetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem, und hilft auch Keinem, als der es vorhero richtig und baar erstanden hat."

Dem jungen Reichard ward bange; denn es sah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo sie in der Nacht beisammen saßen, ob ihn gleich der Hauptmann versicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorstehenden Buße. Jedoch schwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Besitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beschloß also die Hälfte seiner letzten Baarschaft daran zu wagen, vorher jedoch versuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preise herunter handeln könne.

„Du Narr!" lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Besten heischte ich die höchste Summe, und zum Besten

derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer so früh für die allerniedrigste Münze der Welt erstehe, und unwiederbringlich des Teufels sei, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann."

„Ach laßt nur," sagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl sobald nicht wieder. Wenn ich's also für fünf Dukaten haben könnte" —

„Meinetwegen," erwiederte der Hispanier. „Du arbeitest dem schwarzen Teuflein seine Dienstzeit um die letzte, verlorne Menschenseele recht kurz."

Damit händigte er dem jungen Gesellen gegen Bezahlung des Kaufschillings ein dünnes gläsernes Fläschchen ein, worin Reichard beim Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und nieder gaukeln sah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken seine gemachte Auslage verdoppelt in seine rechte Hand, und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshause zurück, wo die andern Gesellen noch zechten, sich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erst eben so trübsinnig von ihnen geschieden waren, nun mit sehr heitern Angesichtern wieder herein traten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abschied, ohne bei dem kostbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich schon spät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mistrauischen Wirthe voraus bezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taschen von immer neu herbei gewünschten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche sich selbst ein solches Galgenmännlein wünschen mögten, werden am besten beurtheilen können, welch ein Leben der lustige junge Gesell von diesem Tage an führte, es sei denn, daß sie sich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorsichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermessen, daß es gar wild und verschwenderisch herging. Sein Erstes war, daß er die schöne Lukrezia — denn also nannte sich, frechen Spottes, seine frühere und kostbare Buhlschaft, — durch unerhörte Summen für sich ganz allein gewann, worauf er dann ein Schloß und zwei Villen erkaufte, und sich mit allen möglichen Herrlichkeiten der Welt umgab.

Es geschah, daß er eines Tages mit der gottlosen Lukrezia im Garten eines seiner Landhäuser am Rande eines schnellen, tiefen Bächleins saß. Viel ward geneckt und gelacht unter den zwei thörichten jungen Leuten, bis endlich Lukrezia unversehens das Galgenmännlein erwischte, das Reichard an einem güldnen Kettlein unter seinen Kleidern auf der Brust trug. Bevor er es noch verhindern konnte, hatte sie ihm das Kettchen losgenestelt, und hielt nun die kleine Flasche spielend gegen das Licht. Erst lachte sie über die wunderlichen Kapriolen des kleinen Schwarzen darinnen, dann aber schrie sie plötzlich voll Entsetzen: „pfui doch! das ist ja gar eine Kröte!" und schleuderte Kette und Flasche und Galgenmännlein in den Bach, der alles zusammen mit seinen reißenden Wirbeln sogleich dem Auge entzog.

Der arme junge Gesell suchte seinen Schrecken zu verbergen, damit ihn seine Buhlin nicht weiter befrage, und ihn noch endlich gar wegen Zauberei vor Gericht ziehe. Er gab das ganze Ding für ein wunderliches Spielwerk aus, und machte sich nur, sobald es gehen wollte, von der Lukrezia los, um im Stillen zu überlegen, was nun am besten zu thun sei. Das Schloß hatte er noch, die Landhäuser desgleichen, und eine schöne Menge Dukaten mußte in seinen Taschen stecken. Gar freudig aber ward er überrascht, als er, nach dem Gelde fassend, die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand bekam. Die Kette mogte wohl auf dem Grunde des Bächleins liegen, Flasche aber und Galgenmännlein waren richtig an ihren Herrn zurück gekommen. — „Ei," rief er jubelnd aus, „so besitze ich ja einen Schatz, den mir keine Macht der Erden rauben kann!" und hätte das Fläschlein beinahe geküßt, nur daß ihm der kleine gaukelnde Schwarze darin etwas allzu gräßlich vorkam.

War es jedoch bisher wild und lustig zugegangen, so trieb es Reichard nun noch zehn Mal ärger. Auf alle Potentaten und Regenten des Erdreichs blickte er mit Bedauern und Verachtung herab, überzeugt, daß Keiner von ihnen ein nur halb so vergnügtes Leben führen möge, als er. Man konnte in der reichen Handelsstadt Venezia fast nicht mehr so viele Seltenheiten an Speise und Trank zusammen bringen, als wie zu seinen schwelgerischen Banketen erfordert wurden. Wenn ihn irgend ein wohlmeinender Mensch darüber schelten oder ermahnen wollte, pflegte er zu

sagen: „Reichard ist mein Name, und mein Reichthum ist so hart, daß ihm keine Ausgabe den Kopf einzustoßen vermag." Gar unmäßig pflegte er auch oftmals über den hispanischen Hauptmann zu lachen, daß er einen so köstlichen Schatz von sich gegeben habe, und noch dazu, wie man höre, ins Kloster gegangen sei.

Alles auf dieser Erden aber währt nur eine Zeit. Das mußte denn der junge Gesell gleichfalls erfahren, und zwar um so früher, da er allen sinnlichen Genüssen auf das unmäßigste fröhnte. Eine tödtliche Ermattung überfiel seinen erschöpften Leib, dem Galgenmännlein zum Trotz, das er wohl zehn Mal am ersten Tage seiner Krankheit vergeblich um Hülfe anrief. Doch erschien keine Besserung, wohl aber in der Nacht ein verwunderlicher Traum.

Es kam ihm nämlich vor, als beginne unter den Arzneiflaschen, die vor seinem Bette standen, eine derselben gar einen lustigen Tanz, wobei sie den übrigen unaufhörlich klingend gegen die Köpfe und Bäuche rannte. Als Reichard recht hinsah, erkannte er die Flasche mit dem Galgenmännlein, und sagte: „Ei Galgenmännel, Galgenmännel, willst mir dies Mal nicht helfen, und rennst mir nun noch die Arznei in den Sand." Aber das Galgenmännlein sang heiser aus der Flasche zurück:

„Ei Reichardlein, ei Reichardlein,
Gieb Dich nur in die ew'ge Pein,
Und find' Dich hübsch geduldig drein.

Für Krankheit hilft nicht Teufelslist,
Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist;
Ich freu mich drauf, daß mein Du bist."

Und damit machte es sich ganz lang und ganz dünne, und so fest Reichard die Flasche zuhielt, kroch es dennoch zwischen seinem Daumen und dem verpichten Pfropfen durch, und ward ein großer schwarzer Mann, der häßlich tanzte, mit Fledermausfittigen dazu schwirrend, und legte endlich seine behaarte Brust an Reichard's Brust, sein grinsendes Gesicht an Reichard's Gesicht, so fest, so innig fest, daß Reichard fühlte, er fange schon an ihm zu gleichen, entsetzt schreiend: „'nen Spiegel her! 'nen Spiegel her!"

Im kalten Angstschweiß wachte er auf, wobei es ihm noch vorkam, als laufe eine schwarze Kröte mit großer Behendigkeit seine Brust herunter in die Tasche seines Nachtkleides hinein. Er faßte grausend dahin, brachte aber nur das Fläschlein hervor, darin jetzo der kleine Schwarze wie abgemattet und träumend lag.

Ach, wie so gar lang bedünkte den Kranken der Rest dieser Nacht! Dem Schlafe wollte er sich nicht mehr anvertrauen, aus Furcht, er könne ihm den schwarzen Kerl wieder herein bringen, und dennoch traute er sich kaum die Augen aufzuschlagen, besorgend, das Unwesen laure wohl wirklich in einer Ecke des Gemachs. Hielt er wieder die Augen zu, so dachte er, er habe sich nun heimlich bis dicht vor ihn heran geschlichen, und riß sich von neuem entsetzt in die Höhe. Er schellte wohl nach seinen Leuten, aber die schliefen

wie taub, und die schöne Lukrezia ließ sich, seit er unpaß worden war, durchaus nicht mehr in seinem Zimmer sehen. So mußte er denn allein liegen in seinen Aengsten, die sich noch vergrößerten, weil er beständig denken mußte: „ach Gott, ist diese Nacht so lang, wie lang wird nicht die lange Nacht der Höllen sein!“ Er beschloß auch, dafern ihn Gott bis morgen leben lasse, sich des Galgenmännleins gewißlich auf alle Weise zu entschlagen.

Als es denn nun endlich Morgen ward, überlegte er, durch das junge Licht in etwas ermuntert und gestärkt, ob er auch das Galgenmännlein bishero gehörig genutzt habe. Das Schloß, die Landhäuser, und allerhand Prunkstücke dünkten ihm nicht genug, er forderte daher aufs schleunigste noch eine große Menge Dukaten unter sein Kopfkissen, und sobald er den schweren Beutel dorten fand, dachte er mit Ruhe darauf, wem er das Fläschlein am besten verkaufen könne. Sein Arzt, wußte er, war ein großer Freund von all den seltsamen Kreaturen, die man in Spiritus aufbewahrt, und für eine solche verhoffte er auch das Galgenmännlein bei ihm anzubringen, weil der Doctor als ein frommer Mann sonsten nichts würde mit der Bestie zu schaffen haben wollen. Freilich spielte er damit einen bösen Streich, aber er dachte so: „besser eine kleinere Sünde im Fegefeuer abgebüßt, als dem Luzifer unwiderruflich für immer zu eigen geworden. Zudem ist Jedermann sich selbst der Nächste, und meine Todesgefahr gestattet keinen Aufschub.“

Dabei blieb es auch. Er trug dem Medicus das Galgenmännlein an, welches eben wieder munter geworden war, und im Glase recht spaßhaft umher gaukelte, so daß der gelehrte Mann, begierig, eine so seltsame Naturgestaltung (als wofür er's hielt) näher zu beobachten, sich erbot, sie zu kaufen, dafern der Preis ihm nicht zu kostbar sei. Um wenigstens einigermaßen dem Gewissen ein Genüge zu thun, forderte Reichard so viel er konnte: vier Dukaten, zwei Thaler und zwanzig Groschen nach deutschem Gelde. Der Doktor aber wollte nur höchstens drei Dukaten geben, und meinte endlich, er müsse sich sonsten noch ein paar Tage bedenken. Da überfiel den armen jungen Gesellen die Todesangst von neuem; er gab das Galgenmännlein hin, und ließ durch seinen Diener die dafür gelösten drei Dukaten den Armen ausspenden. Das Geld aber unter seinem Kopfkissen bewahrte er, wie er am besten vermogte, vermeinend, darauf fundire sich nun sein ganzes zukünftiges Wohl oder Weh.

Die Krankheit nahm indeß höchst gewaltsam zu. Fast lag der junge Kaufherr im beständigen Fieberwahnwitz, und hätte er noch die Noth mit dem Galgenmännlein auf dem Herzen gehabt, wäre er gewiß in lauter Seelenangst zum Tode verdorben. So aber kam er denn endlich nach und nach wieder auf, und verzögerte seine gänzliche Wiederherstellung nur durch die Besorgniß, mit welcher er immer an die Dukaten unter seinem Kopfkissen dachte, die er seit den ersten lichten Augenblicken vergeblich dorten gesucht hatte. Anfänglich mogte er auch nicht gern Jemanden darum

fragen, als er es aber endlich dennoch that, wollte kein Mensch davon wissen. Er schickte zu der schönen Lukrezia, die in den gefährlichsten Stunden seiner Bewußtlosigkeit um ihn gewesen sein sollte, und sich jetzt zu ihrer ehemaligen Gesellschaft wiederum heim begeben hatte. Die aber ließ ihm zurück sagen, er möge sie in Frieden lassen; ob er denn ihr oder sonst einem Menschen von den Dukaten gesagt habe? Wisse Niemand darum, so werde es ja wohl nur Fiebertollheit sein.

Betrübt aufstehend, dachte er eben daran, wie er Schloß und Landhäuser zu Gelde machen könne. Da traten Leute herein, welche Quittungen über die gezahlte Kaufsumme aller seiner Besitzungen brachten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen, denn er hatte in den Tagen seines Uebermuthes der garstig schönen Lukrezia Blankette gegeben, um damit nach ihrem Belieben zu thun, und mußte nun in seiner Ermattung das Wenige, so ihm hier noch gehörte, zusammen packen, um als ein halber Bettler auszuziehen.

Da kam noch dazu der Arzt, der ihn geheilt hatte, gar ernsten Antlitzes gegangen. — „Ei, Herr Doctor," schrie ihn der junge verdrießliche Gesell an, „wollt Ihr nun vollends nach Art Eurer Kollegen mit großen Rechnungen angezogen kommen, so gebt mir noch ein Giftpülverlein in den Kauf, denn ich weiß sonach ohnehin mein letztes Brod gebacken, dieweil ich kein Geld mehr haben werde, ein neues zu kaufen." —

„Nicht also," sagte der Medicus ernsthaft; „ich schenke Euch die Kosten Eurer ganzen Kur. Blos ein höchst seltnes Arzneimittel, das ich schon in jenen Schrank für Euch hingesetzt habe, und das Ihr zu Eurer künftigen Stärkung nothwendig gebraucht, sollt Ihr mir mit zwei Dukaten bezahlen. Wollt Ihr das?" —

„Ja von Herzen gern!" rief der erfreute Kaufherr und bezahlte den Doctor, der das Zimmer alsbald verließ. Als nun aber Reichard die Hand nur in den Schrank steckte, saß ihm auch schon die Flasche mit dem Galgenmännlein zwischen den Fingern. Darum her war ein Zettel gewunden, folgenden Inhalts:

Ich wollte Deinen Leib curiren,
Du meine Seele mir turbiren;
Jedoch mein Wissen, höher viel,
Erkannte bald Dein schnödes Ziel.
Laß Dir die Gegenlist gefallen;
Ich spiel' in Deine Hand vor Allen
Das Galgenmännlein Dir zurück,
Dem Galgenstrick zum Galgenglück.

Freilich empfand der junge Reichard einen großen Schrecken darüber, daß er nun abermals das Galgenmännlein erkauft habe, und zwar für einen schon sehr geringen Preis. Es war aber doch auch Freude mit dabei. Wie er des Dinges bald wieder ledig sein wolle, darüber hatte er eben keine großen Skrupel, er beschloß sogar, sich vermittelst desselben an der verbuhlten Spitzbübin Lukrezia zu rächen.

Und das fing er folgendergestalt an. Erst wünschte er sich in beide Taschen die Anzahl Dukaten, so er unter dem Kopfkissen liegen gehabt, verdoppelt, die ihn denn auch unverzüglich mit ihrem Gewicht beinahe zur Erde zog. Die ganze ungeheure Summe deponirte er bei dem nächsten Advokaten gegen einen gerichtlichen Schein, etwa nur ein hundert und zwanzig Goldstücke zurück behaltend, mit denen er sich nach dem Wohnorte der liederlichen Lukrezia hin begab. Da ward nun wieder getrunken, gespielt, narrirt wie einige Monate zuvor, und die Lukrezia erzeigte sich auch gegen den jungen Kaufherrn sehr freundlich, von wegen des Geldes. Dieser ließ nach und nach durch das Galgenmännlein allerhand artige Taschenspielerstreiche machen und zeigte es der erstaunten Buhlerin als ein solches Ding, wie sie ihm vordem eines ins Wasser geworfen, und wie er deren unterschiedliche besitze. Wie nun die Weiber sind, wollte sie alsbald auch so ein Spielwerk haben, und als der listige Gesell, gleichsam zum Scherze, Geld dafür verlangte, gab sie ihm ohne Bedenken einen Dukaten hin. Der Handel war geschlossen, der Reichard machte sich sobald als möglich zum Hause hinaus, um vom Advokaten einen Theil der anvertrauten Summe wieder abzuholen. Dorten aber gab es nichts einzukassiren; der Advokat machte große Augen und that sehr verwundert: er kenne den jungen Herrn gar nicht, sagte er. Als nun Reichard das Attestat aus der Tasche ziehen wollte, fand er blos ein leeres, unbeschriebenes Blatt. Der Advokat hatte seinen Schein mit solcher Tinte geschrieben, die nach

wenigen Stunden ohne alle Spur verbleicht. Der junge Gesell sah sich dahero abermals wider Vermuthen verarmt, und wäre ein Bettler gewesen, nur daß er noch etwa dreißig Dukaten von seinem verschwenderischen Schmause bei Lukrezien in der Tasche behalten hatte.

Wer ein allzu kurzes Bette hat, liege krumm; wer gar keines hat, behelfe sich auf der Erde; wer keinen Wagen zahlen kann, reite; wer kein Pferd hat, gehe zu Fuß. — Nach einigen Tagen des müßigen Umherlungerns merkte Reichard wohl, auf diese Weise gehe sein Geld vollends zu Ende, und er müsse sich nun schon entschließen, vor der Hand aus einem Kaufherrn ein Tabuletkrämer zu werden.

Er that sich denn um nach einem Kästlein zu dieser Handthierung, und erstand auch eines für den Rest seines Geldes, indem er im Durchschnitt um jedes Büchschen darin etwa vier Groschen nach deutscher Münze zahlte. Ei, wie so sauer kam es ihm an, den Riemen überzuhängen, und seine Waare in eben den Straßen feil zu bieten, wo er noch vor wenigen Wochen auf das allerherrlichste umher stolzirt war! Jedoch schöpfte er den Tag hindurch einen ziemlich freudigen Muth, da ihm die Käufer ordentlich entgegen gelaufen kamen, und ihm oftmals mehr boten, als er zu fordern gewagt hätte. — „Die Stadt ist dennoch sehr gut," dachte er bei sich, „und wenn es auf diese Weise fortgeht, kann mich eine kurze Mühseeligkeit wieder zum wohlhabenden Mann erheben. Dann reis' ich nach Deutschland zurück, und befinde mich um so viel

behaglicher, als ich schon einmal in des verfluchten Galgenmännleins Klauen gesteckt habe, und noch mit Verstand und Ueberlegung davon losgekommen bin."

Mit ähnlichen Gedanken lobte und labte er sich am Abend in der Herberge, wo er so eben seinen Kasten absetzte. Einige neugierige Gäste standen umher, von denen ihn Einer fragte: „was ist denn das für ein wunderliches Wesen, Gesell, das Ihr da in jenem Fläschlein habt, und das so kuriose Purzelbäume schießt?" — Entsetzt schaute Reichard hin, und sah nun erst, daß er unter den andern Büchslein unbewußt auch das mit dem Galgenmännlein wieder an sich gekauft habe. Eilig bot er es dem Frager an für drei Groschen, — ihm selbst kostete es nun ja nur viere, — eilig allen Gästen für denselben Preis. Sie ekelten sich aber vor dem häßlichen schwarzen Geschöpfe, von dem er ihnen keinen bestimmten Nutzen anzugeben wußte, und als er nicht nachlassen wollte mit Anerbietung seiner schlimmen Waare, jedwedes Gespräch aufs dringendste unterbrechend, wies man den überlästigen Kumpan sammt seinem Kasten und seiner schwarzen Bestie aus der Thür.

In voller Seelenangst machte er sich zu dem Verkäufer des Kästleins, und wollte ihm den kleinen Satan für einen niedern Preis wieder aufdringen. Aber der Mann war schläfrig, ließ sich auf die ganze Verhandlung gar nicht recht ein, und meinte endlich, wenn die häßliche Flasche durchaus wieder an ihren ersten Herrn solle, möge er damit zu der Buhldirne Lukrezia gehen; die habe ihm dieses Ding sammt an-

derm Spieltande verkauft. Ihn aber möge er ruhig schlafen lassen.

„Ach du liebster Gott," seufzte Reichard recht innerlich, wer doch auch so ruhig schlafen könnte!" Während er über einen großen Platz hinlief, um nach Lukrezia's Wohnung zu gelangen, war es ihm ganz eigentlich, als renne Jemand in der Nacht raschelnd hinter ihm drein, und packe ihn bisweilen ordentlich am Kragen. Entsetzt kam er durch eine von sonst ihm wohlbekannte Hinterthür in Lukrezia's Gemach. Die garstige Schöne saß noch bei einem lustigen Abendessen mit zwei fremden Buhlen auf. Man schalt erst über den unbescheidnen Krämer. Dann kauften ihm die Buhlen seinen Kram für die Courtisane fast leer, die ihn dabei wohl erkannte, und ihn in einem fort auslachte. Das Galgenmännlein aber wollte Niemand kaufen. Als er es wiederholt anbot, sagte Lukrezia: „Pfui! Hinaus mit dem garstigen Dinge! Ich hab's schon gehabt, und mich Tage lang dran geekelt. Darum verkauft' ich's auch für einige Groschen einem ähnlichen Lump als diesem, der mir's selber für einen Dukaten anschwatzte." — „Um Deines eignen zeitlichen Glückes willen," schrie der junge Kaufherr beängstigt, „Du weißt nicht, was Du von Dir stößest, Lukrezia, Du zornige, schöne Dirne. Laß mich nur fünf Minuten allein mit Dir sprechen, und Du kaufst mir das Fläschlein gewißlich ab."

Sie trat mit ihm ein wenig abseits, und er offenbarte ihr das ganze seltsamliche Geheimniß vom Galgenmännlein. Da aber fing sie erst recht heftig zu

schreien und zu schelten an. „Willst Du mich noch zum Narren haben, Du liederlicher Bettelmann?" rief sie. Wenn es wahr wäre, hättest Du Dir gewiß was besseres vom Satan erwünscht, als diesen Kasten und diesen Riemen. Pack Dich hinaus! Und ob Du gleich lügst, will ich Dich dennoch, als einen Zauberer und Herenmeister angeben. Da sollst Du wegen Deiner dummen Prahlereien verbrannt werden."

Damit fielen noch die beiden Buhler, um sich ihrer Dirne gefällig zu erweisen, über den bestürzten jungen Gesellen her, und stießen ihn die Treppe hinunter, so daß er im Grimm über diese Schmach und in der Angst, als Herenmeister verbrannt zu werden, nur eilte, alsbald aus der Stadt Venezia fortzukommen. Am folgenden Mittage hatte er auch deren Gebiet schon hinter sich, worauf er sie denn als die Ursacherin alles seines Unheils von der Gränze aus zu verfluchen begann.

Das Galgenmännlein sah ihm dabei aus der Tasche, und als er es in seinem heftigen Gestikuliren unversehens erwischte, rief er aus: „nun gut, Du nichtsnutziger Kerl; nun sollst Du mir dennoch nutzen, und zwar eben dazu, Dich desto geschwinder los zu werden!"

Und sofort wünschte er sich wieder eine ungeheure Menge Geld, noch viel mehr als das letzte Mal, und schlich nun, die schweren Taschen mühsam haltend, nach der nächsten Stadt hinein. Hier kaufte er einen glänzenden Wagen, miethete Lakaien, und eilte nun in Pomp und Wohlleben der großen Hauptstadt Roma zu, überzeugt, sein Galgenmännlein dorten ohne Zwei=

fel gut los zu werden unter dem Gewirre so vieler Menschen von den verschiedensten Wünschen und Sitten. So oft er indeß Dukaten ausgab, ließ er sie sich von dem Galgenmännlein gleich wieder zurück zahlen, damit er nach des Fläschleins Verkauf seine ganze Summe noch immer unversehrt beisammen habe. Ihm schien dies ein billiger Lohn für die Angst, welche er ausstand; denn nicht genug, daß sich ihm fast in jeder Nacht der häßliche, schwarze Mann aus jenem ersten Traume wieder verwandelnd an die Brust legte; — er sah auch wachenden Muthes das Galgenmännlein immer so toll vergnügt in der Flasche umher tanzen, als habe es nun seine Beute gewiß, und freue sich der bald gänzlich abgelaufenen Dienstzeit.

Kaum nun, daß ihn sein Reichthum und seine Verschwendung in die vornehmsten Gesellschaften der Stadt Roma eingeführt hatte, ließ ihm auch ein stets waches Entsetzen keine Zeit, schickliche Gelegenheiten zum Verkauf des Galgenmännleins abzuwarten. Ohne Unterschied bot er es jedem Menschen, den er sprach, für drei Groschen deutschen Geldes an, und ward bald, als ein wunderlicher Toller, das Gelächter aller Leute. Geld macht wohl Muth und giebt Freunde. Er war auch allerwärts mit seinem Reichthum recht gern gesehen; sobald er aber von seinem Fläschlein und den drei Groschen deutschen Geldes zu sprechen anfing, nickte man ihm höflich zu, und machte sich gleich darauf lächelnd von ihm los, weshalb er oftmals zu sagen pflegte: „des Teufels mögte man darüber werden; nur daß man es leider halb und halb schon ist.“

Es ergriff ihn endlich eine solche Verzweiflung, daß er es in der schönen Stadt Roma nicht mehr aushalten konnte, und den Entschluß faßte, sein Heil einmal im Kriege zu versuchen, ob er da des Galgenmännleins nicht ledig werden könne. Er hörte, daß zwei kleine italische Landschaften mit einander im Kampfe lägen, und bereitete sich ernstlich, zu einer von beiden Parten zu stoßen. Mit einem schönen, goldverzierten Küras, einem prächtigen Federhute, zwei auserlesenen leichten Jagdbüchsen, einem trefflichen, spiegelblanken Schwerdte und zwei zierlichen Dolchen versehen, ritt er auf einem spanischen Hengste aus den Thoren, drei gut bewehrte Diener auf tüchtigen Rossen hinter sich.

Wie mögte ein so wohl gerüsteter Kriegsmann, und der noch dazu erbötig ist, ohne Sold zu dienen, nicht gern von jeglichem Reiterhauptmann aufgenommen sein? Der wackre Reichard sah sich unverzüglich einer wackern Schaar beigesellt, und lebte eine Zeit lang im Lager so vergnügt, bei Trunk und Spiel, als es ihm seine große innre Beängstigung wegen des Galgenmännleins zuließ und die bösen Träume, die ihn allnächtlich verfolgten. Durch sein Ergehen zu Rom gewitzigt, nahm er sich nun wohl in Acht, die böse Waare so gar zudringlich anzubieten. Vielmehr hatte er noch keinem seiner Kameraden davon gesagt, um recht unversehens, wie im Scherz, einen desto leichtern Handel zu schließen.

Da knatterten eines schönen Morgens einzelne Schüsse aus den nahen Bergen. Die Kriegsleute,

welche eben mit Reichard würfelten, horchten auf; alsbald auch schmetterten die Trompeten, zum Aufsitzen blasend, durch das Lager. Nun ging es rasch auf die Pferde, rasch im geordneten Haufen trabend nach der Ebene an den Füßen der Berge zu. Droben sah man schon das Fußvolk beider Parteien in Dampf und Rauch; auf der Ebene stellten sich feindliche Reiter. Dem Reichard ward ganz lustig zu Muthe, wie sein spanischer Hengst unter ihm wieherte und sprang, seine Waffen freudig zusammen rasselten, die Führer riefen, die Trompeter bliesen. Ein feindlicher Reitertrupp machte sich gegen sie vor, um, schien es, den Aufmarsch zu hindern, zog sich aber vor der Uebermacht zurück, und Reichard sammt seinen treuen Dienern waren nicht die letzten, welche ihm nachjagten, sehr erfreut im Gefühl, die Verfolgenden und Gefürchteten zu sein. Da pfiff es mit einem Male wunderlich in der Luft über ihre Köpfe hin. Die Pferde stutzten; es pfiff zum zweiten Male, und ein Reiter wälzte sich mit seinem Roß, von der Falkonetkugel schwer getroffen, im Blute. Nun meinte Reichard: „beim großen Haufen ist es besser;" und wollte eben dahin reiten, als zu seinem Erstaunen der große Haufe schon dicht hinter ihm war, im Begriff, den Falkonetkugeln noch näher zu reiten. Eine Weile trabte der gute junge Gesell noch mit, aber als es rechts und links neben ihm mit vielen Kugeln in die Wiese schlug, und zugleich die feindlichen Reiter mit blanken Klingen in zahlreichen Schaaren heran trabten, dachte er: „ei, wie hab' ich doch thöricht gehandelt, mich hierher zu begeben! Auf

diese Weise bin ich doch dem Tode noch viel näher, als im Krankenbette, und erreicht mich eine von diesen vermaledeiten, pfeifenden Bestien, bin ich des Galgenmännleins und seines Luzifers Beute auf ewig." — Und kaum noch hatt' er es ausgedacht, so war der spanische Hengst auch schon herum geworfen, und es ging im unbändigsten Jagen rückwärts nach einem nicht weit entlegenen Walde zu.

Unter den hohen Bäumen hin spornte er sein Roß so lange wild umher, ohne Weg und Steg, bis es endlich in Erschöpfung stille stand. Da stieg auch er ermattet herunter, schnallte sich Küras und Wehrgehenke, dem Pferde Hauptgestell und Sattel los, und sagte, indem er sich lang in das Gras streckte: „ei, wie so wenig schicke ich mich doch zum Soldaten, am mindesten mit dem Galgenmännlein in der Tasche!" — Er wollte nun überlegen, was weiter für ihn anzufangen sei, fiel aber dabei in einen tiefen Schlaf.

Nach wohl mehren Stunden ruhigen Schlummers drang es wie ein Geflüster von Menschenstimmen und Geräusch von Menschentritten in sein Ohr. Er senkte sich aber, auf dem kühlen Platze behaglich liegend, absichtlich noch immer tiefer in seine Schlaftrunkenheit hinein, und wollte von dem Geräusche nicht eher etwas wissen, bis eine Stimme donnernd auf ihn hinein schrie: „bist Du schon todt, Sackermenter? Sag's nur gleich, daß man nicht unnöthig seinen Schuß Pulver verplatzt." — Aufblickend sah der unsanft erweckte Gesell eine gespannte Muskete auf sei-

ner Brust. Der sie hielt, war ein grämlicher Fußknecht, deren Andre umher standen, die sich bereits seiner Waffen, wie auch seines Pferdes und Mantelsackes bemächtigt hatten. Er bat um Gnade, und schrie vorzüglich in höchster Seelenangst: „wenn man ihn absolut todt schießen wolle, möge man ihm mindestens vorher das Fläschlein in seiner rechten Wamstasche abkaufen." — „Dummer Gesell, lachte einer von den Fußknechten, „abkaufen will ich's Dir nicht, abnehmen aber sonder allen Zweifel." Und damit hatte er das Galgenmännlein bereits erwischt, und in seinen Busen gesteckt. „In Gottes Namen!" sagte Reichard dazu. „Wenn Du die Bestie nur behalten kannst. Aber ungekauft bleibt sie nicht bei Dir." Die Kriegsknechte lachten, und zogen mit Roß und Sachen fort, ohne sich um den, welchen sie für einen Halbverrückten hielten, weiter zu bekümmern. Er aber suchte in seinen Taschen, und fand das leidige Galgenmännlein richtig wieder darin. Da rief er ihnen nach, und zeigte das Fläschlein. Erstaunt griff der, welcher es ihm genommen hatte, in den Busen, und da er es nicht fand, lief er zurück, es sich von neuem zu holen. — „Ich sage Dir ja," sagte Reichard betrübt, „es bleibt nicht auf solche Weise bei Dir. Wende doch nur die wenigen Groschen daran." — „Ja, Taschenspieler!" lachte der Soldat; „auf die Manier sollst Du mir nichts von meinem wohl erworbenen Eigenthume los narriren." Und den Andern nachlaufend, behielt er das Fläschlein achtsam in der Hand. Plötzlich aber stand er still, und rief: „tausend! da ist es

mir ja dennoch fortgeglitscht.“ Während er nun im Grase suchte, rief ihm Reichard zu: „Komm doch nur her. Es steckt ja schon wieder in meiner Tasche!“ — Weil es nun der Kriegsmann also befand, bekam er erst rechte Lust zu dem spaßhaften Dinge, das sich — wie es gewöhnlich that, wenn es verhandelt ward — höchst lustig und freudenvoll erwies, denn freilich rückte es durch einen solchen Aktus dem Ende seiner Dienstzeit immer näher. — Die geforderten drei Groschen schienen aber dem Fußknecht zu viel, worauf Reichard ungeduldig sagte: „nun, Geizhals, wenn Du so willst; mir kann es schon recht sein. Gieb mir denn einen Groschen, und nimm Dein erkauftes Gut.“ Da ward der Handel geschlossen, das Geld gezahlt, der kleine Satanas überliefert. — Während die Kriegsleute noch stehen blieben, das Ding betrachtend und belachend, überlegte Reichard sein künftiges Geschick. Mit leichtem Herzen stand er nun da, aber auch mit leichten Taschen, und ohne Aussicht auf irgend einen guten Erwerb; denn zu der Reiterschaar, wo noch seine Diener mit Waffen und Pferden waren und vielem Gelde, traute er sich nicht zurück. Theils schämte er sich seiner schändlichen Flucht, theils auch dachte er gar, man würde ihn dort nach militärischem Recht als einen Ausreißer erschießen. Da fiel es ihm ein, ob er nicht gleich mit den gegenwärtigen Fußknechten zu ihrer Schaar gehen wolle. Aus ihren Reden hatte er wohl abgenommen, daß sie der andern Partei dienten, wo ihn Niemand wieder erkennen mogte, und das Leben an eine gute Beute zu wagen, fühlte er sich jetzt, des

Galgenmännleins und aller Baarschaft ledig, trotz jenes unglücklichen Kriegsanfanges, ziemlich aufgelegt. Er gab seinem Verlangen Worte, man schlug ein, und und er ging mit den neuen Kameraden nach ihrem Lager heim.

Der Hauptmann machte eben nicht viel Umstände, einen schlanken, kräftig gewachsenen Burschen, wie der Reichard war, einzustellen, und er lebte nun als Fußknecht sein Leben eine ganze Zeit lang fort. Dabei ward ihm aber oftmals trübseelig zu Muthe. Seit dem letzten Gefecht standen die Heere einander unthätig gegenüber, weil zwischen beiden Staaten unterhandelt ward. Da gab es nun freilich keine Todesgefahr, aber auch eben so wenig Gelegenheit zum Beutemachen und Plündern. Man mußte still und friedlich im Lager leben von dem schwachen Sold, und den eben so schmal ausgetheilten Eßwaaren. Dazu kam, daß die mehrsten Fußknechte sich in der vergangnen Kriegszeit reich gestohlen hatten, und Reichard, der einst so verwöhnte Kaufherr, fast der einzige unter königlich Lebendenden war, der sich gleichsam als ein Bettler behelfen mußte. Natürlich ward er eines solchen Lebens gar bald überdrüssig, und als er einstmals seinen geringen Monatssold in der Hand wog, — zu wenig, davon vergnügt zu leben, zu viel, um gar nichts damit zu versuchen, — beschloß er, in das Marketenderzelt zu gehen, es in Probe stellend, ob nicht die Würfel ihm günstiger sein würden, als bishero Handel und Krieg.

Das Spiel nahm seinen gewöhnlichen buntscheckigen Gang: jetzo gewonnen, nächstens verloren, und

währte so bis tief in die Nacht hinein, wobei auch nicht wenig getrunken ward. Endlich aber schlugen sich alle Würfe gegen den halb berauschten Reichard um; seine Löhnung war verspielt, und es wollte ihm Niemand auch nur auf einen Heller Kredit mehr geben. Da suchte er in allen Taschen umher, ja, als er nirgends etwas fand, zuletzt in seiner Patrontasche, wo er aber auch nichts antraf, als eben die Patronen. Diese nun zog er hervor, und bot sie den Spielenden zum Satz an; sie wurden gehalten, und eben, als schon die Würfel rollten, sah der berauschte Reichard erst, daß ihm derselbe Soldat den Satz halte, der ihm früher das Galgenmännlein abgekauft hatte, und vermöge dessen wohl zweifelsohn gewinnen mußte. Er wollte Halt! rufen, aber die Würfel lagen schon, und hatten zu seines Gegners Vortheil entschieden. Fluchend ging er aus der Gesellschaft, in der dunkeln Nacht zu seinem Zelte zurück. Ein Kamerad, der gleichfalls sein Geld verspielt hatte, aber nüchterner geblieben war, als er, faßte ihn unter den Arm. Dieser fragte ihn unterwegens, ob er denn auch noch vorräthige Patronen in seinem Zelte habe? — „Nein," rief der ergrimmte Reichard; „hätt' ich des Zeuges noch, holt' ich mir's wohl zum weitern Spiel." — „Ja," sagte der Kamerad, „so mußt Du machen, daß Du neue kaufst, denn kommt der Kommissar zur Musterung, und findet gar keine Patronen bei einem besoldeten Fußknecht, so läßt er einen solchen erschießen." — „Donner! das wäre dumm," fluchte Reichard. „Ich hab' nicht Patronen, nicht Geld." —

„Ei," entgegnete der Kamerad, „vor künftigem Monat kommt auch der Kommissarius nicht." — „So, dann ist's gut," dachte der Reichard, „gegen des krieg' ich wieder Sold, und kaufe mir Patronen nach Herzenslust." Damit sagten sich die Beiden gute Nacht, und Reichard begann seinen Rausch auszuschlafen.

Er hatte aber noch nicht lange gelegen, da rief der Korporal vor dem Zelte: „He! Morgen giebt's Musterung; mit Anbruch des Tages wird der Herr Kommissarius im Lager sein." — Da war dem Reichard sein Schlaf gar plötzlich abgeschüttelt. Die Patronen wirrten ihm durch den noch halb trunknen Sinn. Er fragte ängstlich bei den Zeltkameraden umher, ob ihm Niemand welche leihen wolle, oder auf Borg verkaufen? Die aber schalten ihn einen nachtschwärmerischen Trunkenbold, und wiesen ihn auf seine Streu zurück. In der größten Angst, am Morgen wegen der Patronen erschossen zu werden, suchte er in all seinen Kleidungsstücken nach Geld umher, konnte aber dessen nicht mehr, als fünf Heller finden. Damit lief er nun ungewissen Trittes in der finstern Nacht von Zelt zu Zelt, und wollte Patronen kaufen. Einige lachten, Andre schimpften, Niemand aber gab ihm auch nur Antwort auf sein Begehr. Endlich kam er zu einem Zelte, woraus ihm die Stimme des Soldaten entgegen fluchte, der ihm gestern die Patronen abgewonnen hatte. — „Kamerad," schrie Reichard beweglich, „Du mußt mir helfen oder Niemand. Du hast mir gestern Alles abgenommen, mich früher auch schon einmal plündern helfen. Findet nun morgen der Kommissa-

rius keine Patronen bei mir, so läßt er mich erschießen. Dann bist Du an all meinem Elend Schuld. Drum schenke mir welche, oder borge mir welche, oder verkaufe mir welche." — „Schenken und borgen hab' ich verschworen," entgegnete der Fußknecht, „aber um nur Ruhe vor Dir zu kriegen, will ich Dir Patronen verkaufen. Wie viel Geld hast Du denn noch?" — „Fünf Heller nur," antwortete Reichard trübseelig. — „Nun," sagte der Soldat, „auf daß Du sehen magst, ich sei ein kameradschaftlicher Kerl: da hast Du fünf Patronen für Deine fünf Heller, aber nun lege Dich aufs Ohr, und laß mich und das Lager zufrieden." Er reichte ihm die Patronen zum Zelte heraus, Reichard ihm das Geld hinein, und schlief alsdann auf die ausgestandene Angst ruhig bis gegen Morgen.

Die Musterung ward gehalten, Reichard kam mit seinen fünf Patronen durch; gegen Mittag fuhr der Kommissarius ab, und die Fußknechte rückten wieder ins Lager. Aber die Sonne brannte ganz unerträglich durch die Zeltleinewand, Reichard's Kameraden gingen in das Marketenderzelt, er selbst blieb mit leeren Taschen bei einem Stück Kommisbrodt sitzen, vom gestrischen Rausche und der heutigen Anstrengung matt und krank. „Ei," seufzte er, „hätte ich doch nur jetzo einen von all den Dukaten, die ich ehemals in so gar thörichtem Muthe verschwendete!" — Und kaum noch hatt' er's ausgewünscht, da lag ein schöner, blanker Dukaten in seiner linken Hand. Ein Gedanke an das Galgenmännlein schoß ihm durch den Sinn, alle Freude verbitternd, so er über das gewichtige Gold-

stück empfand. Da trat eben der Kamerad, welcher ihm zur Nacht die Patronen abgelassen hatte, unruhig ins Gezelt. „Freund," sagte er, „das Fläschlein mit dem kleinen Schwarzgaukler, — Du weißt ja wohl, ich erkaufte es damals im Walde von Dir, — ist mir fortgekommen. Hab' ich es Dir vielleicht unversehens für eine Patrone mit gegeben? In Papier hatt' ich es auch eingewickelt, und bei meinen Patronen lag es." Reichard suchte ängstlich in seiner Patrontasche, und beim ersten Papierloswickeln bekam er den furchtbaren Diener im schmalen Gläslein in die Hand. „Nun, das ist gut," sagte der Soldat. „Ich hätte das Ding ungern gemißt, so widerwärtig es auch aussieht; mir ist immer, als brächt' es mir ganz absonderliches Glück im Spiel. Da, Kamerad, nimm Deinen Heller wieder, und gieb mir die Kreatur." Eiligst willfahrete Reichard diesem Begehren, und der Fußknecht eilte vergnügt nach dem Marketenderzelt.

Aber dem armen Reichard war abscheulich zu Muthe, seitdem er das Galgenmännlein nur wieder gesehen, ja es sogar in den Händen gehabt, und mit sich herum getragen hatte. Aus jeder Falte seines Zeltes, dachte er, müsse es ihn angrinsen, und ihn vielleicht gar unversehens im Schlaf erdrosseln. Den herbei gewünschten Dukaten warf er ängstlich von sich, so sehr er auch einer Labung bedürftig gewesen wäre, und endlich trieb ihn die Furcht, das Galgenmännlein könne sich in solcher Nähe wieder bei ihm einnisten, gar aus dem Lager fort, trieb ihn dem einbrechenden Abend entgegen, in die dichtesten Waldschatten hinein,

wo er, von Schrecken und Müdigkeit erschöpft, an einer wüsten Stätte niedersank. „O mir!" seufzte er lechzend, „nur eine Feldflasche mit Wasser, auf daß ich nicht verschmachten mögte." Und eine Feldflasche mit Wasser stand neben ihm. Erst nachdem er begierig einige Züge daraus gethan, forschte er, woher sie auch komme. Da trat ihm das Galgenmännlein wieder vor den Sinn; ängstlich faßte er in seine Taschen, und das Fläschlein dort fühlend, sank er, von Entsetzen aufgelöst, in einen ohnmächtigen Schlaf zurück.

Während dessen besuchte ihn der sonst gewöhnliche, gräßliche Traum, wie sich das Galgenmännlein lang und immer länger aus der Flasche ziehe, und sich grinsend an seine Brust lege. Er wollte wohl dawider sprechen, dieweil es nicht ihm mehr angehöre, aber das Galgenmännlein sagte, hohl zurück lachend: „Hast mich ja für 'nen Heller gekauft; mußt mich ja nun für weniger verkaufen; gilt ja sonsten der Handel nicht."

Da fuhr er mit kaltem Entsetzen in die Höhe und glaubte wieder den Schatten zu sehen, der sich in seine Tasche nach dem Fläschlein zog. Halb toll schleuderte er dieses einen nahen Felssturz hinab, fühlte es aber gleich darauf wieder in seiner Tasche. „O weh, o weh!" schrie er laut durch den nächtlichen Wald; „einst war das meine Lust, mein Hort, daß es immer wieder zu mir kam, aus den Wellen, aus der Tiefe zurück; nun ist eben das mein Jammer, ach wohl

mein ewiger Jammer!" Und zu laufen begann er durch das schwarze Gebüsch, rannte gegen Baum und Gestein in der Finsterniß an, und hörte auf jedem Schritt das Fläschlein in seiner Tasche klingen.

Mit Tagesanbruch gelangte er auf eine frische, lustig angebaute Ebene hinaus. Ihm ward ganz wehmüthig ums Herz, und er fing an zu hoffen, all das tolle Zeug könne wohl nur ein wahnwitziger Traum sein; vielleicht finde er das Glas in seiner Taschen als ein andres, ganz gewöhnliches. Es heraus ziehend, hielt er es gegen die Morgensonne. Ach Gott, da tanzte das schwarze Teuflein zwischen ihm und dem freundlichen Licht; ordentlich die kleinen, misgestalteten Arme wie Zangen nach ihm ausbreitend. Mit einem lauten Schrei ließ er's fallen, um es gleich darauf wieder in der Tasche klirren zu hören. — Vor Allem lag ihm nun einzig daran, eine Münze unter Hellerswerth zu erfragen, er konnte aber deren nirgends eine auftreiben, so daß ihm jegliche Hoffnung zum Verkaufe des abscheulichen Knechtes schwand, der nun bald sein Herr zu werden drohete. Heischen wollte er von dem Gräßlichen nichts mehr, zu jedweder Unternehmung nahm die entsetzliche Angst ihm so Kraft als Besinnung, und so bettelte er sich denn durch das Land Italia auf und nieder. Weil er nun so höchst verstört aussah, und dabei immer nach halben Hellern fragte, hielt man ihn aller Orten für verrückt, und hieß ihn nur den tollen Halbheller, unter welchem Namen er bald weit und breit bekannt ward.

Man sagt, es fliegen bisweilen die Geier den Rehen oder anderm jungen Gewild in den Nacken, und hetzen so das arme Thierlein todt, welches in seinem geängsteten Lauf den häßlichen, beißigen Feind mit sich umher trägt durch Wald und Geklüft. Auf eine ähnliche Weise erging es dem armen Reichard mit seinem Satansgaukler in der Taschen, und weil es gar zu kläglich und erbarmungswerth war, wie er sich damit abquälte, will ich Euch von dem Leid seiner langen, hülflosen Flucht nichts mehr erzählen, wohl aber, was ihm nach mehren Monden auf derselben begegnete.

Er hatte sich nämlich eines Tages in Mitten wilder Gebirge verirrt, und saß nun still und betrübt neben einem kleinen Wässerlein, das, durch verwachsenes Gesträuch herunter sickernd, gleichsam mitleidig zu seiner Erquickung her zu dringen schien. Da hallte ein gewaltiger Rossestritt über des Bodens felsiges Gestein, und auf einem hohen, schwarzen, wild aussehenden Pferde reitend, kam ein sehr großer Mann, äußerst häßlichen Antlitzes, in ganz blutrothen, prächtigen Kleidern, gegen die Stelle hervor, wo Reichard saß. „Was so betrübt, Gesell?" redete er den innerlich erbebenden, Unheil ahnenden Jüngling an. „Ich sollte meinen, Du seist ein Kaufmann. Hast Du etwa zu theuer eingekauft?"

„Ach nein, zu wohlfeil vielmehr;" entgegnete Reichard mit leiser, zitternder Stimme.

„So kommt es mir auch vor, mein lieber Kaufherr!" schrie der Reiter mit einem entsetzlichen Lachen.

„Und hast Du etwan so ein Dinglein zu verkaufen, das man Galgenmännlein heißt? Oder irrt' ich mich, wenn ich Dich für den verrufnen, tollen Halbheller ansehe?"

Kaum vermogte der arme junge Bursche ein leises: „ja der bin ich," über seine bleichen Lippen zu bringen, mit jedem Augenblicke erwartend, daß sich des Reiters Mantel zu bluttriefenden Fittigen gestalte, seinem Hengst ein nächtlich schwarzes Schwunggefieder, von Höllengluthen durchblitzt, hervor sprosse, und es im Fluge fortgehe mit ihm Unseeligen zu dem Wohnsitz ewiger Qual.

Aber der Reiter sagte mit etwas gemilderter Stimme und weniger gräßlichen Geberden: „ich merke schon, für wen Du mich ansiehst. Doch sei getrost, ich bin es nicht. Vielmehr mag ich Dich vielleicht von ihm erlösen, denn ich suche Dich schon seit vielen Tagen auf, um Dir Dein Galgenmännlein abzukaufen. Freilich hast Du vermaledeit wenig dafür gegeben, und ich selbsten weiß keine geringere Münze aufzutreiben. Aber höre zu, und folge mir. Auf der andern Seite der Berge wohnt ein Fürst, ein junger, lockerer Bursche. Dem hetz' ich morgen ein gräßliches Unthier auf den Hals, sobald ich ihn von seinem Jagdgefolge werde fortgelockt haben. Harre Du hier bis Mitternacht, und geh' alsdann, — eben wenn der Mond ob jenem Felsenzacken steht, — mäßigen Schrittes die finstre Kluft zur Linken entlang. Verweile Dich nicht, eile Dich nicht, und Du kommst eben zur Stelle, wenn

das Unthier den Fürsten unter seinen Tatzen hat. Greif es nur furchtlos an, es muß Dir weichen, und sich vor Dir das schroffe Meerufer hinunter stürzen. Dann begehre vom dankbaren Fürsten, daß er Dir ein paar Halbheller schlagen lasse, wechsle mir zwei aus, und für einen davon wird das Galgenmännlein mein."

So sprach der gräßliche Reiter, und ohne Antwort abzuwarten, ritt er in die Büsche langsam hinein.

„Wo find' ich Dich aber, wenn ich die Halbheller habe?" schrie Reichard ihm nach.

„Am Schwarzbrunnen!" rief der Reiter zurück. „Jede Kindermuhme hier kann Dir sagen, wo der liegt."

Und mit langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten trug das häßliche Roß seine häßliche Bürde fort.

Für Einen, der so gut als Alles verspielt hat, giebt es kein Wagestück mehr; deshalben sich auch der Reichard in seiner betrübten Verzweiflung entschloß, dem Rathschlage des furchtbaren Reiters Folge zu leisten.

Die Nacht brach ein, der Mond stieg auf, und stellte sich endlich rothfunkelnd über den bezeichneten Felsenzacken hin. Da erhob sich zitternd der bleiche Wandersmann, und schritt in die dunkle Kluft hinein. Freudlos und dunkel sah es drinnen aus, nur selten vermogte ein Mondenstrahl über die hohen Klippen zu beiden Seiten herein zu sehen, auch dunstete es in dem eingeengten Orte, wie Grabesgeruch, sonsten aber ließ sich nichts Unheimliches verspüren. Der Reichard fühlte

sich auf diese Weise zum Weilen nicht verlockt, eher zum Eilen, aber auch dies unterließ er, des Reiters Weisung getreu, und entschlossen, nichts durch seine Schuld von dem Fädlein reißen zu lassen, welches ihn an Licht und Hoffnung noch anknüpfe.

Nach mehren Stunden funkelten einige rothe Morgenlichtlein auf seinen dunkeln Weg, frische tröstende Lüfte hauchten seinem Antlitz entgegen. Aber eben, als er aus dem tiefen Pfade hervor stieg, und sich an der frischen Waldgegend ergötzen wollte, und am blauen Geflimmer des Meeres, das sich unfern von ihm ausdehnte, störte ihn ein ängstliches Geschrei. Umblickend sah er, wie ein abscheuliches Thier einen jungen Mann im reichen Jägerkleide am Boden liegend unter sich hatte. Des Reichard erste Bewegung war wohl, zur Hülfe zu eilen; nur als er die Bestie recht ins Auge faßte, und sah, daß sie einem ungeheuern, griesgrämischen Affen gleich sah, der noch überdies ein gewaltiges Hirschgeweih auf dem Kopfe trug, verließ ihn aller Muth, und er stand im Begriff, dem jämmerlichen Hülfsgeschrei des Gefällten ungeachtet, wieder in seine Kluft zurück zu kriechen. Da fiel es ihm erst recht wieder ein, was der Reiter gesagt hatte. Von der Angst vor ewigem Verderben getrieben, lief er mit seinem Knotenstock auf das Affen-Ungeheuer zu. Dieses wiegte eben den Jäger in seinen Vordertatzen, es schien, um ihn empor zu schleudern, und dann mit dem Geweihe aufzufangen. Als sich aber Reichard nur eben nahte, ließ es seine Beute fallen und lief mit einem häßlichen Gepfeif und Ge-

krächz davon, der keck gewordene Reichard ihm nach, bis es vom hohen Meeresstrand hinunter stürzte, ihm noch ein abscheuliches Gesicht zufletschend, und dann unter den Wellen verschwindend.

Nun ging der junge Gesell triumphirend zu dem erretteten Jägersmann zurück, der sich ihm auch nach Erwarten als regierender Fürst dieser Gegend kund gab, seinen Schützer für einen gar freisamen Helden ausschreiend, und ihn bittend, er möge nur dreist irgend einen Lohn von ihm fordern, so hoch er in seinen Kräften stehe.

„Ja?" fragte der Reichard hoffnungsvoll, „ist das Euer Ernst? Und wollt Ihr mir bei Eurer fürstlichen Ehre nach Vermögen zu dem verhelfen, darum ich Euch bitten werde?"

Der Fürst bejahte es abermals aufs freudigste und zuversichtlichste.

„Nun denn," rief Reichard inbrünstig flehend aus, „so laßt mir doch um Gotteswillen ein paar Halbheller gültiger Münze schlagen, wenn's auch nicht mehr, als zwei sind."

Während ihn der Fürst noch voll Erstaunen ansah, waren einige seines Gefolges herbei gekommen, denen er alles Vorgefallne erzählte, und von welchen Einer alsbald in Reichard den wahnsinnigen Halbheller, den er schon sonst gesehen, wieder erkannte.

Da fing der Fürst an, zu lachen, und der arme Reichard umschlank beängstigt sein Kniee, schwörend, es sei um ihn gethan, ohne die Halbheller.

Der Fürst aber entgegnete, noch immer lachend: „steh nur auf, Gesell, Du hast mein Fürstenwort, und wenn Du darauf bestehst, laß ich Dir Halbheller schlagen, so viel Du Lust hast. Sind Dir aber Drittelheller eben so lieb, so braucht's keiner Münzerei deswegen, denn die Gränznachbaren behaupten, meine Landesheller wären so leicht, daß drei davon auf einen andern gewöhnlichen gingen."

„Wenn das nur gewiß ist," sagte der Reichard zweifelnd.

„Ei," entgegnete der Fürst, „Du würdest der Erste sein, dem sie allzu gut schienen. Sollte es Dir aber dennoch begegnen, so gebe ich hiermit mein feierlichstes Wort, Dir noch schlechtere schlagen zu lassen, vorausgesetzt, daß es möglich ist."

Und damit hieß er dem Reichard durch einen Bedienten einen ganzen Seckel Landesheller geben. Der lief damit, wie gejagt, nach der nahen Gränze, und ward ein so froher Mensch, als er seit langen Zeiten nicht gewesen war, da man ihm im ersten Wirthshause des benachbarten Landes nur ungern und zögernd einen gewöhnlichen Heller für drei fürstliche gab, die er zur Probe verwechselte.

Nun fragte er auch sogleich dem Schwarzbrunnen nach; aber einige Kinder, die in der Gaststube spielten, liefen darüber schreiend hinaus. Der Wirth belehrte ihn, selbst nicht ohne Schaudern, dies sei gar ein verrufener Ort, von dem viele böse Geister in das Land ausgehen sollten, und den wenige Menschen mit Augen gesehen hätten. Das wisse er wohl: der Eingang

dahin sei unweit von hier, eine Höhle mit zwei dürren Cypressen davor, und man solle nicht des Weges verfehlen können, wenn man da hinein gehe, wovor aber Gott ihn und alle treue Christenmenschen bewahren wolle!

Da ward dem Reichard freilich wieder sehr ängstlich zu Muth, aber gewagt mußte es doch einmal sein, und er machte sich also auf den Weg. Schon von weitem her sah ihn die Höhle sehr schwarz und grauenvoll an; es war, als seien die beiden Cypressen aus Schreck über den häßlichen Schlund verdorrt, welcher dem Näherkommenden ein ganz wunderliches Gestein in seinem Schooße zeigte. Es sah wie lauter verzerrte, langbärtige Fratzengesichter aus, deren einige sogar Aehnlichkeit hatten mit jenem Affenmonstrum am Meeresstrande. Und wenn man denn recht hinsah, war es doch wieder nur bloßes vielgezacktes und vielzerspaltenes Felsgeäder. Zitternd trat der arme Gesell unter die Larven hinein. Das Galgenmännlein in seiner Tasche ward so schwer, als wolle es ihn zurück ziehen. Aber eben dadurch wuchs sein Muth; „denn," dachte er, „was der nicht will, muß ich just wollen." Auch legte sich tiefer in der Höhle eine so dichte Finsterniß über seine Augen, daß er bald von den Schreckgestalten nichts mehr gewahr ward. Nun fühlte er nur höchst vorsichtig mit einem Stecken vor sich hin, um nicht etwa in unbekannte Abgründe zu stürzen, fand aber nichts, als ebenen, feinbemoos'ten Boden, und wäre nicht bisweilen ein wunderliches Pfeifen und Krächzen durch die Höhle gegangen, er hätte sich alles Entsetzens erwehrt.

Endlich gelangte er hinaus. Ein wüster Bergkessel schloß ihn von allen Seiten ein. Zur Seite sah er das große, furchtbare Schwarzroß seines Handelsmannes, wie es unangebunden, mit hoch gehaltenem Kopfe, ohne zu weiden oder sich sonsten zu regen, gleich einer erzenen Bildsäule dastand. Gegenüber quoll ein Born aus dem Felsen, darin sich der Reiter Kopf und Hände wusch. Aber die böse Fluth war schwarz wie Tinte, und färbte auch so ab; denn als sich der riesige Mann nach Reichard umkehrte, war sein häßliches Antlitz ganz mohrenfarb, welches auf eine schreckliche Weise gegen den reichen rothen Kleiderputz abstach. „Zittre nicht, junger Bursch," sagte der Furchtbare. „Das ist eine von den Ceremonien, die ich dem Teufel zu Gefallen thun muß. Alle Freitag muß ich mich hier so waschen, zu Trutz und Hohn dem, den Ihr Euren lieben Schöpfer nennt. So muß ich auch immer den Purpur meines rothen Kleides, so oft ich ein neues brauche, mit einer bösen Zahl von Tropfen meines eignen Blutes mischen, — wovon er denn freilich eben die wunderprächtige Farbe bekommt, — und was der lästigen Bedingungen mehr sind. Noch obenein habe ich mich ihm mit Leib und Seele so fest verschrieben, daß an gar keine mögliche Lösung zu denken ist. Und weißt Du, was mir der Knauser dafür giebt? Hunderttausend Goldstücke des Jahres. Damit kann ich nicht auskommen, und will mir deshalben Dein Galgenmännlein kaufen, welches ich auch schon dem alten Geizhals zum Possen thue. Denn schau, meine Seele hat er ohnehin, und nun kommt das Teuflein

in der Flasche dermaleinst ohne allen Gewinnst in die Hölle, nach seiner langen Dienstzeit, zurück. Da soll der grimme Drache recht fluchen." Und zu lachen begann er, daß die Felsen schallten, und selbst das sonsten regungslose schwarze Roß ordentlich zusammen fuhr.

„Nun," fragte er, sich wieder zu Reichard wendend, „bringst Du Halbheller, Gesell?"

„Ich bin Eu'r Gesell nicht;" entgegnete Reichard, halb verzagt, halb trotzig, indem er seinen Seckel öffnete.

„Ach, nur nicht so vornehm gethan," schrie der riesige Handelsmann. „Wer hetzte dem Fürsten das Monstrum zu, damit Du siegen konntest?"

„Es wär' all der Spuk nicht nöthig gewesen;" sagte Reichard, und erzählte, wie der Fürst schon ganz von selbsten nicht nur Halbheller schlage, sondern gar Drittelsheller.

Der rothe Mann schien verdrießlich darüber, daß er sich nun unnöthig die Mühe mit dem Ungeheuer gegeben habe. Dennoch wechselte er sich drei schlechte Heller gegen einen guten ein, gab dem Reichard einen von jenen, und empfing dagegen das Galgenmännlein, welches ganz schwer aus der Tasche ging, und am Boden des Glases verdrossen und traurig zusammen gekrümmt lag. Deß lachte der Käufer wieder gewaltig, und schrie: „kann Dir doch Alles nichts helfen, Satan; nur Gold her, so viel mein Schwarzroß irgend neben mir tragen kann." Alsbald auch ächzte das ungeheure Thier unter einer gewaltigen Goldbürde. Doch nahm es noch seinen Herrn auf, und schritt alsdann,

einer Fliege ähnlich, welche die Wand hinauf geht, an dem senkrechten Felsen gerade empor, aber doch mit so abscheulichen Bewegungen und Verrenkungen, daß Reichard nur schnell in die Höhle zurück floh, um nichts mehr davon zu sehen.

Erst als er an der andern Seite des Berges wieder heraus gekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgelaufen war, drang das ganze frohe Gefühl der Befreiung durch sein Gemüth. Er fühlte es in seinem Herzen, daß er die frühern großen Fehle abgebüßt habe, und ihm fortan kein Galgenmännlein mehr angehören könne. Ins hohe Gras legte er sich vor Freuden, streichelte die Blumen, und warf der Sonne Kußhände zu. Sein ganzes heitres Herz von sonsther war wieder in ihm lebendig, nicht aber zugleich der ehemalige freche Leichtsinn und Frevelmuth. Obwohl er sich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel selbsten betrogen zu haben, rühmte er sich dennoch dessen nicht. Vielmehr richtete er seine ganze verjüngte Kraft darauf, wie er forthin auf eine fromme, ehrenwerthe und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch so wohl, daß er nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit als ein wohlhabender Kaufherr in die lieben deutschen Lande zurück kehren konnte, wo er sich ein Weib nahm, und oftmals in seinem geseegneten Greisenalter Enkeln und Urenkeln die Mähr von dem verfluchten Galgenmännlein zu nutzreicher Warnung vorerzählte.

---

# Der

# unbekannte Kranke.

In einer deutschen freien Reichsstadt soll sich vor etwa dreihundert Jahren folgende seltsamliche Begebenheit zugetragen haben, die des Wiedererzählens wohl würdig scheint.

Der alte fromme, sehr weit berühmte Arzt, Meister Helfrad, saß eines späten Abends im Herbste mit seinem Eheweibe, Frau Gertraud, vor dem Kaminfeuer in erbaulichen Gesprächen. Sie hatten das Gesinde zu Bette gehen lassen, weil das Abendbrodt schon verzehrt war, und die beiden guten alten Leute Niemandem gerne Zwang anthaten. Meister Helfrad aber hatte die kostbare Abschrift eines gottseeligen Buches eben heute aus dem Kloster Mariahülf, wo er sie schon vorlängst bestellt, fertig erhalten, und konnte nicht umhin, seiner treuen Genossin noch selbigen Abend daraus vorzulesen, denn seine Augen waren noch wacker und frisch, wie die eines Mannes von dreißig Jahren. Ueber die Gedanken des weisen Schreibers, und besonders von einigen schönen Liedern, die mit im Buche standen, war nun den Eheleuten das ganze Herz in frommer. Freudigkeit aufgegangen; sie sprachen voll

dankbarer Rührung ihr ganzes Leben wieder durch, blickten vertrauend hinaus auf die Bahn, die noch vor ihnen liegen mogte, wie auch auf den Gang ihres einzigen Sohnes, der als ein kunstreicher Maler-Zögling in Wälschland reisete; und sahen mit inniger Zuversicht in dem verheißenden Schein, welcher ihnen seit ihrer zartesten Kindheit von Jenseits in die Welt herein gestrahlt hatte, und mit jeglichem Jahre herrlicher und bedeutsamer geworden war, so daß er nun als ein ganz naher Lichtkreis vor ihren Augen stand.

Die große Glocke auf dem nahen Münsterthurme hatte bereits Zehn geschlagen, in den Häusern der mehrsten Bürgersleute waren die Lichter gelöscht, und Meister Helfrad saß noch immer, den Pergamentband mit silbernen Klammern auf dem Schooße, im Lehnstuhl, seiner Gertraud gegenüber, welche die Spindel ruhen ließ, mit gefaltenen Händen und leuchtenden Augen auf die Reden ihres Eheherrn horchend, und hin und her beifällige Worte dazwischen streuend. Es schlug schon halb, da sah Meister Helfrad verwundert auf, und sagte: „Ei, ei, wie tief in die Nacht haben wir hinein gesprochen! Das ist nicht gut, wenn des Menschen Augen um so gar ein Großes länger aufbleiben, als die liebe Sonne!" — „Doch wohl, Vater!" entgegnete Gertraud, wenn man nur damit in die ewige Sonne hinein gesehen hat." — Der alte Mann erhob sich von seinem Sitze, und fing an, die Feuerbrände, die noch im Kamine glimmten, aus einander zu stören, indeß er dazu das Sprüchlein hersagte:

„Wenn's Dir soll wohl gelingen,
So halt' in allen Dingen,
Auch selbst im Guten Maaß und Ziel."

Da schlug es mit dem großen Klöpfel, der an einer Kette draußen vor der Hausthür hing, gewaltig donnernd an. — „Ich komme gleich!" sagte Meister Helfrad durch die Scheiben hinaus, und während er sich eine Leuchte zurecht machte, sprach er zu Gertraud: „Nun ist es doch gut, daß ich noch aufgeblieben bin. Wenn's ein gefährlich Kranker ist, so kann die Viertelstunde, um die ich nun so früher komme, viel Gutes thun." — „Wär' es nicht besser, Vater," sagte Gertraud etwas ängstlich, „Du wecktest Einen vom Gesinde, und ließest den öffnen? Wer weiß, wer draußen steht? Die Nacht ist keines Menschen Freund." — „Dafür ist mir Der gut!" sagte Helfrad lächelnd; nahm sein altes, ehrbares Schwerdt von der Wand, steckte ein Kästlein mit Arzneien ein, das er immer vorläufig mitzunehmen pflegte, wenn er zu Kranken ging, warf eine Pelzschaube über, setzte seine Zobelmütze auf, und ging, die Laterne in der Linken, die Waffe in der Rechten, aus dem Gemach. Draußen klopfte es noch immer sehr wild und ungeduldig, und der Meister sagte, die Paar Stufen hinunter schreitend, die von der Stube auf die Hausflur führten: „Geduld! Geduld! ich komme schon!" — Gertraud leuchtete ihm aus dem Zimmer nach, und flüsterte: „Ach Mann, es liegt mir wie eine Felslast auf dem Herzen! Wenn Du doch nur wen von den Leuten wecken wolltest! Thue mir's doch zu Gefallen, und gieb nur

das eine Mal nach." — „Kind, auf meinen eignen Wegen thu' ich von ganzer Seelen', was Du gern hast," sagte der alte Mann, an den Riegeln der Hausthür schiebend: „aber auf Berufswegen frage ich auch nicht ein Tüttelchen darnach." — Als nun die Thür aufging, faßte er wieder nach der Laterne, die er einstweilen auf einen Mauervorsprung gesetzt hatte, trat einen Schritt zurück, leuchtete nach dem Ausgange hin, und fragte mit freundlicher Stimme: „Wer steht vor der Pforten? Er komme in Gottes Namen herein, und sage, womit ich meinem Nebenmenschen dienstlich sein kann." —

Der Herbstwind rauschte wild zu der aufgehenden Pforte herein, und aus der schwarzen Nacht sah ein ganz schwarzes Gesicht mit wunderlich hohem Kopfputze und flammend gelber Tracht in den Kreis, den Meister Helfrad's Leuchte beschrieb. Mit einem lauten Schrei taumelte Gertraud in die Stube zurück; auch der alte Mann trat etwas rückwärts, und schlug mit dem Schwerdte ein großes Kreuz vor seine ganze Gestalt. Dann stützte er sich auf seine Waffe, und sprach mit gesetzter Stimme: „In Gottes Namen, sag' an, was Du vorzubringen hast, und wer Dich sendet." — Der Schwarze mogte wohl selbst erschrocken sein vor der Erscheinung des hohen ernsten Greises mit Leuchte und Schwerdt; denn er zitterte heftig, faßte sich aber bald, und sagte: „Eilig mit mir nach dem Gasthofe zu den drei Kronen, Meister! Dort liegt mein Herr an einem entsetzlichen Fieber krank, welches ihn so wüthig überfallen hat, daß es ihn gewißlich in wenigen

Stunden hinrafft, wenn Ihr ihm nicht helft!" — „Wollen sehen, was sich thun läßt," entgegnete der Arzt. „Von Gott und der Kunst kann man Vieles hoffen." Und damit blies er seine Leuchte heller an, und schritt aus dem Hause, der zitternden Gertraud zurück rufend: „schließ die Thür, geh zu Bett; mach' aber erst das Feuer im Kamine ordentlich aus, und sei unbesorgt. Den Hausschlüssel hab' ich bei mir, und auf Gottes Wegen wandl' ich ja auch." — „Du aber, fremder Bote," fuhr er, zu dem Schwarzen gewandt, fort, „gehe vor mir her, und schreite rasch zu, daß wir bald zur Stelle kommen."

Wie nun die Beiden eilig mit einander hingingen durch die engen Gassen, zwischen den lichtleeren Häusern durch, wollte es doch dem Meister fast grauen, daß der Schwarze so hoch und feurig gelb vor ihm hinzog, wie eine ungeheure wandelnde Flamme. — „Denn, sagte der Alte bei sich selbst, eine mosaische Feuersäule ist es nun einmal nicht, das kann Eins schon am Gefühl haben: und doch, wer weiß? Gott hat so verwunderliche Kraft in den Menschen gelegt, daß eigentlich Alles zu dem wird, wozu man's macht." — Der Schwarze fing an, langsamer zu gehen; und als ihn der Arzt antrieb, entgegnete er mit einer nicht unlieblichen Stimme: „Alter Herr, ich habe Euer weißes Haar gesehen und Euren weißen Bart. Euch wird das allzu große Eilen wohl schwer." — „Es ist hübsch von Dir, daß Du daran denkst, mein Sohn," sprach Meister Helfrad: „aber sorge nur nicht, ich schreite wohl noch so rasch, als der frischeste Jüngling." —

„He!“ rief der Mohr, und brach in ein gellendes Gelächter aus, „da könnten wir ja wohl ein bischen in die Wette laufen. Frisch auf, wer zum ersten in der Herberg' ist!“ — „Sprich nicht so ungeziemend,“ sagte Meister Helfrad. „Ein ernster deutscher Bürgersmann weiß von dergleichen Fratzen und Possen nichts. Ich schreite zu, wie mir es Gott gegeben hat, und wie sich's für mich ziemt. Was Ungebührliches thät' ich auch um des Kaisers willen nun und nimmermehr.“ — „Wir kämen aber doch früher hin,“ rief der Mohr, und lachte wieder gellend auf, daß es von den nächsten Fenstern zurück klang, und weit durch die stille Gasse voll Schlaf und Dunkel hinscholl. Da sagte der Alte mit der durchdringend ernsten Stimme eines edlen Zornes: „Du schweigst!“ Und der Mohr zuckte zusammen, und ging schnell und wortlos voran.

In dem Gasthofe zu den drei Kronen fanden sie Alles hell erleuchtet, und das ganze Haus in Bewegung, so daß Meister Helfrad Anfangs glaubte, man feiere dort ein schwelgerisches Fest. Aber hinein tretend sah er auf allen Gesichtern die Blässe der Angst, und das Gesinde unordentlich durch einander laufen. Ein Fensterlein, welches seitwärts aus der Stube des Hausherrn auf die Flur führte, zeigte des Wirthes Familie betend auf die Knieen um ein Crucifix her. Meister Helfrad fragte: „ob der fremde kranke Herr noch lebe?“ — „Wenn Ihr den Muth habt, zu ihm zu gehen,“ entgegnete der Aufwärter, — „dort die Treppe hinauf, und gleich links herum; Ihr könnt nicht irren;

denn sein gräßliches Heulen und Gotteslästern treibt uns Allen im ganzen Hause die Haare empor. Wir fürchten, wir haben den Teufel beherbergt, oder doch seinen Genossen." — Wirklich drang ein hohles Rufen durch all das Gewimmel aus einem entfernten Theile des Gebäudes herüber; der Meister zwang sein inneres Entsetzen nieder, und schritt die Treppe hinan. Der Mohr war mit drei Sprüngen oben, und man hörte, wie er über den Gang voran zu dem Kranken rannte. Meister Helfrad ging ihm einsam nach, den langen, schmalen Weg, der nur von einer einzigen, halb ausgebrannten Ampel beleuchtet war. Der Aufwärter hatte wohl recht gesagt; man konnte nicht irre gehen; denn von einem Gemach im Hintergrunde donnerte ein Gebrüll hervor, welches man für das eines Löwen gehalten haben würde, hätten nicht die empörendsten Verwünschungen nur allzu sehr beurkundet: ein Wesen, mit Menschenverstand begabt, stoße die schrecklichen Klänge aus. Vor der schauervollen Thür angelangt, betete der Arzt noch einmal recht aus ganzem Herzen zu Gott, wahrte sich nochmals mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und trat dann getrosten Muthes über die Schwelle.

Eine blendende Helle schlug ihm entgegen: denn von allen Seiten brannte eine Anzahl von Wachskerzen; es schien, als sei der Schatten ängstlich fortgebannt, weil hier in jedem Winkelchen, das er bewohne, zugleich auch der entsetzlichste Graus lauern müsse. Auf einem Ruhebette, der Thür gegenüber, wand und rang sich eine Gestalt in wunderlich präch-

tigen Kleidern in den Armen des Schwarzen. Bald streckte sich krampfhaft ein Fuß vor, mit ungeheuerm, purpurfarbnem Schnabelschuh; bald ein Arm, dunkel von weiten Kleidern, mit blutrothen Aufschnitten umwunden. Es war dem Arzte beinahe, als sei das gar kein menschliches Wesen; forschend trat er hinzu, und ein Blick auf das seltsam gestaltete Gesicht hätte ihn fast zurück geschreckt, nur daß er gleich darauf bemerkte, es liege eine Larve über des Kranken Antlitz. Dieser verhielt sich übrigens jetzt ruhig, obgleich mit entsetzlicher Anstrengung; es schien, um einiger Worte willen, die ihm der Schwarze ins Ohr schrie, in einer Sprache, welche der gelehrte Meister Helfrad niemals vernommen hatte.

„Herr," sagte der Arzt, „Ihr müßt die Larve vom Gesichte thun; des Kranken Antlitz ist dem Medico ein wichtiges Buch." — Der Kranke schüttelte den Kopf und schwieg. — „Vernimmt Dein Herr mich nicht?" fragte Meister Helfrad den Schwarzen. „Soll ich etwa Latein oder Griechisch mit ihm sprechen?" — „Er kann alle Sprachen," erwiederte der Mohr. „Ihr habt ihn ja wohl fluchen hören, als Ihr kamet; aber thut so wohl, und laßt die Larve an ihrem Platze." — „Ei, davon verstehst Du nichts," sagte der Meister. „Werft immerhin die Larve ab, lieber Herr." — „Willst Du denn verrückt werden?" rief der Kranke mit entsetzlicher Stimme, und bäumte sich krampfig in die Höhe. „Wer mich ansieht, wird ja verrückt. Willst Du aber Dein Unheil: so hab's. Ich drohe manchmal meinem Diener damit, wenn er mich

allzu hellflammend erzürnt. Hab's denn, hab's!" Und damit nestelte er an den Bändern der Larve. Der Mohr aber fiel schreiend auf die Knie, und rief bald seinen Herrn, bald den Meister an, sie mögten abstehen von ihrem Vorhaben; jenem zu Gemüthe führend, wie er dem Arzt, welcher ihm helfen solle, nicht in Raserei stürzen dürfe; diesem betheuernd, er selbst habe seines Herrn Antlitz noch nie geschaut, und wisse doch nur allzu gut, es sei das schrecklichste auf der ganzen Welt. Der Kranke ließ von den Bändern los, und fiel wieder auf sein Lager zurück; Meister Helfrad gab schaudernd nach. Während er nun den Puls fühlte, und sich mit einigen Fragen über den Kranken neigte, seinen Athem zu beobachten, schien es ihm, als funkelten zwei glührothe Augen aus der Larve hervor, daß er entsetzt wieder in die Höhe fuhr. An Arm und Hand und der ganzen Gestalt erkannte der erfahrne Arzt übrigens wohl, er habe einen starken, nervigen, aber sehr ausgezehrten Mann von wenigstens sechzig Jahren vor sich.

Der gute Meister griff zu seinem Kästlein, und begann über der Lichtflamme zweier Wachskerzen eine Salbe zu bereiten, und während sie sich erwärmte, mischte er einen köstlichen Trank. — „Es fehlt Euch an Geschirren, Herr!" sagte der Schwarze, und öffnete einen kostbaren Schrein, drinnen sich an Gläsern, Violen, Retorten und allem möglichen Geräthe von der Art sonst ein Ueberfluß befand, und Alles vom Schönsten und Besten; ja es standen einige Metallflaschen von so verwunderlicher Art dabei, daß sich

Meister Helfrad nicht entsinnen konnte, im Leben ihres Gleichen gesehen zu haben, auch nicht begriff, wozu sie irgend dienen mögten. Da sagte er: „Mein Sohn, der Schrein sieht mich ein wenig fremd an. Ich befasse mich nur mit dem, was ich vollkommen verstehe; so weiß ich Gott und Menschen auch vollkommen Rechenschaft zu geben. Mach nur immer wieder zu; ich komme mit meinen paar Geräthschaften schon aus."

Der schwarze Diener warf eilig den Schrank zu; denn sein gräßlicher Herr drohte nach ihm herüber, sprechend: „Du blöder Thor, bist mit dem Wenigen, was Du begriffen hast, so schnell und prahlend bei der Hand?" — Und zugleich kam die Macht der Krankheit wieder fürchterlich über ihn, und warf seine mühsam gehaltene Fassung zürnend aus allen Fugen. Das ungeheure Gebrüll begann von Neuem; in vielen Sprachen wechselnd rollten Verwünschungen durch die Larve hervor; die gräßlichsten, schien es, in der unbekannten, welche allen Schrecken des unbekannten Antlitzes verwandt zu sein schien. Der Mohr hielt seinen Herrn in den Armen, und bald erbebte er an allen Gliedern, bald stampfte er wild den Boden, und stimmte in die Flüche des Kranken ein.

Derweil saß Meister Helfrad ämsig bei seinem Geschäffte, und summte heitern Antlitzes ein schönes geistliches Lied. Es war fast, wie wenn bisweilen zu Nacht ein Wintersturm über die Erde brüllt, und schwarzflüchtige Wolken vor sich hinjagt, und der Mond sieht zwischen durch unangefochten aus seiner Höhe freundlich herab.

Trank und Salbe waren bereit. Der fromme Meister näherte sich seinem grimmigen Kranken, sprechend: „Nun zwingt Eure wilde Natur; denn ohne das vermag auch Gott dem Menschen nicht zu helfen;" und während er ihm den Trank reichte, und ihm die eingefallenen Schläfe, die stark behaarte Brust mit der heilsamen Salbe bestrich, sagte er immer einen oder den andern guten Spruch von des Höchsten Wegen und des Menschen Irrungen, in Bezug auf das, was er eben that. So lange nun die Schmerzen noch in des kranken Herrn Gliedern wütheten, oder doch nur fast unmerklich nachzulassen begannen, war er zu Allem, was der Meister that und sprach, ganz still und gelassen: aber kaum, daß die lindernde Kraft den Sieg gewann, und das Leben ungehinderter durch die Adern zog, sagte er mit vornehm unzufriednem Wesen: „Ich dächte, Freund! Ihr ließt von Euren langweiligen Spruchweisen und Allegorieen ab; sie sind bei mir schlecht angewandt." — „Das hoffe ich nicht," entgegnete Meister Helfrad freundlich, und fuhr mit Dienstleistungen und erbaulichen Reden in gleichem Maaße fort.

„Spott' ihn mir doch stumm, Nigromarte!" sagte der Kranke zu seinem Diener: aber der schlug die Augen nieder, und wandte sich furchtsam ab. — „Was hast Du verheißen? Wozu bist Du hier?" rief der Furchtbare. „Willst Du so schändlich umkehren auf halbem Wege?" — Und der Schwarze raffte sich zusammen, und fiel mit einem Strome von Witzreden und Sticheleien den frommen Meister an. Der blieb

erst eine ganze Weile ruhig, gab manches treugemeinte Sprüchlein zwischen ein, und linderte des Kranken Schmerzen mehr und mehr. Mit einem Male aber richtete er sich in die Höhe, blickte ernst dem fremden Herrn in die Larve hinein, ohne vor den rothglühenden Augen zurück zu schrecken, und sagte: „Du Mensch, wenn ich meine Hand von Dir abziehe, wo fährst Du binnen hier und dreien Stunden hin?" — „An mir bekehrst Du dennoch nichts!" murmelte der Fremde mit trotziger Scheu. — „Um so mehr," entgegnete Meister Helfrad, „muß Euch an dem bischen Leben gelegen sein." — „Ihr werdet mich doch nicht verlassen, um der paar Scherzworte willen," sprach der Kranke murrend in sich hinein; „da wäret Ihr ja selber ein schöner Thäter Eures Wortes." — „Hört an, ich will Euch ein für alle Mal was sagen," erwiederte der Meister. „Rührt Ihr oder Euer Diener mir irgend mit frechen Worten an solche Dinge, die der ganzen lieben Christenheit heilig sind: so wend' ich Euch im Augenblicke den Rücken, und alles Gold in Afrika und Indien bringt mich nicht wieder her. Macht Ihr aber nur Spaß über mich selbsten: so will ich mich nicht schlimmer darüber erzürnen, als menschlich und verzeihlich ist; und auch das soll nur recht selten kommen, versprech' ich Euch. Schaut her, da ist mein runzlig Angesicht, mein weißes Haupt- und Barthaar; ich dächte, das wären gute Zielscheiben für ein Paar Schützen, wie Ihr mir vorkommt." — Er sah dazu so freundlich und geduldig aus, daß doch die Beiden kein Wort gegen ihn aufbringen konnten: auch schlief

der Kranke bald nachher in gelindertem Weh und großer Ermattung ein; der Arzt belehrte den schwarzen Nigromarte, was er bei seinem Herrn zu thun habe; verhieß, bei guter Zeit wieder da zu sein, und ging, nachdem durch die Wirkung seiner edlen Kunst nicht nur der Kranke, sondern auch das ganze Haus zur Ruhe gekommen war, im tiefen Sinnen heim.

Frau Gertraud lag im ruhigen Schlafe, dem sie sich gottvertrauend ergeben hatte, und erwachte erst am andern Morgen, als Meister Helfrad in der Dämmerung schon wieder leise aus dem Zimmer ging. — „Ei Gott, Vater! wo willst Du denn hin?" fragte sie. „Gedenkst Du denn Deine Gesundheit gar zu verderben?" — „Nein," sagte der Arzt mit freundlichem Lächeln, „ich gedenke vielmehr die Gesundheit des gefährlich Kranken, zu dem ich gestern gerufen ward, wieder aufzurichten; und im Frühthaue sammeln sich die Kräuter dazu am besten. Halte mich nicht auf, liebe Gertraud! ich sehe wohl, Du mögtest gerne wissen, wie der kranke Herr heißt, und dergleichen, wie es denn der Frauen Art einmal ist: aber ich habe keine Zeit; und hätte ich sie auch — so kenne ich den Mann, den ich heilen soll, noch selbsten nicht." — Damit sagte er der Hausfrau ein freundliches Lebewohl, und zog singend auf die nahe Wiese hinaus, daß wer ihn von fern gesehen hätte, wohl eher auf den Gedanken gekommen wäre, es suche da ein Jüngling Blumen für seine Geliebte, als ein greiser Arzt Heilkräuter für einen Preßhaften.

10 *

Die Krankheit des Fremden zeigte sich gegen Mittag auf dem ernsthaften Wege, den der Meister erwartet hatte; was ihn aber beinah verwirrte, war ein seltsames Zischen und Pfeifen und Heulen, welches bisweilen, wie von unsichtbaren Fittigen getragen, durch das Krankenzimmer hinzog. Der Verlarvte und der Schwarze schreckten davor zusammen: aber manchmal drohte jener auch wohl mit geballter Faust, und dann ward es auf einen Augenblick stille. — „Herr!" sagte Meister Helfrad, „ich weiß nicht, wen Ihr da um Euch habet: aber so viel merke ich wohl, Ihr seid des Zeuges nicht mächtig, und ich muß mich wohl ins Mittel schlagen." — Im selben Augenblicke heulte und zischte, und flog und pfiff es ungestümer, als je, und der Kranke sagte mit leiser Stimme: „Meister, Ihr thätet klug, Ihr mischtet Euch in nichts." — Aber der alte Helfrad rief laut und kräftig: „Ihr Gesindel, haltet Ruhe, so lang' ein ehrbarer, ernsthafter Mann hier in der Stube ist; das gebiet' ich Euch in meines lieben Gottes Namen! Und wollt Ihr nicht, so will ich Euch wohl noch schwerer fallen." — Da ward es still, daß man den Gang einer Maus hätte vernehmen können, und Meister Helfrad sagte mit treuherzigem Lächeln: „Ich hab' Euch nun gezeigt, lieber Herr, wie man dergleichen zur Ruhe bringt." — „Kennst Du sie denn?" fragte der Verlarvte scheu. — „Was ist da zu kennen?" entgegnete Helfrad. „Ich weiß von solchem Zeuge nichts: aber man geht auf Gottes Wegen, und spricht in seinem Namen, da machen Einem alle Foppereien Platz." — „So nahe

wäre der Weg? so gerade und so sicher?" murmelte der Fremde. Und könnte so eine Einfalt mehr —?" Er hielt inne, und kehrte sich unwillig nach der Wand, als wolle er schlafen; und der Arzt verließ das Gemach.

Gegen Abend kam Meister Helfrad wieder; das Hausgesinde schien in eben so unruhiger Bewegung, als gestern; und schon horchte der alte Mann auf, ob sich abermals das erschreckliche Gebrüll vernehmen lasse: aber bald gewahrte er den großen Abstand von dieser Unruhe zu jener. Man bereitete Alles zu einem schwelgerischen Feste: in der Küche flammte und duftete es, wie zu einer Hochzeit; Aufwärter mit leeren Weinflaschen kamen die Treppe herab, und andere eilten mit gefüllten hinauf. Den langen Gang her jubelte ein lustiges Zechlied dem Meister entgegen; viel freche Worte darunter. Als er nun kopfschüttelnd in die Thür trat, fand er einige junge Bürgersöhne aus der Stadt bei einem herrlichen Gelage versammelt, den Schwarzen mitten unter ihnen, von dessen Munde eben das wilde, aber dennoch anmuthig lautende Singen ertönte, welches die Andern an den Schlußversen jeder Strophe nachsangen. Auf seinem Bette lag der Verlarvte, und lachte manchmal so gräßlich drein, daß doch die halbtrunkenen Jünglinge zusammen fuhren, und scheu nach ihm hinblickten: aber Gläserklingen und Gesang rissen sie bald in den wilden Taumel wieder hinein. Keiner bemerkte dabei die Anwesenheit des frommen Arztes, als der Kranke, welcher aber jetzt über dessen Kopfschütteln und betroffenes Aussehen so gewaltig aufzulachen schien.

Da trat endlich Meister Helfrad an den Tisch, sprechend: „Was ist das hier für eine gottlose Wirthschaft?" Und ohne weitere Antwort abzuwarten, nahm er die Flaschen, eine nach der andern, vom Tische, so auch die Speisen, und trug sie sorgfältig zur Thür hinaus, indem er sagte: „Ich war beinahe versucht, das Alles zum Fenster hinaus zu schmeißen; aber die Gottesgabe kann ja nichts dafür, daß Ihr sie entweihet." — „Alter, bist Du toll?" rief der Verlarvte; „denkst Du, ich habe von allen den Sachen nur einen Mund voll genossen? Hältst Du mich denn für so dumm, daß ich um eines dreistündigen Gaumenkitzels willen das ganze Leben wegschmeißen sollte?" — „Man kann nicht wissen," sagte Meister Helfrad, ohne sich in seiner Beschäfftigung stören zu lassen. „Ich fürchte sogar, Ihr habt einen noch viel thörichtern Handel gemacht. Ist das Leben nicht minder gegen die Ewigkeit, als drei Stunden gegen das Leben? — Zum Glücke, daß dergleichen Handel noch immer Null werden kann, so lang' ein Menschenkind auf dem diesseitigen Ufer steht." — Er war mit dem Hinaustragen fertig, stellte sich vor die bestürzten Bürgersöhne, und sagte zu ihnen: „Ihr Lecker aber, macht, daß Ihr nach Hause kommt, und bittet Eure ehrwürdigen Väter in Demuth um eine tüchtige Züchtigung, damit sie Euch hübsch nachschmerze, wenn Ihr wieder zu einer solchen Schlemmerei geladen werdet, und Euch der Appetit darnach vergehe. Bestellt mir auch drunten, daß sich kein Aufwärter unterstehe, weiter mit dergleichen Zeugs herauf zu kommen, und daß der Koch sein

Bratenfeuer ausgehen lasse. Nun marsch, hinaus!" Blutrothen Antlitzes und gesenkten Hauptes schritten die Jünglinge aus dem Zimmer, und Meister Helfrad murmelte freundlich in den Bart: „Die rothe Farbe kleidet Euch gut, närrisches Volk; das ist eine Liverei, daß Ihr noch in eines guten Herrn Diensten seid." Der Verlarvte hatte sich indessen ermannt, und wollte es noch einmal wagen, mit seinem gräßlichen Zornesruf den Alten zu schrecken und zu bändigen; aber der Fluch erstarb ihm auf der Zunge, als Meister Helfrad sagte: „Du! sag mir nichts wider Gott! ein Richter steht vor Dir über Leben und Tod." — Unmuthig warf sich der Bezwungene auf sein Ruhebette, und seit diesem Abend versuchten weder er, noch Nigromarte fürder, sich aufzulehnen gegen den eben so strengen, als hülfreichen Arzt.

Der nun setzte sein ganzes Leben an das Leben des Kranken mit so ernster Gewissenhaftigkeit, daß man ihn fast niemalen anders sah, als sich in alten großen Büchern Raths erholend, oder Kräuter sammelnd auf den Wiesen, oder still betend zu Gott um Erleuchtung und Hülfe. Da fragte ihn eines Tages Frau Gertraud, die wohl vernommen hatte, welch einen schaudervollen Gast die drei Kronen an dem Patienten ihres Ehemannes beherbergten: wie er doch nur um eines so gottvergessenen Menschen willen seines eigenen Alters theure Kräfte so zerstörend anspannen möge? „Frau," sagte Meister Helfrad, „Kranker ist Kranker; das Richten, ob er des Genesens werth sei, steht

bei einem Höhern, als bei dem Arzte. So viel aber kann ich wohl einsehen, daß Niemand der Lebensfristung nöthiger bedarf, als eben dieser arme, verirrte Schächer." — Und so griff er wieder nach Mantel und Barett, und eilte ins Wirthshaus zu den drei Kronen.

Vor der Kammerthür des Kranken fand er Nigromarte auf einer Bank sitzen und zeichnen, ihm entgegen winkend, der Herr schlafe. — „Recht gut," sagte der Meister; und um bei dem Erwachen zur Hand zu sein, ließ er sich neben dem Schwarzen nieder, und sah auf dessen Arbeit. Er freute sich, eine schöne, so kräftige als saubere Zeichnung des heiligen Georg zu finden, der als Drachentödter über der Thür des nahen Domes in Stein gehauen war. — „Sprecht mit meinem Herrn von diesem Bilde nicht," flüsterte Nigromarte. — „Warum nicht, junger Bursche?" sagte Meister Helfrad. „Da hast Du etwas recht Lobenswerthes gemacht, und das darf die ganze Welt wissen. Aber eins, sag' ich Dir ehrlich, misfällt mir daran. Was hast Du das wunderschöne Schwerdt nicht mit gezeichnet, welches an des Heiligen Hüfte hängt?" Nigromarte meinte, das sei ganz was Gleichgültiges und Außerwesentliches; und da er sah, Meister Helfrad wolle ein sehr ernsthaftes Wort erwiedern, eilte er, die Mappe, die er als Unterlage beim Zeichnen gebraucht hatte, aufzuthun, und den Alten durch viele schöne Malereien und Umrisse darin auf andere Gedanken zu bringen. Der gute Meister schaute das Mehrste auch mit großem Behagen an; manches aber

legte er ganz achtlos auf die Seite.. — „Was seht Ihr mir diese schönen Zeichnungen nicht an?" sagte Nigromarte; „die sind gerade nach den herrlichsten Denkmalen der alten griechischen Kunst entworfen." — „Mein Freund," entgegnete Meister Helfrad, „in der Malerei verstehe ich meistens nur deutsch; allenfalls italisch, in so fern es mit unserer Muttersprache nahe verwandt ist. Die andern gelehrten Dinge schiebe ich bei Seite, wie es ein Ungelehrter mit meinen lateinischen und griechischen Büchern thut. Wer aber freilich eine Kunst erlernen will und ausüben, muß gelehrt darin werden; und deshalben habe ich auch meinen einzigen Sohn nach Wälschland reisen lassen, um sich dorten einen rechten Grund zum Gebäu zu legen, das er mit Gottes Hülfe nachher, als ein starker deutscher Maler, im Vaterlande aus vielen schönen Bildern zu seiner Nebenmenschen Erbauung aufrichten soll. Bist Du nicht etwa als Kunstgenosse irgendwo mit ihm bekannt worden? Er ist Freimund geheißen."

„O Freimund!" sagte Nigromarte; „ja, Freimund, den kenn' ich wohl." — Und damit begann er viel zu erzählen, wie hoch angesehen der junge Künstler bei allen venetianischen, florentinischen und römischen Meistern sei, und wie es sich die italischen Großen zur Ehre rechneten, ihn zu bewirthen, und was des Herrlichen und Erfreulichen mehr war. — „Daß er mir nur nicht üppig wird!" seufzte Meister Helfrad. „Zwar — hinter seinem Rücken kann ich es wohl sagen — er nahm ein recht englisches Gemüth mit von hinnen,

und wird ja doch das, will's Gott! unter so vielen engelschönen Bildern wohl bewahren. Seine Mutter und ich beten Tag und Nacht dafür. — Sieh, mein lieber Schwarzer, Du hast mir doch mit Deinen Nachrichten das Herz recht hell gemacht, und um so lieber wollt' ich, Du hättest das Schwerdt am heiligen Georg nicht weggelassen. Denn erstlich ist ein Schwerdt wahrhaftig niemalen eine Nebensache am Mann, wie Du vorhin meintest; und dann hat es an diesem Bilde recht deutlich eine Kreuzesform. Ich hoffe, mein Sohn läßt die Kreuzschwerdter an keinem Bilde aus. Höre, mein lieber Schwarzer, Du dienst einem seltsamen Herrn; um Gott! Du hast es doch nicht gar schon verschworen, ein Kreuz zu malen?" — Der Kranke regte sich im Zimmer; Meister Helfrad mußte hinein, ohne Nigromarte's Antwort abwarten zu können; als er aber nach einer Weile wieder fortging, händigte ihm der Schwarze das heilige Georgsbild ein, sprechend: „Behaltet das zum Andenken von mir. Seht, ich habe das Schwerdt wohl noch hinzu zeichnen dürfen." — Und weil wirklich die edle Waffe in ernster Kreuzesgestalt deutlich von des himmlischen Ritters Hüfte herab hing, drückte der alte Mann dem Schwarzen sehr freundlich die Hand, und empfand überhaupt eine gar herzinnige Freude über das Bild.

Wenn Meister Helfrad in diesen Tagen bei der Morgenfrische Kräuter sammeln ging, gesellte sich oftmalen auf den Wiesen eine schlanke Jungfrau zu ihm, von anmuthigem Wesen, und lieblichem, ob zwar

etwas bleichem Angesichte; die half ihm auf eine sittig ehrerbietige Weise in seinem Geschäffte, wie es wohl eine gut gerathene Tochter ihrem Vater thut. Sie hatte mit achtsamer Geschicklichkeit alsbald begriffen, welche Kräuter der Meister vorzüglich brauche, und auch die Signatur, die er von den einzelnen Pflanzen erheischte, war ihr fest im Gedächtnisse und im Gemüthe, seitdem ihr der Arzt auf ihre Frage: „wozu er doch so mühsam selbst umher suche, und nicht lieber die Spezereien aus der Apotheke nehme," folgenden Bescheid gegeben hatte: „Du holdes Kind, genügt's uns denn bei einem Rosse, oder Stier, oder Hunde, daß die Kreatur eben Roß, Stier oder Hund sei? Wir fragen ja doch nach den Kräften und der sondern Weise des einzelnen Thieres, das wir gebrauchen wollen. Wie sollt' ich denn auf gut Glück in die gedörrten Kräuter hinein greifen, denen man kaum ansehen kann, zu welcher Jahreszeit sie gebrochen sind, zu welcher Tageszeit aber gar nicht, und eben so wenig, welch' eine Kraft bei ihrer Formation etwa die andere niedergedrängt hat, und wohin man dahero Beistand oder Widerstand zu schaffen braucht." — Als nun eines schönen Morgens der fromme Meister seiner anmuthigen Gehülfin auf manche ähnliche Fragen Bescheid gegeben hatte, und beide nach vollendeter Arbeit unter einigen schattigen Lindenbäumen ausruheten, sprach er lächelnd zu ihr: „Es ist nun wohl an der Zeit, daß einmal das Fragen an mich komme, und das Antworten an Dich, Du holde Maid; wie es mich denn überhaupt recht verwunderlich bedünkt, daß Eine Deines Geschlechts so

große Lust am Zuhören finden kann. Thue denn Deinen lieblichen Mund auf, und erzähle mir etwas von Dir: vor Allem aber sage mir, wie Du heißest. Zwar wenn nicht eine so wehmüthige Blässe auf Deinen Wangen läge, und Du nicht manchmal ein wenig ausländisches Deutsch redetest, daran man abnehmen kann, Du seist in irgend einer besondern Weltgegend zu Haus, so mögt' ich beinahe ohne Frage behaupten, Dein Name heiße Engel, Du anmuthige Erscheinung, aller Demuth und Freundlichkeit voll." — „Ich weiß nicht, lieber Vater, wie Ihr das meint," sagte die Jungfrau, indem ein leises Erröthen über ihre Lilienwangen hinflog: „aber Engel heiß' ich in Eurer guten deutschen Sprache wirklich; denn in Wälschland haben sie mich Angela getauft." — „Also in dem schönen Blüthengarten Italien bist Du geboren, Engelchen?" fragte der Alte. „Was hat Dich denn über die hohen Alpen zu uns herüber geweht?" — „Kein hoffender Frühlingswind," entgegnete das Mädchen, „sondern eine kalte Herbstluft, die mir alle Blätter meines Blumenflors abgehaucht hat. Aber ich denke hier zu Land einen stillen, frommen Winter zu verleben; und wenn mir dann der ewige Frühling aufgeht, tret' ich recht ausgeweint und friedlich unter die Himmelsblumen ein. — Seht, lieber Vater, ich wohnte mit meiner alten, schon längst zur Wittwe gewordenen Mutter unweit der heiligen Stadt Rom in einem Wäldchen von Lorbeerstämmen; und wir führten ein friedlich stilles Leben, von aller Welt abgeschieden. In die Stadt kamen wir niemalen hinein; wie sie mit

ihren uralten Tempeln und Pallästen vor uns lag, sah sie mir immer aus, wie die Fortsetzung der halbgebrochenen Säulen und Mauern: die in unserm Haine standen, und in deren Schatten ich mit so großem Behagen geistliche Bücher las, oder auch einige schöne weltliche Historien, die mein seeliger Vater hinterlassen hatte. Nun fügte es sich, daß ein junger deutscher Maler in unsern Lorbeerwald kam, und sich die Trümmer darinnen abzeichnen wollte. Meine Mutter bewirthete ihn gastlich mehre Tage lang, und weil er engelschön, und damals auch engelgut war, gewann ich ihn von ganzem Herzen lieb, so daß ich, als er nach einiger Zeit in Ehren um mich warb, und meine Mutter damit zufrieden war, mich ihm gern als seine treue Braut verlobte. Weil er uns nun aber mit nach Deutschland hinüber führen wollte, und ich einige Scheu empfand vor dem fremden nördlichen Reiche jenseits der hohen Berge, fing er an, mir viel Anmuthiges davon zu erzählen, auch mich Eure Sprache zu lehren; und — war es, weil ich so mit ganzer Seele an ihm hing, oder lag es nur in der anziehenden Kraft Eures Landes für Jeden, der einmal recht Bekanntschaft damit gemacht hat — bald rauschten in alle meine Träume die deutschen Eichen und Linden herein, in der unermeßlichen Grüne ihrer weiten Forsten, und die ernsten, reinen Spiegel der kräftigen Ströme glitten still und stark darunter hin. Von meinen Lippen klangen die Heldenlieder und der Minnesang Eurer großen Dichter, und mit unendlicher Sehnsucht konnte ich mich Tage lang in die Bilder vertiefen, die mein

Bräutigam von deutschen Kriegsobersten und frommen Männern und sittigen Frauen gemalt hatte. Je mehr ich nun aber wünschte, den treulieben Gegenden zuzueilen, die mich mit so innigen Grüßen an sich zogen, je seltner sprach mein Bräutigam von unsrer Reise, mit je glühenderen Worten begann er die Schönheit Italiens zu preisen, und gab endlich klar zu verstehen, er gedenke sein Leben in diesem Paradiese der Erden zu beschließen. Nun war ich auch darein ergeben, und bat ihn nur, mir recht viele deutsche Bilder zu malen; doch fragte ich ihn, ob denn seine Aeltern gestorben seien, von denen er mir Anfangs so viel sprach, und ihre Güte pries, welche ihm beim Abschied verstattet hatte, eine Jungfrau, dafern sie nur keusch und züchtig sei, nach eigner Wahl aus dem fernen Lande mit als Braut in die Heimath zu führen, falls ihm Gott etwa das Herz also lenke. Er aber lachte und sprach: seine Aeltern wären, so viel er wisse, gesünd; aber sie führten ein gar zu langweiliges Leben, und auch ich würde bald ein viel besseres, als bishero, kennen lernen. Ich erschrak vor ihm: aber ich schob Alles auf die Weinlaune, mit welcher er von Rom, wohin er seit einiger Zeit fast täglich ging, immer zurück zu kommen pflegte. In diesen Tagen verschwanden aus seiner Werkstatt die deutschen Gemälde und die Conterfei der Heiligen; er zeichnete nur nach alten Steinbildern aus den Heidenzeiten her, und lachte mich aus, wenn ich ihn wehmüthig um Gestalten bat, wie sie in frühern glücklichen Tagen sein Pinsel so gern und lieblich erschuf. Das seien nur kindische Tände-

leien gewesen, sagte er; jetzt wandle er auf der einzig rechten Bahn der Natur und der göttlichen Freiheit. Ich konnte aber nichts Göttliches dabei verspüren, vielmehr traf ich oft ungeziemende Bilder bei ihm an, so daß ich mich fürder nicht mehr in seine Werkstatt wagte. Meine gute Mutter bemerkte, Gott Lob! seine Veränderung nicht, und starb in Frieden und Hoffnung, uns beide nochmals feierlich einseegnend, dahin. Ach mit welchem flüchtigen, oberflächlichen Welt-Troste verwundete nun der einst so sinnige Jüngling mein Herz! Er wollte mich gleich nach Rom führen, und da ich durchaus nicht darauf hörte, zog er selbst hinein, um, wie er sagte, unser künftiges Hauswesen vorbereitend zu ordnen. Aber ich hörte mondenlang nichts von ihm, und so wagte ich mich denn eines Tages in die große Hauptstadt der Welt hinein, und schritt, vor dem ungewohnten Geräusche, das mich umtos'te, Thränen der Angst in den Augen, nach der Gegend seiner Wohnung zu, die er mir oft beschrieben, und auch einstens gemalt hatte. Nun stand ich vor dem zierlichen Gebäu, das mich mit seinen hellen Fensteraugen eben so freundlich ansah, als jenes auf dem Bilde; mit gleicher Lieblichkeit leuchteten durch das nahe Gartengegitter die goldenen Pomeranzenfrüchte aus ihrem dunkeln Laube zwischen hochblühenden Blumen hervor. Und doch konnte dies meines Bräutigams Wohnung nicht sein; denn das rohe Jauchzen eines schwelgerischen Gelages drang daraus hervor, und ließ nur wenige Töne einer köstlichen, vielstimmigen Musik zwischen durch vernehmlich werden. Ich wollte mich ab-

wenden auf immer, aber ich liebte ihn, wie mich selbst; und den Verlornen wieder zu suchen, dachte ich, ist ja auch Gottes Gebot. So ging ich denn betend und zuversichtlich die Marmortreppen hinauf, und trat in die Thür des Speisesaals ein. Die Schwelger stutzten erschrocken vor meiner Erscheinung, denn ich war in tiefer Trauer um meiner Mutter Tod, und in der allgemeinen Stille ging ich auf meinen, mit Rosen gekränzten, von Salben duftenden Bräutigam zu, und führte ihm Zeit und Ewigkeit zu Gemüthe: die Welt und Gott. Erst war es, als sei er gerührt und erschreckt: aber der Strudel seiner Verderbniß riß bald wieder meine Worte von seinem Herzen; er sprach viel von einem heitern, beseeligenden Künstlerleben, er hatte die Frechheit, mich mit dazu einzuladen; ja er pries meine Schönheit auf eine unsittige Weise. Da ging ich fort, und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ich hörte wohl, er sei als Liebling eines mächtigen Fürsten mit dem nach Griechenland gereist: ich aber machte meine kleine Besitzung zu Gelde, und bin nun hierher gepilgert nach dem holden Deutschlande; denn das liebe ich an meines armen Bräutigams Stelle, und darf gewißlich hoffen, daß es mir nun und nimmermehr so verloren geht, wie er mir verloren gegangen ist."

Dem Mädchen liefen die hellen Thränen aus den Augen, und der alte Mann sagte: „das wird ja Gott schon verhüten, daß Dir und allen seinen Engeln Deutschland also verloren gehe!" — Dann aber sprach er mit leiser, fast erlöschender Stimme: „Verkünde

mir's nur frei heraus, liebes Kind, hat nicht Dein Bräutigam etwa Freimund geheißen?" — „Ach Gott ja!" sagte sie, noch heißer weinend; „und weil Ihr so fragt, seid Ihr doch wohl sein Vater, der berühmte Meister Helfrad, der ja in dieser Stadt wohnen soll? Ihr seid mir schon all' die Tage her so vorgekommen, und ich hatte nur nicht Muth, zu fragen." — „Ja freilich bin ich's!" sagte der Alte; „mein gebrochenes Herz giebt dessen Zeugniß genug." — Da kniete Engel weinend in das Gras, und der Alte legte ihr seine beiden Hände zum Seegnen auf das dunkle Lockenhaupt. — Nach einer Weile fing er an und sprach: „Bist Du denn dem Freimund gar nicht mehr gut?" — „Ach lieber Himmel," entgegnete sie, „wie könnt' ich nur davon lassen?" — „Nun, so wollen wir Beide jetzt, und auch künftig recht oft, mitsammen für ihn beten, Engelchen," sagte der Alte, und kniete zu ihr nieder ins Gras. — Erst beteten sie Beide stille, dann lauter, und endlich ganz laut, und reckten ihre Hände weit gegen die Wolken aus; und statt durch einander gestört zu werden, schien es vielmehr, als flammten die Worte des Einen die Worte des Andern zu immer innigerer Begeisterung an, wie man sich wohl denken könnte, daß zwei Seraphim mit verbundenem Flügelschlage, einander umarmt haltend, gegen den Himmel empor stiegen.

Was sie aber endlich unterbrach, war das laute, fast ungestüme Schluchzen eines Dritten, unweit von ihnen. Sie wandten sich darnach hin, und wurden des Schwarzen gewahr, welcher sein Angesicht über den

nahen Bach gebeugt hielt, es eben so ämsig mit dessen Fluthen, als mit den eigenen Thränen waschend. Als er sich aber empor richtete, und nach den Beiden herschaute, da hatten Bach und Thränen die furchtbare schwarze Farbe mit fortgespült, der hohe, feurig gelbe Turban fiel ins Gras, und goldgelbe Locken ringelten sich statt dessen über die Schläfe hin. Freimund war es, der in tiefer, wehmüthiger Beschämung vor Vater und Braut in die Knie sank, immer unter seinen Thränen seufzend: „O Gott, o Gott! sie beten für mich, und ich zerreiße ihr Herz!" — „Aber Du heilst es auch wieder," sagte Engel, freundlich über ihn geneigt, und seine Wangen streichelnd. Und der Alte gab ihm die Hand, richtete ihn mit einem kräftigen Zuge in die Höhe, und sprach: „Will uns doch der himmlische Vater annehmen, wenn wir als verlorne Söhne wieder zu Hause kommen; was sollt' es denn ein armer irdischer Vater nicht thun!" — Damit herzte er und küßte ihn, und dankte Gott für die Erhörung des Gebetes; dann aber sprach er: „Nun fasse Dich, als ein Mann, und sage uns in kurzen Worten, wie Du an den furchtbaren Kranken gekommen bist, und wie es jetzt eigentlich mit Dir steht." — „Vater!" entgegnete Freimund, „ich fand ihn in den unterirdischen Gewölben einer alten Villa; und da ich mich vor ihm und seiner Larve entsetzte, sprach er mich freundlich an, und führte mich durch wunderliche Gänge zu einigen so herrlichen Steinbildern, als ich droben nimmermehr wahrgenommen hatte. Und so band er mich erst durch die Kunst an sich fest, und durch sein

reiches Wissen von dem fröhlichen Leben der alten Griechen. Und dann ermahnte er mich zu solch' einem fröhlichen Leben selbst, Gold, mehr, als ich begehrte, in meine Hände schüttend, und mehr, als ich zu verbrauchen wußte. Aber auch diese verderbliche Kunst lehrte er mich bald; ich ward der weichlichste und begehrendste Schwelger in Rom, und ungenügsam in der äußern Welt umher taumelnd, begann ich an die Pforte der Unsichtbaren zu klopfen, nicht, daß sie mich erleuchte, sondern daß sie mir diene. So hatte mich nun der furchtbare Führer ganz in seinen Banden. Ihr habt es wohl gemerkt, Vater, wie er mit gewaltigen Geistern in Verbindung steht; da sollte denn ich der Theilhaber aller seiner Geheimnisse werden, und in seiner Geleitschaft den Menschen und der Natur gebieten, wie es die griechischen Götter vor Zeiten gethan." — Der Vater kreuzte sich und den Sohn, und sagte: „Das heißt wohl recht, in eigner Kraft vom Tempel fliegen wollen." — „Nun sollte ich noch erst Alles von mir werfen," sagte Freimund, was mich an Deutschland und Aeltern und Christenthum festhielt. Bis dahin, hieß es, müsse ich ein Diener bleiben, und in saturninisch dunkler Farbe einher gehen, und den häßlichen Namen Nigromarte führen. Sei aber die Probezeit um: so solle ich einen schönen Götternamen erhalten und selbst ein wunderschöner Jüngling werden, und auch mein Führer könne sich dann verjüngen, und — der Larve nicht mehr bedürfend — die Schrecken von seinem Antlitze abstreifen, welche einstmalen eine verunglückte Beschwörung drüber hingeschleudert hat.

zur entsetzlichen Prüfung kämen wir in diese gute Stadt: ob ich wohl vom frechen Witze genugsam besessen sei, um Vater und Mutter und Heimath unter fremder Gestalt zu verhöhnen; und dann sollte ich dem Allertheuersten, an den die klugen Heiden nicht glauben, auch noch entsagen. — O Gott sei Preis! der den Furchtbaren auf das Krankenlager warf, und so die Weihung, nach der ich hintaumelte, zu nichte machte." Und wieder sank er betend nieder, und Vater und Braut beteten stillfreudig mit ihm. Dann erhuben sich alle Drei. — „Führe die Braut nach Hause," sagte Meister Helfrad, „stelle sie der Mutter vor, und erzähle der Alles." — „Ach!" seufzte Freimund, „wenn man der frommen, weichmüthigen Frau doch nur den Jammer verschweigen dürfte!" Aber der Vater sprach sehr ernst: „Wahrheit ist nicht nur gut Ding, mein Sohn, Wahrheit ist auch das allerbeste Ding; denn ohne die Wahrheit giebt es keine Liebe." — Freimund neigte in demüthiger Ergebung sein Haupt, und wandelte an Engels zarter Hand, von Engels lieblichen Tröstungen gekühlt und ermuthiget, heim; Meister Helfrad ging zu seinem Kranken. Mit ernstem Angesichte trat er vor dessen Bette, sprechend: „Ich habe meinen Sohn wieder zu mir genommen, Herr! Es wäre schon früher geschehen: aber ich erfuhr erst eben, daß er in Euren Diensten stand. Macht Euch also auf diesen Diener keine Rechnung mehr." — Und damit fing er an, Salbe und Trank zu bereiten, wie gewöhnlich, und aufzulegen und einzugeben, als ob weiter nichts vorgefallen sei. Der Verlarvte zit-

terte heftig. Endlich brachte er die Worte heraus: „Und willst mich nicht verlassen? und willst mich dennoch heilen?" — „Ei," entgegnete Meister Helfrad, „was ist da noch zu fragen? Bin ich ja doch von Gott und meiner Obrigkeit zum Arzte verordnet." — Der Kranke seufzte schwer, und drückte seines Pflegers Hand. Dann fing er wieder an: „Hat Dir Nigro —" „Das verbitte ich!" fiel der Meister ernsthaft ein; und jener sprach, sich verbessernd: „hat Dir Freimund verrathen, wer ich bin? Ihm bindet doch ein ernster Eid die Zunge." — „Versteht sich, daß er ihn hält," entgegnete der Meister, „und daß mein Sohn doch sein Umwenden nicht gleich mit einem Meineide begonnen haben wird." — „Ich will es Dir anvertrauen, wenn Du es gebeutst," sagte der Kranke, „und Du wirst erstaunen. Ach! aber es geht mir schwer über die Lippen." — „Gebt Euch kein Mühe," erwiederte Meister Helfrad, „ich bin eben nicht neugierig, und Gott verhüte, daß ich Euren Zustand irgend erschweren sollte." — Dann eilte er nach Haus, und fand den Sohn in den Armen der weinenden, verzeihenden Mutter und der überseeligen Braut. Bald darauf nahm der verständige Hausvater Frau Gertraud bei Seite, und bat sie ernst, ihrem Kinde die Haltung jenes Eides nicht durch Fragen zu erschweren. „Denn," sagte er, „Du hörest wohl bisweilen gern etwas Neues, und das wieder eingepflanzte Bäumlein mag kaum noch recht feste Wurzel geschlagen haben. Ueber Jahresfrist, hoffe ich, sollst Du ihn fragen, so viel Du willst."

Meister Helfrad's Hoffnung betrog ihn nicht. Die altdeutsche Liebe und Kraft in Freimund's Herzen gewann bald ihre ehemalige feste Herrschaft wieder, noch gestählt durch die Versuchungsstürme, welche sie hatte zu Boden kämpfen müssen. Eine schönere Prüfungszeit bestand jetzt der Jüngling unter den Augen der Aeltern um Engels Besitz, und die treue altväterliche Kunst leuchtete auch ihrerseits dem wiedergekehrten Sohne mit himmlischer Erquickung vor.

Derweile war der Verlarvte von seiner Krankheit genesen, und als ihn Meister Helfrad entließ, und ihm viele fromme Warnungssprüche mit auf den Weg gab, hörte er sehr geduldig zu, und sagte endlich leise und scheu: „So glaubt ihr denn wirklich, daß ich noch zu retten bin?" — „Warum nicht?" entgegnete Meister Helfrad; „der alte Gott lebt ja noch." — Da bat ihn der Genesene demüthig, ihm Vergunst zu verschaffen, daß er in einem Kloster, hier in der Stadt, Pönitenz thun möge. Freilich die Larve müsse er vorbehalten, denn sein Antlitz sei allzu gräßlich; — auch funkelten wieder die glührothen Augen so seltsam durch, daß Meister Helfrad wider alle Gewohnheit die seinen niederschlug; — so wünschte er auch seinen Namen verhehlen zu dürfen, auf daß nicht die Furcht der Klosterbrüder dadurch allzu sehr gereizt, oder auch vielleicht eine unzeitige Neugier erweckt würde, wegen vieler seltsamen Geheimnisse in seinem und noch eines Andern Leben. Meister Helfrad versprach zu thun, was er könne, und richtete auch in Kurzem Alles nach